Die

Sibylle der Religion

aus der

Welt- und Menschengeschichte.

Nebst

einer Abhandlung

über die

goldenen Zeitalter.

München,

in Kommission bey Joseph Lindauer.

1813.

BIBLIOTECA
DE
CIRCULACIÓN

Inhalt.

Abhandlung über die goldenen Zeitalter.

Seite.

Einleitung 3
Das goldene Zeitalter der Nomaden 15
Das goldene Zeitalter des Saturnus 29
Das goldene Zeitalter unter Perikles ꝛc. . . . 46
Das goldene Zeitalter der römischen Freyheit . . 65
Das goldene Zeitalter des Augustus 76
Die goldenen Ritterzeiten 89
Das goldene Zeitalter der Aufklärung . . . 99
Folgerung 129

Grundsätze der Religion aus der Welt- und Menschengeschichte.

I.

Plan der Fürsehung. Verbindung der Zeit und Ewigkeit. Schwäche der Menschen. Kraft der Religion. Maximen 131

Historische Betrachtungen.

Der Mensch 185
Weltplane der Menschen 201
Die Götter der Menschen 209
Die Werke der Menschen oder die Trümmer der Vorzeit . 217
Das Glück der Welt 284
Die Unsterblichkeit 249

Die Weisheit der Welt. Betrachtung in einer Bibliothek . 252
Zustand der Welt beym Eintritt des Evangeliums . 265
Der Stifter der christlichen Religion 273
Gründung des Christenthums 289
Ausbreitung des Evangeliums 309
Allgemeine Betrachtung 313
Eduard Youngs Gebet im Tempel des Weltgebäudes . 328
Lobgesang im Tempel des Herrn 329

II.

Einfluß des Frauenzimmers auf Sitten, Vaterland und Religion.

Maximen 331

Historische Belege.

Asdrubal und seine Gemahlinn 373
Lucretia 375
Coriolan und Veturia 381
Abigail und David 391
Judith 396
Die Machabäische Mutter 415
Felicitas 419
Vivia Perpetua 424
Monica und Augustin 428
Chrysostomus und seine Mutter 431
Theresia 435
Theodelinde Königinn der Longobarden 449
Mathilde Königs Heinrich des Finklers Gemahlinn . 459
Elisabeth Königinn von Portugal 481

Abhandlung

über

die goldenen Zeitalter.

Nicht alles, was glänzt, ist Gold.

Redeunt Saturnia regna: — ! — ?

VIRGIL.

—

§. 1.

Sie kommen wieder die goldenen Zeiten! — Das goldene Zeitalter erſcheint! — Sie ſind verſchwunden, die eiſernen Jahrhunderte! — Man wird keine Spur des Laſters mehr erblicken!

Redeunt Saturnia regna: —
Toto surget gens aurea mundo: —
Incipiunt magni procedere menses!
Scelerís vestigia nostri
Irrita perpetua soluent formidine terras! —

Wie ſchön tönten dieſe reizenden Worte, dieſe unvergleichlichen Weisſagungen in dem Munde griechiſcher Dichter von den Römiſchen nachgeſungen! Wie herrlich war ihr Wiederhall in den Kantaten der Nachwelt! — Allein in welche Verlegenheit geräth der Forſcher der Geſchichte, wenn er ihr wirkliches Daſeyn in der Geſchichte ſucht! Er muß entweder die Geſchichte

beschuldigen, daß sie gerade die glücklichsten Zeiten verschwiegen hat; oder bekennen, daß er sie vergebens suche.

Ist jemal ein goldenes Zeitalter da gewesen?
Ist es wieder gekommen?
Ist es je zu erwarten?

Diese drey Fragen beantworten, ist ein schweres Unternehmen, denn mit Nein beantworten, fällt die Schuld entweder auf die Geschichte; oder auf die Menschheit: — oder zu einiger Ehrenrettung von Beyden auf Beyde: — oder man muß sich gleichwohl zu einer andern Welt bekennen, um sich mit den Begebenheiten der Gegenwärtigen durch die Fürsehung auszusöhnen.

§. 2.

In den gerühmtesten Zeitaltern der Nationen herrschte die Sucht, nur die geräuschmachenden Thaten ihrer Helden und Könige; nicht die friedsamen Tugenden ihrer Weisen, noch das stille ruhige Glück der Völker zu verewigen.

Bey den meisten Geschichtschreibern, selbst in den Jahrbüchern großer Nationen, war das Gemälde der Sitten nur Nebensache.

„Einer von den Hauptfehlern der Geschichte, sagt der Verfasser des Emils, ist der, daß sie die Menschen vielmehr von ihrer schlechten, als von ihrer guten Seite schildert. Da sie nur durch Revolutionen, durch Katastrophen interessirt; so sagt sie von einem Volke, so lange es noch in der Stille einer friedlichen Regierung wächst, und blühet, kein Wort; sie spricht nicht eher davon, als bis es sich selbst nicht mehr genug, an den Angelegenheiten seiner Nachbarn Theil nimmt, oder sie an den Seinigen Theil nehmen läßt: sie verherrlichet erst dann, wenn es sich schon seinem Untergange naht. Alle Geschichtschreiber fangen da an, wo sie aufhören sollten. Wir haben die allergenaueste Geschichte der Völker, die sich zerstören; was uns fehlt, ist die Geschichte der Völker, die sich vermehren. Diese sind indessen so glücklich, und so weise, daß die Geschichte nichts von ihnen zu sagen hat; und in der That sehen wir selbst noch jetzt, daß die Staaten, die sich am besten befinden, gerade die sind, von denen man am wenigsten spricht. Wir wissen also nichts, als das Böse; das Gute macht kaum Epoche. Nur die Bösen sind berühmt, die Guten werden vergessen, oder lächerlich gemacht; und so kömmts, daß die Geschichte unaufhörlich das menschliche Geschlecht verläumdet."

Auch das Leben der Fürsten, die nur gerecht, und weise waren, gelangte selten zu einem besondern Ruhm. „Unglückliche Menschheit! ruft de Lille bey dieser Betrachtung auf: Man muß dich zerfleischen, damit die Geschichte von dir rede!“ Allg. W. u. M. G. II. B. S. 93.

Wie schwer ist es dann, unter solchen Umständen das goldene Zeitalter aufzufinden; oder die Zeiten, die man die goldenen nannte, als wahr anzunehmen! — Noch haben wir keine pragmatische Geschichte glücklicher Völker. — Nur Bossuet, der seine Einleitung zur Geschichte für den Thronerben Ludwigs XIV., und Condillak, der für den Prinzen von Parma schrieb, arbeiteten wenigstens dahin, die Weltbegebenheiten mit einer lichtvollen Moral zu verbinden, und durch Gemälde der Sitten, und Katastrophen auf die Herzen derjenigen zu wirken, die einst von ihren Thronen aus auf Millionen wieder wirken sollten.

Ich habe aber in der ganzen Weltgeschichte keine Nation gefunden; die von sich selbst gesagt hätte: Wir leben in einem goldenen Zeitalter! — Bald kam es mir vor, als wäre der schöne Ausruf: Goldene Zeiten! nichts weniger als ein Merkmal glücklicher Tage; sondern vielmehr ein

Beweis der Uebel des Tages, wo man erst anfieng, sich zu vergleichen, und mit Rührung auf die vergangenen Zeiten zurückblickte, und sie golden nannte; weil man sich unter neuen Ereignissen in ein eisernes Zeitalter hingeschlagen glaubte. Bald fand ich einen Geschichtschreiber, der freylich erst nach vielen Jahrhunderten Saturns goldene Regierung pries; übrigens aber es dem Leser überließ, den Platz zu erfragen, wo seine Residenz gestanden. Bald hörte ich in dem überspannten Gesange: „Sie kommen, Sie kommen die goldenen Zeiten!" nur den schmeichelnden Dichter, der, wie Virgil, das Kind in der Wiege besang, und auf dessen Daseyn schon den goldenen Pallast des Glückes baute, oder wie Horaz, dem vergötterten August zu Ehren die Rückkehr des goldenen Zeitalters versprach; während er in andern Dichtungen die Sitten geiselt, und die Uebel seiner Zeit bedauert; und unter solchen Widersprüchen die gewünschte Rückkehr beym ewigen Versprechen läßt. Bald ward dem Begriffe des goldenen Zeitalters eine Erklärung unterschoben, gegen welche sich die Menschheit sträubte; denn anstatt dieses Zeitalter in dem Reiche der Tugend, in den goldenen Früchten des Friedens, in dem ruhigen Glück der Völker zu suchen, bestimmte man seinen Werth nur nach

der Stärke der Welterschütterung, nach der Masse des vergossenen Bluts, nach dem Gewichte des geraubten Goldes. Daher geschah es dann, daß selbst die Dichter den Muth verlohren, die goldenen Tage des bürgerlichen Wohlstandes zu besingen. Daher stimmten mehrere griechische, und römische Dichter ihre Leyer bis zum Tone der epischen Trompete um. Hesiodus erhob sich in der Schlacht der Titanen: Pindar weihte seine Leyer dem Lobe der Athleten: Tyrtäus feuerte durch seine Kriegslieder ganz Lacedämon an. Wuth und Waffen, Krieg, und Schlachtordnungen erscheinen beym ersten Anblicke an der Stirne der Epopöen:

„Singe Göttinn die Wuth des Peleiden — Achilles!
Homer.

Arma virumque cano, Troiae qui primus ab oris —
Virgil.

Bella per Emathios plusquam civilia campos,
Jusque datum sceleri canimus, populumque potentem
In sua victrici conversum viscera dextra —
Lucanus.

Fraternas acies, aeternaque regna profanis
Decertata odiis — u. s. w.

Statius.

Unter solchen Umständen, und Schilderungen mußte dann ganz natürlich der Begriff von Glück und Größe eine neue Umstaltung leiden. Die Zeit der Heldenthaten, der Siege, und Triumphe war eine goldene Zeit. Man erhob sie bis in die Wolken, um den kriegerischen Geist der Völker zu wecken, und weckte am Ende nur allgemeines Unglück.

§. 3.

So bald man angefangen, die Zeitalter nach Metallen zu bestimmen; so kostete es immer mehr Mühe, das wahre Glück der Menschen und Völker aufzusuchen. Es ist daher weit schwerer, den Standpunkt des goldenen Zeitalters auszukundschaften, als es leichter ist zu beweisen, daß gerade diejenigen Zeiten, die man die goldenen nannte, nichts weniger, als goldene Zeiten waren. Unzufriedenheit, und schmeichelnde Partheylichkeit wirkten ununterbrochen zusammen, die Benennungen zu vertauschen, und so erhielt nicht selten ein eisernes Zeitalter den Namen des gol-

denen. Dichter, Redner, und Geſchichtſchreiber traten dieſem glänzenden Prädikate oft gegen allen Widerſpruch unglücklicher Nationen bey; denn ſie wurden dafür gut bezahlt. Eben ſo wurde das Gold der Tugend in Erz verwandelt, und das blutige Eiſen noch höher als Gold geſchätzt, wenn es gleich eine von der ganzen Weltgeſchichte beſtätigte Wahrheit iſt, daß der Uebergang eines Zeitalters in ein beſſeres oder ſchlechteres, nur durch die Tugend, oder ihren Verfall geſchah.

Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß die Menſchheit zum beſſern vorgerückt; allein bey dem ſteten Wechſel rückgängiger Schritte iſt ſie noch bey weitem nicht in den goldenen Zeitpunkt eingeſchritten, nach welchem ſie ſich vielleicht vergebens ſehnt. Es dürfte dieſes um ſo weniger eine gewagte Behauptung ſeyn, als der Stand der Nationen bey ſo vielen vermehrten, und vergrößerten Bedürfniſſen, vorzüglich aber unter den ſich durchkreuzenden Intereſſen einzelner Stände und Menſchenklaſſen ein ewiges Wogen zwiſchen Wohl und Wehe, eine beſtändige Miſchung von Armuth und Reichthum, von Druck und Gegendruck, von Glück und Unglück iſt. Das Unglück des Einen wird das Glück des Andern. Das Unheil, das dem Einen ſein Silber nimmt,

verſchafft dem Andern Silber und Gold. Das Elend des einen Standes nennt der andere ſeine goldene Zeit. Wenn der Luxus ganze Familien niederſchlägt; ſo nennt er dieſes ſeine goldene Aernte, und Zeiten der Frugalität ſind ihm ein eiſernes Zeitalter. Wenn Häuſer, Palläſte und Tempel in Feuer ſtehen, dann blühet der Waizen des Zimmermanns, und wenn Sitten, Polizey und Religion zuſammenwirken, die Menſchen geſund zu erhalten; dann leidet der Arzt, dem Galenus keine Reichthümer giebt; die er freylich oft mühſam verdienen muß. Wenn die Spiele, die Jagden, und alle jene Leidenſchaften, die man die edlen Paſſionen nennt, in gewiſſe Schranken zurückgewieſen werden, dann ſeufzen die Spieler, der Jäger, die Verſchwendung über die erloſchenen Lebensfreuden. Wenn der untreue Diener nicht mehr betrügen kann; dann bedauert er herzlich, daß die alte Herrſchaft nicht mehr lebt: laut erhebt er ſeine Klageſtimme: Die guten Zeiten ſind vorbey! — Wenn dagegen die Zeiten wieder kommen, wo der Prachtaufwand, der freye Zügel der Sitten, die Ungerechtigkeit ihr Spiel treiben können; dann freuen ſich Hunderttauſende über die Rückkehr eines goldenen Zeitalters, und danken den Göttern, daß die Menſchen zu ihrem Vortheile wieder Thoren ſind. So

ist dann die Menschheit nicht allein durch ihre natürlichen Gebrechen; sondern noch mehr durch die Bedürfnisse der Einbildung, die bereits den Karakter einer eisernen Gewohnheit angenommen haben, so weit gekommen, daß, wo nicht Glück und Unglück zusammen heurathen, es beynahe kein Gleichgewicht im Staate giebt. So nothwendig sind sich die Glücklichen und Unglücklichen geworden; so nahe sind Gold und Eisen verwandt; so sehr hat sich der Begriff der goldenen Zeiten verschmolzen oder verdunkelt.

Ich lobe mir ein Haus, eine Familie, eine Stadt, ein Land, wo Sicherheit und Frohsinn herrschen, wo Künste und Wissenschaften blühen, wo sich Gerechtigkeit und Friede küssen. Ich lobe mir den Dichter, der von der Seligkeit des fehdelosen Landes, von der Beute der goldenen Gärten, von den unschuldigen Spielen junger Bräute am Weinfest, und zur Aerntezeit singt, und die Tugend auch in ihren Leiden nicht vergißt. Ich lobe mir einen Alexander Severus, wenn er mit dem römischen Volke den Göttern für den Frieden dankt, mehr, als wenn Alexander der Große den Jupiter um neue Welten bittet, um sie erobern zu können, um sie leider! glücklich zu machen. Ich lobe mir

die glückliche Stadt, wo Handel und Gewerbe in voller Thätigkeit sind, wo Schiffe mit spielenden Segeln oder rauschendem Ruder ein- und auslaufen, und klingende Hammerschläge und rasselnde Güterwägen nur den Weichling beunruhigen; wo man es auf des Bürgers Angesicht lesen kann, daß er mit seinem Loose nicht unzufrieden ist; weil er auch die Religion zur Seite hat: wo die Tage des Herrn heilige Tage sind, und der feyerliche Glockenschall nicht lästig ist: wo jeder Stand dem ihm eigenen Berufe nachlebt; und das beunruhigte arbeitsame Schurzfell dem Vaterlande bessere Dienste leistet, als die Trompete des Todes: wo der Fürst auf den Unterthan, und der Unterthan auf seinen Fürsten volles Vertrauen setzt. Ich lobe mir die Zeit und das Reich, wo der Tugend ächter Glanz erscheint, der Weise und Glückliche sich mäßigen, der Arme Unterstützung, und der Unglückliche Trost oder Beruhigung finden kann; nachdem ein trügender Schein schon so viele Nationen geblendet hat, ihren Sturz nicht vorherzusehen. Von jeher war der Staaten höchster Schimmer, ohne Glanz der Tugend, ihr letztes Lebewohl, und ihr Zeitalter, das man golden nannte, nur Flittergold. Das Große, das Glänzende, das Glückliche, das uns von demselben die entstaltete Ge-

schichte, oder die mißbrauchte Dichtkunst zeigen, lag mehr in der Einkleidung, als in der Thatsache, und so werden wir das goldene Zeitalter so lange vergebens suchen oder erwarten, bis wir nicht den wahren Stein der Weisen werden gefunden haben. Oder

§. 4.

In welchem Jahrhunderte, auf welchem Platze des Erdrundes, in welchem Theile der Geschichte wäre sie dann zu erfragen, diese goldene Zeit? — Einige suchten sie unter den Nomaden auf: Andere unter dem goldenen Scepter des Saturnus: Andere unter Perikles und Alexander: Andere in dem Geiste der römischen Freyheit: Andere in dem goldenen Zeitalter des Augustus: Andere in den heroischen oder redlichen Ritterzeiten. Die Eigensinnigsten aber, die sie nicht so fast gefunden, als erfunden zu haben glauben, in der glänzenden Epoche der Aufklärung. Ich habe den Weg genommen, den mir alle Lobredner ihres goldenen Zeitalters vorgezeichnet haben, und war dennoch nicht so glücklich, auf den Standpunkt ihres Ideals zu gerathen.

§. 5.

Das goldene Zeitalter der Nomaden.

Was war wohl das Leben der ersten Nomaden, das Patriarchalische Glück? — Erst nach Jahrtausenden fieng man an, das Leben und das Zeitalter der Nomaden zu beneiden, und dasselbe eine goldene Zeit zu nennen, nachdem Druck und Elend die Menschen vermocht haben, ihren Zusammentritt in eine bürgerliche Gesellschaft zu verwünschen. So war es von jeher. Der Rückblick auf die Vergangenheit machte den Druck der Gegenwart allemal empfindlicher, weil man in dem Wahne stand, daß die vergangene Generation sich ohne Leiden behauptet habe. „O! die glücklichen Bewohner der Erde hieß es, die in ungestörter häuslicher Ruhe die wohlthätigen Gefühlde der günstigsten Regionen durchwanderten, keinen andern Zwang, als der Patriarchalischen Liebe kannten, und im einfachen Genuße goldener Früchte ihr Leben dahin brachten, welches ihnen der schönste Himmelsstrich, und der harmonische Einklang ihrer Herzen ununterbrochen versüßet hat. O! der schöne Stand der Unschuld und der Natur!“ — So harmonisch dieses in einer Idylle klingen möchte; so widrig

zeigte es sich auf der Tafel der Weltbegebenheiten. Man würde selbst der Majestät der heiligen Geschichte zu nahe treten, wenn man es über sich nähme, das goldene Zeitalter der Patriarchen gegen die Wahrheit ihrer Thatsachen zu vertheidigen. Nur die Lieblingsidee, die goldene Zeit gefunden zu haben, hat manchen großen Mann verleitet, sie in der Epoche wandernder Urväter aufzusuchen. „Dort, in den Jahrhunderten der Patriarchen, sagten sie, freute sich noch die Welt der glücklichsten Einfalt und Unschuld. Prachtaufwand, Ehrgeiz, stürmische Leidenschaften waren diesen seligen Erdebewohnern unbekannt: friedlicher Genuß und ruhiger Hingang vollendeten ihr glückliches Leben.“ Und nach diesen Ansichten erheben sie ihr unvergleichliches Zeitalter so sehr, daß sie der Menschheit nicht einmal die ihr eigenthümlichen Schwächen belassen wollten. Allein, wo sich schon die Leidenschaften in ihrer ganzen Stärke zeigten; wo es bereits eingebildete Bedürfnisse gab; wo man sich schon seiner Kunstgriffe zu bedienen wußte, um seinen Nächsten zu täuschen; wo sich Brüder bis auf den Tod verfolgten, und Söhne die grauen Tage ihrer Väter verbitterten; wo man dem gegebenen Worte auf eine ungerechte Weise auszuweichen verstand; wo der häusliche Friede so oft dem Zwiste oder

das

das häusliche Glück den bestürzenden Zufällen des Lebens, oder der Bosheit gewichen sind; wo es dann auch Städte gab, die den Wanderer kränkten; verschlimmerte Sitten, so, daß dem Manne seine Frau nicht mehr gesichert war; traurige Ereignisse, wobey nur die Erwartung eines Bessern den Leidenden und Lebensmüden stärken mußte — da konnte unmöglich ein goldenes Zeitalter bestehen.

Unter der traurigsten Rückerinnerung an den erlittenen unermeßlichen Verlust — im Schweiße des Angesichtes — der angedrohten Schmerzen gewiß — begann schon die allererste Menschenfamilie ihre keineswegs goldene Zeit. Kaum hatten sie ihre Kinder erzogen, so sahen sie den wilden Ausbruch der Leidenschaften, da sie ihren geliebten Abel von der Hand seines Bruders dahin gestreckt im Blut erblickten. Erster schrecklicher Blick eines gewaltsamen Todes, wie mußtest du auf die Herzen der ersten Stammältern gewirket haben! — Welche Familie würde sich nicht lebenslänglich über eine so schaudernde Mordthat kränken! wie oft wird sich nicht dieses blutige Bild vor ihre Augen hingestellt haben! — Wie sehr hatte der Fluch des Allerhöchsten über ihren Erstgebohrnen ihr Herz erschüttert! Wie

oft mag es nicht zur Sprache gekommen seyn, auf welchem Theile des Erdbodens, in welcher Wüste der unglückliche Flüchtling herumirren werde, bis er endlich vom ewigen Gewissen verfolgt — die erste Stadt oder feste Wohnung anlegte, um sich, wie er glaubte, vor der Rache der Wiedervergeltung zu sichern? Wie oft werden sich dann nach vollbrachter Arbeit, nach einem schwülen Tage, die Thränen unter ihre Schweißtropfen gemischt haben, wenn sie von Abels Tod, von Kains Verwünschung, von ihrem verlohrnen Vaterlande sprachen! Mit einem neuen Sohne gesegnet fanden sie zwar einige Erleichterung ihrer tiefgebeugten Seelen; allein wie konnten sie ihren unglücklichen Erstgebohrnen vergessen! Das hohe Alter, das sie endlich erreichten, diente nur dazu, um die Ausartung eines großen Theils ihrer Nachkommen zu bedauern; nur noch dadurch glücklich, daß sie eher zur Erde zurückkehrten; als das allgemeine Verderbniß der Sitten ihre ganze Nachkommenschaft ergriffen hat. Schon die Vermischung der beyden Familien Seths und Kains brachte die grißten Unordnungen hervor; denn die schönen Frauen wurden den Tugendhaften vorgezogen. Dieß war der Geschichte genug, um anzuzeigen, wie weit das Glück, und die Tu-

gend bereits von der Erde, gewichen waren.

Lamech empfand den Druck einer eisernen Zeit gewiß recht sehr, da er bey der Geburt seines Sohnes, den er Noah hieß, sagte: „dieser wird uns auf Erden, auf die Gott den Fluch gelegt hat, bey unserer qualvollen Mühe und Arbeit trösten:" Gen. V. 29. Und Noah fühlte es noch mehr, da er seinen Zeitgenossen, ja selbst seinen nächsten Anverwandten ihr bevorstehendes Schicksal vergebens weissagte, endlich die ganze Bevölkerung der Erde durch eine Fluth verschwinden, und nur sich sammt sieben Personen, dem einzigen Reste der unglücklichen Menschheit gerettet; den Wunsch aber, oder die Weissagung seines Vaters nur dadurch erfüllet sah, daß das Menschengeschlecht nicht gänzlich von der Erde verschwunden. Nachdem die schreckliche Katastrophe vorüber war; so sah sich der Patriarch sogleich mit seiner Familie genöthiget, ein neues mühsames Tagwerk zu beginnen. Doch der Segen seines Feldes und Weinbaues ward ihm bald durch den Spott seines Sohnes, durch den ihm dadurch abgenöthigten Fluch, und durch Chams Erniedrigung unter die Herrschaft seiner Brüder verbittert. Gott selbst, der Kenner der Herzen, fand es schon für nöthig

dig, dieser Familie nebst seinem Segen das erste Criminalgesetz zu geben: „Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll auch vergossen werden; denn der Mensch ist Gottes Ebenbild:" Gen. IX. 6. Solche Ansichten biethen nichts weniger, als ein goldenes Zeitalter dar.

Eben so wenig finden wir es in den Zeiten Abrahams. Er sah oft mehr einem irrenden Flüchtlinge, einem beunruhigten Fremden, einem Wanderer ohne Sicherheit; als einem glücklichen Nomaden gleich; denn es gab schon Städte und Könige. De Bussieres nennt ihn „tot locorum exsul, quot incola" p. 17. Glaubte er vor Menschen sicher zu seyn; so war er es nicht vor den Elementen. Eine große Hungersnoth zwang ihn mit seiner Familie nach Aegypten zu fliehen, und schon an den Gränzen fieng er an, vor den Sitten der Aegypter zu zittern. Die Schönheit seiner Frau machte ihn für sein eigenes Leben besorgt. „Sage ihnen, sprach er zu Sarai, daß du meine Schwester bist; so werden sie mich nicht umbringen." Sarai hieß wirklich Schwester in der Sprache der Aegypter: sie war es auch; denn sie war die Tochter seines Vaters von einer andern Frau. Abraham war kaum angekommen, so hinterbrachten es die gefälligen

Hofherren dem König Pharao, und priesen die Schönheit der Sarai. Sie wurde in den Pallast geführt; dem Abraham aber erzeigte man Gutes um ihretwillen „bis endlich der Irrthum des Königs, und Abrahams Kunstgriff durch von Gott verhängte Strafen entdeckt, und beyde entlassen wurden. Dieser nemlichen Zweydeutigkeit bediente sich Abraham bey einer ähnlichen Gefahr zu Gerar gegen den König der Philister Abimelech, den dann ein Traumgesicht zur Zurückgabe der Sarai schreckte Gen. XX. Diese beyden Begebenheiten trugen aber vieles bey, den Patriarchen zu einem reichern Mann zu machen. Er erhielt eine Menge Schafe, Rinder, Kamele, Knechte und Mägde zu Geschenken; und von dem König Abimelech nebenbey tausend Silberlinge zu einem Schleyer für seine Frau." „Bedecke damit, sagte der König beym Abschiede zur Sarai, deine Augen vor allen, die um dich her sind, und allenthalben, wo du hinkömmst, erinnere dich, daß du weggenommen warst." v. 16. — Abraham ward dann reich an Silber und Gold, und besaß ein Vermögen, das nun nicht mehr das einfache Hirtenleben karakterisirte. Man lese nur die Geschenke, die er seinem Abgeordneten, um eine Braut für seinen Sohn zu werben, mitgegeben hatte. Goldene Ohrengehänge und Armbänder, silberne

und goldene Geschirre, schöne Kleider zog der Abgeordnete sogleich hervor, da Rebekka ihr Jawort gegeben hatte; und ihre Mutter und Brüder wurden mit Kostbarkeiten beschenkt. Gen. XXIV. 53. — Wollte man das goldene Zeitalter einzig nach Reichthum, Schmuck und Gold entwerfen; so dürfte man wohl glauben, daß Abrahams Lage eine Ausnahme in dem Mißgeschicke der Menschen machte, allein goldene Pokale sind oft nur mit Bitterkeiten angefüllt, und derjenige, der sie trinken muß, genießt bey weitem kein fröhliches Leben. Diese Bitterkeiten fühlte Abraham nur zu sehr in allem, was die häusliche Ruhe im innern, und den Frieden von außen zerstören kann, als Familien Vater, als Ehegatte, als ein von Gott schwer geprüfter Mann. Der Zwist mit seinen Anverwandten, die Schlägereyen ihrer Hirten, die Eifersucht der ältern Frau mit der jungen Magd, die Entfernung der Agar, die Unsicherheit vor seinen Nachbarn, der bestürzende Anblick von Sodom waren schon in sich Gründe genug, ihn gegen den Werth seines Reichthums gefühllos zu machen. Das Gold für sich allein wägt keineswegs das verschwindende Glück der häuslichen Ruhe auf. Der Stand seines Vermögens hatte den Patriarchen schon mehr zu einem mächtigen Hirtenfürsten, als zu einem glücklichen Nomaden gemacht, und

so sah er sich schon genöthiget, seine Knechte zu bewaffnen, Bündnisse anzuleiten, und Könige zu betriegen, theils um seinen Vetter zu retten, theils um sich selbst zu behaupten. Unterdessen starb Sarai in einem fremden Lande. Abraham der dahin reiste, um über sie zu trauern und zu weinen, mußte für ihre Grabstätte 400 Sikel bezahlen. Er nahm sich nachher eine zweyte Frau, und starb, wie sich die Schrift ausdrückt, des Lebens satt: Gen. XXV. 8.

Isaak war als Erbe der Güter seines Vaters, eben so wenig im Stande, ihren Genuß mit den Widerwärtigkeiten der Zeit und des Lebens ins Gleichgewicht zu bringen. So viele Sorgen ihm die Unfruchtbarkeit seiner geliebten Rebekka machte, eben so großen Kummer machte es ihm, da sie endlich von Gott gesegnet unter den größten Schmerzen zwey Völker, d. i. zwey Stammvater unter ihrem Herzen trug." Gen. XXV. 23. Dergleichen Leiden sind freylich mehr oder weniger das allgemeine Loos der Väter und Mütter, welche Glück und Unglück mit einander theilen; allein wenn dann ihre Kinder nur dazu dienen, ihre Lebenstage zu verbittern; dann erlöschen auch die übrigen Lebensfreuden. Gold und Silber entschädigen fühlende Herzen nicht über die Wunden ei-

ner fehlgeschlagenen Erziehung, oder einer unglücklichen Aussetzung. — Der widersprechende Karakter der Erstlinge der Liebe Isaaks und Rebekka — Esaus und Jakobs — das verkaufte Recht der Erstgeburt, die anhaltenden Brüderzwiste, die Hungersnoth, die auch Isaak nöthigte, samt seiner ganzen Familie auszuwandern, seine Lebensgefahr wegen seiner Gattinn, der Neid der Philister wegen seinem Vermögen, der so weit getriebene Hass, daß man seine Brunnen verstopfte, und ihm sogar das Wasser versagte, die beyden Weiber, die Esau heurathete, und Isaak und Rebekka so viel Herzeleid verursachten, daß Rebekka sagte: „Nimmt sich Jakob auch eine Frau aus diesem Lande; so bin ich des Lebens überdrüßig," Jakobs verlohrnes Augenlicht, Esaus Wuth über den entzogenen Segen, und Jakobs Flucht, um von seinem Bruder nicht ermordet zu werden u. s. w. — dergleichen Scenen sind keinesweges geeignet, das Glück und den Glanz einer Familie, oder den Werth eines Zeitalters zu erheben.

Mit welchen Widerwärtigkeiten und Drangsalen hatte nicht der gute Jakob sein ganzes Leben hindurch zu kämpfen! Die Ereignisse sowohl in seinem Hause, als unter seinen Zeitgenossen werfen einen widrigen Schatten auf die damalige

Welt. Was hatte nicht Jakob von Laban, seinem nächsten Anverwandten zu erdulden? — Wie eigennützig, hart und unbillig gieng dieser Mann ohne Wort, mit Jakob um? Zwanzig Jahre mußte ihm Jakob ununterbrochen dienen, 14 um seine Töchter, und 6 um seine Herden, und wohl zehenmal veränderte er ihm in der Zwischenzeit seinen Lohn; bis sich endlich Jakob gezwungen sah, sich zu trennen, und mit den Seinigen zu entfliehen. Allein jetzt reihte sich an der Kette der Widerwärtigkeiten in Jakobs Hause ein Glied an das andere. Seine erlittene Verfolgung von Labans Söhnen, seine Furcht und Demüthigung vor seinem Bruder, die Entführung der Dina, das gebrochne Wort, die schreckliche Rache und die Mordthaten seiner Söhne, seine daraus entstandene Furcht und Unsicherheit sammt seinem ganzen Hause vertilgt zu werden, die falschen Götzen, die sich in seine Familie eingeschlichen, der tragische und langgeglaubte Tod seines geliebten Josephs, das Verbrechen seines Erstgebohrnen, dem er am Ende den Segen der Primogenitur versagte, die Laster in dem Hause Juda, dessen erster Sohn Her mit dem Tode bestraft wurde, und dessen zweyter Sohn Onan der Onanie den traurigen Namen gab; die Geschichte der Thamar, wie sie vermummt auf der Straße sitzt, und der daraus

sichtbare Geist der Zeit, wo es schon öffentliche Mädchen gab, derer wilde vermischte Freuden nichts weniger, als ein goldenes Zeitalter verkünden, noch die Mehrung des menschlichen Geschlechtes befördern; diese und noch andere Leiden und Ereignisse konnte die Freude nicht aufwiegen, da man dem Patriarchen die Nachricht hinterbrachte, daß sein Joseph lebt, und da er ihn endlich in seine Arme schloß. Es war ein Tropfen Erleichterung nach so vielen überstandenen Trübsalen an dem Abend seines Lebens. Als er endlich dem König Pharao vorgeführet wurde, und dieser ihn fragte, wie alt er sey; so antwortete Jakob: „Die Tage meiner Pilgrimschaft sind hundert und dreyßig Jahre, und diese wenigen und bösen Tage reichen an die Tage der Pilgrimschaft meiner Väter nicht hin.“ Gen. XLVII. 9.

Joseph fühlte als Vicekönig nur zu sehr die Bürde einer Regierung, wenn sie zwischen den Bedürfnissen der Menschen, und der kargen oder empörten Natur ins Gedränge kömmt. Eine drückende Hungersnoth, und ein endlicher Mangel an Allem, brachte es so weit, daß es dem Volke an Vieh und Geld und Brod mangelte.

Ganz Aegypten lief zu Joseph: „Das Geld ist hin, sagten sie; das Vieh ist hin! du weißt

es, wir haben nichts mehr, als unsere Körper und unsere Felder. Warum sollen wir aber vor deinen Augen sterben? kaufe uns als Leibeigne für den König, und gieb uns Getraidsamen, daß unsere Felder nicht zur Wüsteney werden, wenn die Bauleute verhungern." Gen. XL. 18. Schon dieses genügt, um zu zeigen, daß der Abstämmling eines Patriarchen, selbst mit dem königlichen Scepter in der Hand, nicht vermögend war, ein goldenes Zeitalter herbeyzuführen.

Vergebens suchen wir also in der Epoche der Patriarchen die schöne glückliche Welt, die goldene Zeit. Oder sie war nur die momentane Zwischenzeit, da der erste Mensch — rein von Gott geschaffen — seiner Freyheit überlassen — sich über ihren Mißbrauch schämen mußte.

Uebrigens hat uns alle angeführten Züge und Thatsachen die biblische Geschichte aufbewahrt — die aufrichtigste aller Geschichten: — Sie schildert die Menschen, wie sie waren; und wenn sie ihre Tugenden preist, verschweigt sie ihre Gebrechen nicht. Dennoch dienen sie keineswegs dazu, den persönlichen Karakter unserer Stamm- und Urväter zu erniedrigen. Bey den größten und widrigsten Unfällen der Häuser und Familien,

hebt sich oft die Kraft und Tugend eines Einzigen hoch empor, und greift in die große Verkettung der Plane des Ewigen ein. Die sittliche Weltordnung schreitet nach ganz andern Ansichten einher. Bey den gewaltigsten Stürmen erhält sich oft eine einzige Eiche, und unter den Stürmen der Unsittlichkeit fand die Tugend doch immer einen Aufenthalt. Dieses war der Fall in den Leben der Patriarchen. In Mitte einer verdorbenen Mitwelt fiel der Stral der ewigen Fürsehung wirkend auf ihre Häupter, um sie zu erleuchten, damit sie ihrem Zeitalter untreu blieben, um der Tugend treu zu seyn. Sie waren die Depositärs der göttlichen Verheißungen, und durch sie erhielt sich die Uebergabe von Geschlecht zu Geschlecht. Sie sind ein Beyspiel der Kränkung und der Prüfung geworden; aber auch ein Beyspiel des höchsten Vertrauens auf das Wort des Allerhöchsten. Sie haben Beweise geliefert, wie Gott der Bösen um der Gerechten willen schont, wie willig er den Gefallenen seine Hände biethet, wie fruchtlos die Bemühungen der Sterblichen sind, Gottes Absichten zu vereiteln. Sie allein hielten oft noch den Segen des Himmels in ihrem Hause fest, wenn ihn gleich einige ihrer Kinder und Enkel nicht verdienten. Sie haben ihr Tagwerk im Schweiße des Angesichts oder unter beständigen Widerwärtigkei-

ten voll hoher Zuversicht und Erwartung ruhig vollendet. — Doch von solchen Ansichten will die verfeinerte Welt eben so wenig wissen, als von dem goldenen Zeitalter der leidenden Tugend.

§. 6.

Saturns goldene Regierung.

Die Dichter verstanden es besser, als die heilige Geschichte, über das Glück der Menschen zu träumen. Hoch über die Erde hinaus — ohne Rücksicht auf den Menschen als Mensch — hingerissen vom hyperbolischen Geistesschwunge suchten sie den Sterblichen ein goldenes Zeitalter zu verschaffen, und schufen Saturns goldene Regierung. Wo war sie dann aber diese glückliche Insel, dieses reizende Eiland, auf welchem der goldene Saturnus mit seinem goldenen Scepter seine glücklichen Menschen regierte? Wo schläft er denn seit Jahrtausenden? — Dieses Land hat noch kein Forscher in der Geschichte, und kein Geograph auf Erden entdeckt; und vielleicht hat sich die Dichtkunst in ihrem Fluge nie so weit von ihrem Gegenstande entfernt, als da sie dieses Zeitalter aus ihrer schöpferischen Kraft hervorgehen ließ; denn sie vergaß, daß die Menschen frey sind,

und die Spuren ihrer zerrütteten Natur die ganze Menschheit durchlaufen. Nur das Ende dieses Zeitalters haben sie richtiger karakterisirt. Astrea, sagten sie, hatte sich in der goldenen Zeit auf Erden aufgehalten, und nach der strengsten Gerechtigkeit gehandelt; als aber die Menschen Verächter der Gerechtigkeit wurden; so flog sie wieder gen Himmel zurück.

Hesiodus war der Erste, welcher die Zeitalter in das goldene, silberne, eherne, in das Zeitalter der Heroen, und in das eiserne eintheilte. Es scheint aber, daß er sich über die Unwahrscheinlichkeit seines goldenen Zeitalters durch die Wahrheit des Eisernen auszusöhnen suchte: „In jenem goldenen Zeitalter, sang er, waren die sterblichen Menschen noch mit den Göttern die Bewohner der himmlischen Behausungen, und lebten unter dem im Himmel herrschenden Saturn. Sie lebten wie Götter in der größten Sicherheit ohne Arbeit, ohne Kummer, ohne Beschwerden des Alters. Sie waren sich an allem ähnlich, und reich an Früchten ergötzten sie sich in den herrlichsten Gastmählern, frey von allem Uebel. Der fruchtbare Boden trug alles von sich selbst, und so hatten sie keine anderen Sorgen, als ihr Vergnügen; und starben endlich wie eingeschlafen.“

„Ut simul nati sunt Dii mortalesque homines
Aureum primo genus diversiloquentium hominum.
Dii fuerunt coelestium donorum incolae.
Et ii quidem sub Saturno erant, cum in coelo regnaret:
Et ut Dii vivebant, securo animo praediti,
Plane absque laboribus, et aerumna: neque molesta
Senecta aderat; semper vero pedibus ac manibus sibi similes
Delectabantur in conviviis extra mala omnia,
Abundantes pomis, cari beatis Diis.
Moriebantur autem ceu somno domiti: bona vero omnia
Illis erant; fructum autem ferebat fertile arvum
Sponte sua multum, et copiosum: ipsi quoque pro arbitrio
Tranquilli res suas curabant cum bonis multis.“

Von dem eisernen Zeitalter hingegen entwarf Hesiodus folgende traurige, und dennoch nicht übertriebene Schilderung:

„O utinam ego quinto non interèssem
Hominum generi, sed aut mortuus essem
prius, aut postea natus!
Nunc enim genus est ferreum: neque, un-
quam, aut die
Quiescent a labore, et miseria, aut nocte
Corrupti: graves vero Dii dabunt curas.
Sed tamen et hisce admiscebuntur bona
malis,
Jupiter autem perdet etiam hoc genus vario
loquentium hominum,
Quum vix nati canescant.
Neque pater liberis similis, neque liberi
patri;
Neque hospes hospiti, neque amicus
amico
Neque frater amicus erit, ut ante hac:
Statim vero senescentes dehonorare so-
lent parentes.
Incusabunt autem illos molestis alloquen-
tes verbis
Impii, neque Deorum iram veriti, neque
hi sane
Senibus parentibus educationis praemia
reddent,
Violenti, alter vero alterius civitatem di-
ripiet.

Neque ulla pii gratia erit, neque justi,
Neque boni: magis vero maleficum, et injurium
Virum colent. Justitia vero in manibus et pudor
Non erit. Laedetque malus meliorem virum,
Verbis injustis alloquens, peierabit vero:
Livor autem homines miseros omnes
Malos rumores spargens, malis gaudens comitabitur inviso vultu.
Tum demum ad coelum a terra spatiosa
Candidis vestibus tectae corpus pulcrum
Ad Deos abierunt, relictis hominibus
Pudor et Nemesis; relinquentur autem dolores graves
Mortalibus hominibus: mali vero non erit remedium

Hes. Opera et Dies nach der Ueberſetzung *Schraderi pag. 23 et 31.*

Nach Bouterweks Ueberſetzung:

O! wär ich doch nicht unter das Geſchlecht
Der fünften Art gefallen! lieber früher
Geſtorben, oder ſpäter erſt gebohren!
Denn jetzo lebt das eiſerne Geſchlecht.
Bey Tag und Nacht iſt weder Raſt noch Ruhe

Von Müh und Noth. Aber dennoch iſt der Menge
Des Uebels Gutes zugemiſcht. Und Zeus
Wird dieß Geſchlecht der Menſchen auch vertilgen,
Wenn graues Haar an ihrer Schläfe hängt.
Der Vater wird den Kindern nicht, das Kind
Dem Vater nicht, der Gaſt dem Gaſtgenoſſen
Der Bruder nicht dem Bruder wie zuvor
Ergeben ſeyn. Unehre wird das Alter
Der grauen Aeltern treffen. Ach! ſie werden
Hart angefahren werden von den Argen,
Die nicht mehr achten auf der Götter Wort.
Der Eine wird des Andern Stadt zerſtören.
In keiner Gunſt wird Eid, Gerechtigkeit,
Und guter Wille ſtehen. Den Frevelmuth
Der kecken Uebelthäter wird man ehren.
Der Schlechte wird den Guten übereilen
Durch Meineid, ſchlaue Red' und böſen Trug.
Und im Tumult des düſtern Jammers wird
Sich alles in die Wette niedertreiben.
Dann ſind von der weit betretnen Erde
Die Göttinnen Gerechtigkeit und Zucht,
In ſchöne Götterbildung eingehüllt
In ihrem keuſchen Lilienkleide
Zu den Unſterblichen zurückgekehrt

Und haben uns verlaſſen. Was geblieben
Auf Erden iſt, iſt nur ein trüber Wunſch;
Und keiner kann des Uebels ſich erwehren.

Dieß ſchrieb vor einigen Jahrtauſenden Homers Zeitgenoſſe. Wie oft hat ſich aber nicht ſeither dieſes widrige Bild erneuet, während es mit dem goldenen Zeitalter beym bloßen Wunſche geblieben? Ich habe überhaupt die Bemerkung gemacht, daß, wenn die Dichter die goldene Zeit oder einen goldenen Scepter beſangen, ſie gemeiniglich alle Grenzen der Wahrſcheinlichkeit überſchritten; wenn ſie dagegen von einem eiſernen Zeitalter ſprachen, eher zu wenig als zu viel ſagten. So reichhaltig iſt der Stoff des menſchlichen Elendes.

Unterdeſſen wünſchet die Menſchheit, ſich mit der Hoffnung eines Beſſern zu beruhigen; und liebt daher auch unerreichbare Ideale, und mancher Dichter hatte dabey die lobenswürdige Abſicht, daß wenigſtens ein oder der andere ſchöne Zug nicht ohne Wirkung bleiben werde. Dieſe Gründe mögen vielleicht einen Fenelon beſtimmt haben, alle reizenden Züge des goldenen Zeitalters in ein Ganzes zu faſſen, und der Aſträa

noch ein Plätzchen auf dieſem Erdrunde anzuweiſen.

„Bätika, läßt er den Adoam erzählen, iſt das fruchtbarſte Land unter einem gelinden Himmel, der immer heiter iſt. Dieſes Land ſcheint die Annehmlichkeiten des goldenen Weltalters beybehalten zu haben. Das ganze Jahr iſt nichts anders, als eine Vermählung des Frühlings mit dem Herbſte, die einander die Hände zu bieten ſcheinen. Die Erde in den Thälern und auf den offenen Ebenen trägt jährlich eine doppelte Aerndte. An den Wegen ſtehen Lorberbäume, Granatenbäume, Jesmine und andere immergrünende und blühende Bäume. Die Berge ſind mit Herden bedeckt, welche eine feine Wolle geben, die alle Nationen ſuchen.

In dieſem ſchönen Lande finden ſich viele Gold- und Silberadern; allein die Einwohner an eine einfache Lebensart gewohnt, und dabey glücklich, würdigen nicht einmal Gold und Silber unter ihre Reichthümer zu zählen. — Sie kennen keine andere Kunſt, als den Ackerbau und die Viehzucht; Holz und Eiſen zum nöthigſten Gebrauch zuzubereiten. Alle anderen Künſte, die bey den Griechen, Aegyptern, und andern

Völkern in Anſehen ſind, verabſcheuen ſie als eine Erfindung der Eitelkeit und der Wohlluſt. Wenn man ihnen von Völkern ſpricht, welche die Kunſt beſitzen, prächtige Gebäude aufzuführen, Hausrath von Gold und Silber, Zeuge mit Gold durchwirkt und mit Edelſteinen beſetzt, zu verfertigen; koſtbares Raudwerk, niedliche Gerichte und Instrumente, deren Klang ergötzet, zu haben; ſo antworten ſie: Jene Völker ſind wohl recht übel daran, daß ſie ſo viele Arbeit und Mühe angewendet haben, ſich ſelbſt zu grund zu richten. So ein Ueberfluß macht diejenigen, die ihn beſitzen, weichlich, trunken und unruhig. Er reizet die, die ihn nicht haben, ihn durch Unrecht oder Gewalt zu erlangen. Iſt das nicht überflüßig, was nur dazu dient, den Menſchen zu verſchlimmern? Sind denn dieſe Leute geſünder, ſtärker als wir? Führen ſie ein freyers, ruhigeres, fröhlichers Leben? Als Sclaven ſo vieler Bedürfniſſe können ſie unmöglich reiner und einfacher Vergnügungen fähig ſeyn. — So reden dieſe verſtändigen Leute, welche die Weisheit nur aus Erforſchung der einfachen Natur gelernet haben. — Sie leben in Geſellſchaft, ohne ihre Ländereyen abzutheilen. Jede Familie wird von ihrem Haupte gelenket, welches ihr wirklicher König iſt. Der Vater der Familie

iſt berechtiget, jedes ſeiner Kinder oder Enkel, wegen einer böſen Handlung zu ſtrafen, ziehet aber die übrigen Mitglieder der Familie ehevor zu Rath. Dieſe Strafen ereignen ſich aber faſt niemalen; denn die Unſchuld der Sitten, Treue und Glaube, Gehorſam und Abſcheu vor dem Laſter wohnen in dieſem glücklichen Lande. Es ſcheint, daß Aſträa, die ſich der Sage nach in den Himmel zurückbegeben haben ſoll, noch hienieden bey dieſen Leuten ſich in geheim aufhalte. Bey ihnen hat man keine Richter nöthig; denn dieſe Stelle vertritt das Gewiſſen. Nur Greiſen von Erfahrung, und jungen Männern, die ihnen an Tugend gleich kommen, wird Achtung erwieſen. In dieſem von den Göttern geliebten Lande laſſen dann Betrug, Gewalt, Meineid, Streitigkeiten und Krieg nie ihre grauſame und verpeſtete Stimme hören. Nie hat Menſchenblut hier die Erde befleckt. Wenn man mit dieſen Leuten von blutigen Schlachten, ſchnellen Eroberungen, und den Umwälzungen der Staaten ſpricht, die man bey andern Nationen ſieht; ſo können ſie ſich nicht genug verwundern. Wie, ſagen ſie, ſind denn die Menſchen nicht ſchon ſterblich genug? Sind ſie denn nur darum auf der Erde, ſich einander zu zerfleiſchen und unglücklich zu machen?

„Sie können nicht begreifen, daß man Eroberer bewundere. Welche Thorheit, sagen sie, wenn man seine Glückseligkeit darein setzt, andere zu regieren, da die Beherrschung derselben so mühselig ist, wenn man sie nach Vernunft, und den Vorschriften der Gerechtigkeit regieren will. Und warum will man denn ein Vergnügen daran finden, sie wider ihren Willen zu beherrschen? Alles, was ein weiser Mann thun kann, ist dieses, daß er sich bereit finden lasse, die Regierung über ein willges Volk zu übernehmen, das ihm die Götter gegeben; oder über ein Volk, welches ihn bittet, sein Hirt und Vater zu seyn. Aber Völker wider ihren Willen beherrschen, heißt der falschen Ehre geniessen, daß man sie in der Sclaverey halte. Ein Eroberer ist ein Mensch, den die wider das menschliche Geschlecht gereizten Götter der Erde im Zorn gegeben haben, damit er Königreiche verheere, Schrecken, Elend und Verzweiflung verbreite, und so viele Sclaven mache, als es freye Menschen giebt. Ein Mensch, der nach Ruhm trachtet, findet er solchen nicht schon genugsam, wenn er diejenigen mit Weisheit lenkt, welche die Götter seinen Händen anvertrauet haben? Glücklich ist derjenige, der, wenn er keines andern Sclave ist, auch die eitle Ehrsucht nicht

beſitzt, andere ſich zu Sclaven zu machen. Die großen Eroberer ſind den ausgetretenen Flüſſen gleich, die zwar majeſtätiſch ausſehen, aber alle fruchtbaren Felder verheeren, die ſie nur bewäſſern ſollten.“ Eben ſo wenig wiſſen dieſe glücklichen Volker von dem kleinen häuslichen Kriege. Die Ehen ſind nach ſo ſchönen Geſetzen eingerichtet, daß daſelbſt ein ewiger Friede herrſcht. Kein Mann darf mehr als eine Frau haben, und dieſe behält er lebenslänglich. Beyder Ehe beruht auf ihrer Treue. Niemals iſt wohl ein Volk ſo ehrbar, noch auf ſeine Keuſchheit ſo eiferſüchtig geweſen, als dieſes. Das Frauenzimmer daſelbſt iſt ſchön und angenehm, aber ungekünſtelt, ſittſam und fleißig. Die Ehen ſind fruchtbar, fruchtbar und unbefleckt. Mann und Weib ſcheinen nur eine Perſon in zwey verſchiedenen Leibern zu ſeyn. Mann und Frau theilen alle häuslichen Sorgen miteinander. Der Mann beſorgt alle Angelegenheiten außer dem Hauſe; die Frau ſchränkt ſich auf ihre Haushaltung ein. Sie erleichtert ihrem Manne ſeine Laſt, und ſcheint nur da zu ſeyn, um ihm zu gefallen. Sie gewinnt ſein Vertrauen, und ergötzt ihn nicht ſowohl durch ihre Schönheit, als durch ihre Tugend. Das wahre Vergnügen ihrer Verbindung dauert, ſo lange ſie leben. „So

herrscht das goldene Zeitalter bey diesem glücklichen Volke. Ausführlicher im VIII. B. der Begebenheiten Telemachs.

So unvergleichlich sich einzelne Züge dieses Gemäldes ausnehmen; so unwahrscheinlich ist das Ganze. Nein! einen solchen Himmel trägt die Erde nicht. Doch dem Dichter scheint im ikarischen Fluge alles erreichbar zu seyn, und im süßen Traume wird alles zu Gold. Indeß er das eiserne Zeitalter vor Augen hat, muß er das goldene dichten. Daher geschieht es denn, daß er im Ganzen nur ein schimmerndes Luftgebäude ohne Treppe entworfen hat, das weder ein Volk noch ein Fürst je erreichen wird, und oft nur dazu dient, beyde zu täuschen. Daher kömmt es, daß, wenn exaltirte Staatenkünstler sich an die Dichtkunst anschließen, die Völker ungerecht genug sind, eine Regierung, ein Zeitalter nach diesem Goldschlage von den Häuptern der Monarchien oder der Republiken zu fodern. Daher versprechen sich oft die Völker bey einer neuen Huldigung goldene Zeiten; und die Regenten versprechen — oft ohne ihr Verschulden — der Nation goldene Berge. Die Dichter besingen sie, unbesorgt um die Bestätigung. Daher kam es, daß die ohnehin stets unzufriednen Menschen über ihre

getäuſchte Erwartung ſeufzten, und nur von entfernen Zeiten ſprachen. Daher foderte noch um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein Dichter alle Elemente, Kanonen und Bombarden auf:

Aera fera intonate,
Bombos bombis aceruate
Ter quaterque repercusso
Reboate fremitu!
Tellus a mugitu tremat,
Fluctus fluctum fluctu premat,
Instar maris decumano
Furat aër strepitu!

Um den ſchlafenden Saturnus aufzuwecken. — Daher bleibt der Streit ſelbſt über die Möglichkeit des goldenen Zeitalters, dieſer Zeit ohne Leiden, noch immer unentſchieden. Sollte man aber die Entſcheidung den Philoſophen, die bis auf dieſe Stunde nicht einmal über den Begriff der Glückſeligkeit eins geworden, überlaſſen; dann iſt der Streit ohnehin verewigt.

O! goldne Zeit! auf ewig hingeſchwunden,
Wie ſüß bethört es, deine ferne Spur
In alter Sänger Sprüchen zu erfunden!

A. W. Schlegel.

Das Auffallendeſte, das ſich bey der Unterſuchung dieſes Zeitalters zeigt, iſt, daß man die Benennung der goldenen Regierung gerade dem Könige Saturnus zugeſchrieben habe, der es am wenigſten verdiente. So mächtig können Schmeichler und Dichter auf die betrogene Nachwelt wirken.

„Saturnus, ſchreibt der Verfaſſer der Neuen Welt und Menſchengeſchichte, der Mörder ſeines Vaters, der Henker ſeiner ganzen Familie, der Gott des Böſen für alle Länder, die er durch ſeine Gegenwart befleckte, war zu allen Zeiten der Held der Dichter. — Eine faſt allgemeine Tradition hat dem Jahrhunderte, auf welches er durch ſeine Regierung und ſeine Verbrechen ſo viel Einfluß hatte, den Namen des goldenen Zeitalters gegeben. Endlich, um ſo viele Gräuel zu krönen, hat ein Drittheil des Erdbodens ihn vergöttert. — Saturnus war eigentlich der Nero der Atlanten. Er ſtürzte den Uranos vom atlantiſchen Throne, und ſetzte ſich deſſen Krone auf. Seine mörderiſchen Handlungen aber brachten alle Gewaltigen jener Zeit gegen ihn auf, ſo, daß er ſich einen Zufluchtsort ſuchen, und von einem Lande zum andern wandern mußte. In dieſer Zwiſchenzeit fiengen die

Menſchen, die er beherrſcht hatte, an, ſich zu erheben; allein mit einemmale verwüſteten Hunger und Peſt ſeine Hauptſtadt, und er ſuchte, da er eben zurückkehrte, das Volk dadurch zu gewinnen, daß er den Manen des Uranos ſeinen noch übrigen Sohn zum Opfer brachte; und ſo führte er die Menſchenopfer ein, um dadurch ſeine Unfälle und Verbrechen ehrwürdig, und wohl gar die Götter ſelbſt zu Mitſchuldigen zu machen. Er heurathete alle Frauenzimmer, deren Schönheit ſeinen Sinnen ſchmeichelte; gab den mit den Seinigen verſchwägerten Familien Städte und Länder zum Geſchenke, und erwarb ſich Anſprüche der Dankbarkeit durch Schöpfung kleiner Könige. Nur von dieſer Ansicht mögen Fanatismus, Liebe und Intereſſe zuſammen gewirket haben, einen König zu erheben, deſſen Regierung keinen einzigen wahren Zug eines goldenen Zeitalters in ſich hatte. I. Band. S. 614.

Doch nach dem Ton eines raſchern Zeitgeiſtes, der, ohne zu beweiſen, abſpricht, hat die Geſchichte den Saturnus nur angeſchwärzt; und die Dichtkunſt, die nicht lügen, aber ſchmeicheln darf, ware dann gerechtfertiget. Unterdeſſen bleiben Männer, wie Goguet, Bergier, de Lille u. a. feſt bey ihrer Ueberzeugung, daß

die Geſchichte des goldenen Zeitalters, welche bey den griechiſchen und lateiniſchen Dichtern wiederholet wird, keinen Grund habe, und von der Geſchichte ſelbſt augenſcheinlich widerlegt werde; daß in den erſten Jahrhunderten nach der Sündfluth die Wildheit, Gewaltſamkeit, Ungerechtigkeit, Straßenräuberey, Laſter von aller Art noch mit mehr Herrſchaft regiert haben, als in den folgenden Zeitaltern: daß die erſten Völker, welche Griechenland bewohnten, beynahe ein gleiches Leben führten, als die Wilden in den amerikaniſchen Wäldern, ein Leben, das man weder als unſchuldig, noch als glücklich anſehen kann. Die Erfindung des goldenen Zeitalters veranlaßte die Menſchen immer zu glauben, wie gut es einſt geweſen; und da man dann glaubte, daß ſich die Welt immer verſchlimmere; ſo hat man die Abſtufung der Zeitalter bis zu einem eiſernen erſonnen; und da man dasjenige, in dem man lebt für das Schlimmſte hält, ſo hat auf dieſe Art das eiſerne Zeitalter von den griechiſchen Dichtern bis auf uns gedauert, und wird ſo lange dauern, als die Welt.

Wer dann auf dieſes goldene Zeitalter wartet, der wartet wie jener Bauer bey Horaz, bis ſich der Fluß verlauft.

§. 7.

Griechenlands goldenes Zeitalter unter Perikles und Alexander.

Unter ſolchen Umſtänden, da die Benennung des goldenen Zeitalters einmal das Bürgerrecht in der Dichtkunſt, in den philoſophiſchen Romanen; ja ſelbſt in der bezahlten Geſchichte erhalten hatte; ſo wurden endlich ſo vielerley goldene Zeitalter geſchaffen, als verſchieden die Anſichten, die momentanen Bedürfniſſe der Zeit, die Preiſe der Lobeserhebungen waren. Man beurtheilte die Zeiten bald nach der Konvenienz der Staaten, bald nach dem Glück der Großen, bald nach der Laune der Schriftſteller, und gab ihnen einen Beyſatz von Eiſen, Silber oder Gold; je nachdem man ſich ſelbſt erheben, oder andere niederdrücken wollte. Hatte man die Abſicht, Soldaten zu bilden; ſo war die roheſte Zeit von Sparta, des Volkes arme Genügſamkeit, ein goldenes Zeitalter; und das Land, das eherne Menſchen trug, das goldene Vaterland der Helden. Hatten ſich dagegen große Menſchen durch Siege oder Erpreſſung ſo viele Schätze erworben, daß ihre Palläſte unter der Laſt des Goldes zitterten, und ihr Prachtaufwand vom

Ende eines Welttheiles bis zum andern erſcholl, daß ſie aufgelöſte Perlen verſchlucken, und mit Brillanten, wie mit Würfeln ſpielen konnten; ſo brauchte es ja nichts anders, als einen geringen Theil ihres Reichthums auf Dichter und Biographen zu verwenden, um — wo nicht den Zeitgenoſſen — doch wenigſtens der Nachwelt den Glauben zu hinterlaſſen, wie wohl ſich dabey die Menſchheit befand; wenn gleich die verſchwundenen Nationen ſich laut dagegen erklären würden, wenn ſie aus ihren Gräbern aufſtünden. Hatte eine Stadt, eine Geſellſchaft, oder ein Volk ihre Größe durch den Handel erreicht; ſo war alles Goldes werth, was darauf Bezug hatte, ſelbſt der Verkauf der Menſchen. Schon in den erſten Zeiten hatte die Gerechtigkeit keinen großen Einfluß auf das Kommerce, und in den ſpätern Zeiten fragte man, ob wohl die Moral einen Werth im Wechſelkurſe habe? Endlich vereinigte ſich die Kunſtliebe mit der Philoſophie; und dieſes war genug, den Glanz und das Glück eines Zeitalters emporzuſchwingen; wenn gleich beyde durch eine unglückliche Ausartung zuſammen wirkten, durch Bilder und Grundſätze die Sitten zu verſchlimmern. Dieſes war der Fall in Griechenlands goldenem Zeitalter unter Perikles und Alexander.

Dieſes Zeitalter war von jeher der Abgott der freyen Künſte, das Urbild der Menſchenveredler, das Feldgeſchrey der Aufklärung. Nur auf Athen fiel der goldene Meiſel vom Himmel zu unnachahmlichen Statuen: nur da ſtritten die Prachtgebäude mit den Wundern der Welt: nur da wußte man, wie Orpheus die Leyer ſo geſchickt, ſo göttlich zu ſpielen, daß man Wälder an ſich ziehen, reißende Flüße ſtehen machen, die Gewalt der Winde hemmen, und Thiere und Felſen zum Tanze reizen konnte; welches aber freylich außer dem Dichter kein Sterblicher ſah: nur da hat die menſchliche Vernunft die erſten Rieſenſchritte gemacht: nur da hat das goldene Jahrhundert der Philoſophie ihr Reich gegründet.

Allen dieſen glänzenden Darſtellungen hat man aber immer den trügenden Schein untergelegt, daß ein Volk, in deſſen Mitte ſich einige große Künſtler erhoben, auch im Reiche der Sitten und des bürgerlichen Wohlſtandes, groß und glücklich geweſen. Man ſuchte gemeiniglich durch den Glanz eines einzelnen Standes das allgemeine Uebelbefinden, oder den Druck der Nation zu decken. Allein Statuen und Gemälde bezeichnen ſo wenig den Wohlſtand eines Landes, als koſt-

bare — oft unbezahlte — Meubeln das Glück eines Hauses.

Es ist nicht zu läugnen, daß der Bildhauer, der Architekt, der reisende Kunstrichter in diesem Zeitraume und seinen Resten sein Element findet. Doch wie oft wurden nicht alle drey von ihren Gegenständen so sehr hingerissen, so sehr bezaubert, als ob das ganze Glück der Menschheit von einer Venus, oder einem Apollo, oder einem Laokoon abhängen sollte, und die Regenten lieber das Wohl des Vaterlandes aus den Augen verlieren sollten, als die unvergleichliche Gelegenheit, sich durch steinerne Denkmäler — zukünftige Ruinen — zu verewigen. Es ist nicht zu läugnen, daß unter den tausend Paradoxien der griechischen Philosophie sich einige schöne Denkmäler des moralischen Sinnes zeigen; allein wir werden weiter unten sehen, daß, was oft die errathende Einbildung Gutes hervorgebracht hatte, der Widerspruch, oder selbst die Unsittlichkeit der Schule wieder zerstörte.

Ich bin weit entfernet, einen widrigen Schatten, vorzüglich auf die bildenden Künste zu werfen. Ich rede nur von jener überspannten Begeisterung, von jener Kunstentzückung, worüber

man die Thränen der Bedrängten, den Hunger und das liebe Brod vergessen soll; ja den Künstler selbst nicht selten am Ende vergaß. Hatte ein Bildhauer eine Ceres noch so schön gebildet, stand sie noch so prächtig mit ihrem Korbe voll goldener Aehren in dem Tempel; so konnte sie dennoch keinen einzigen von vielen tausenden speisen, die in ihrem Vaterlande kein Vaterland fanden. Und stand die blinde Gerechtigkeit von einem der ersten Meister gebildet, noch so erhaben anfangs auf den Altären, dann auf den Münzen und den Frontispizien der Palläste, und endlich als Figurantinn auf den öffentlichen Brünnen; so sah man doch von Zeit zu Zeit, wie der Sturm ihre Wage hin und her geworfen, und nicht selten zertrümmert hat. Von dem prächtigen Tempel der Minerva Sunias, dem letzten Denkmale aus dem Athen des Perikles hat der Zahn der Zeit nur ein einziges Basrelief verschont, welches eine Mutter vorstellt, die mit ihrem Kinde auf einem Steine sitzt: Beyde heben die Arme empor, und sehen voll Entsetzen auf einen Unglücklichen, der sich von der Spitze eines Berges ins Meer stürzt. Ich zweifle, ob der Künstler durch dieses Gemälde das Glück der Zeit bezeichnen wollte. — Unstreitig hat Perikles der Kunst schöne und große Opfer gebracht; al-

lein da er dazu alle Schätze aus den Tempeln hinwegnahm, und Gold und Silber in Stein und Kalk verwandelte; so sah sich Athen in den Tagen seiner Drangsale vergebens um Unterstützung um.

Würde man endlich selbst einen Perikles gefragt haben, was er von seinem Zeitalter halte; so würde er nicht nur allein sich selbst, sondern auch seine Freunde und Anhänger bedauert haben, die mit ihm ein gleiches Schicksal der Kabalen und des Neides hatten. Phidias, den er zum Aufseher der Gebäude der Republik gemacht hatte, starb im Kerker, nach einigen an Gift, nach andern aus Gram. Anaxagoras verschmachtete in der Verbannung; und Aspasia die Geliebte des Perikles, von der man sagte, daß sie durch ihre Reize mehr Anbether zu ihren Füßen hingelockt hatte, als die Venus der Mythologie, konnte nur durch die hinreißende Beredsamkeit des Perikles gerettet werden. Perikles hatte bis an sein Lebensende mit Faktionen zu kämpfen, erfuhr nicht nur allein die Leiden seiner Zeit im hohen Grade, und die Folgen seines muthwilligen Krieges und verschlimmerter Sitten; sondern auch die Rache der Götter durch die schreckliche Pest, die Athen verwüstet, und auch

Perikles sammt seiner ganzen Familie, und seinen noch übrigen Freunden von der Erde hinweggerissen hat. Fürchterlich ist das Bild, welches Lucrez nach Thucidides von dieser Seuche entworfen hat.

„Im Innern Aegyptens erzeugt, zog diese Pest durch die weite Luft und übers Meer, und ließ sich endlich über Pandions Volk nieder. Haufenweise fielen die Unglücklichen hin von Krankheit und vom Tode ergriffen. — Die Seele verlohr alle ihre Kräfte, und der schmachtende Körper schwebte am Rande des Grabes. Mit diesen unerträglichen Uebeln verband sich eine unaufhörliche Angst; ein mit Seufzern vermischtes Wehklagen, und ein häufiges Schluchzen bey Tag und bey Nacht, schwächte und ermüdete die Elenden. Im Innern wüthete ein verzehrendes Feuer. Die leichteste Bedeckung war ihnen unerträglich. Immer der rauhen Luft und dem Winde ausgesetzt, warfen dennoch einige, ihre Glut abzukühlen, sich in eiskalte Flüsse, und andere stürzten in die Brünnen, zu denen sie mit lechzender Zunge gekommen waren, hinab. Ganze Ströme Wassers aber waren nur ein Tröpfchen für ihren unauslöschlichen Durst. Der Schmerz ließ ihnen keine Ruhe. Erschöpft lagen ihre Körper da,

und die Arzneykunst verstummte an ihrer Seite. Ungeachtet das ganze Land von unbegrabenen Leichnamen bedeckt war, so kam nicht einmal ein wildes Thier aus den Wäldern; denn die Thiere waren selbst von der Seuche weggerafft. Kein Vogel ließ sich blicken. Besonders lagen die treuen Hunde theils sterbend, theils todt in den Gässen umher. Kein Heilmittel war sicher: was dem Einen das Leben wieder gab, brachte dem Andern den Tod. Das bejammernswürdigste bey diesem Uebel war, daß die Unglücklichen, welche von der Krankheit befallen wurden, wie zum Tod verdammte Verbrecher sich der Trostlosigkeit und Verzweiflung überließen, und mitten unter den Schrecknissen des Todes den Geist aufgaben. Was aber besonders Leichen auf Leichen häufte, war, daß die gierige Seuche einen nach dem andern ergriff; denn auch diejenigen, welche aus Furcht zu sterben, ihre kranken Angehörigen flohen, wurden von der Seuche befallen, und kamen dann ebenfalls von aller Hülfe verlassen, wie das Vieh, um. Diejenigen hingegen, welche den Kranken liebreich Hülfe leisteten, erlagen ebenfalls der Ansteckung und der Beschwerde, zu welcher sie die beweglichen Klagen der Sterbenden vermocht hatten. Dieses Todes starben auch die edeln Menschen, die es über sich genommen, ihre Angehö-

rigen zur Erde zu bestatten. Sie kehrten von Gram und Jammer niedergedrückt, die Augen voll Thränen, heim, und legten sich zu Bette, um ebenfalls ihr Leben zu endigen. Kurz man sah nichts um sich her, als Todte, oder Sterbende, oder Wehklagende. Auch der Landmann, der Hirt und der starke Pflüger wurden nicht verschont: die Seuche verfolgte sie in ihre Hütten, wo Noth und Elend so sehr, als die Krankheit selbst, sie aufrieb. Hier sah man Leichname der Aeltern über ihre entseelten Kinder ausgestreckt; dort Kinder, die über ihren abgeschiedenen Vätern und Müttern den Geist aushauchten. Die Seuche wüthete noch mehr, da die Landleute in die Stadt drangen, und Häuser und Tempel mit Sterbenden und Todten angefüllt wurden. Noth und Armuth trieb viele zu schrecklichen Gewaltthätigkeiten. Mit großem Geschrey warfen sie die Leichname der Ihrigen auf Scheiterhaufen, die für andere errichtet waren, steckten sie in Brand, und schlugen sich oft bis aufs Blut herum, um ihre Leichname nicht fahren zu lassen." Von der Natur der Dinge LVI.

Dergleichen Trauerscenen gehören freylich nicht in das Gemälde eines goldenen Zeitalters; vielweniger in die Sphäre der eleganten Welt,

welcher man alles widrige verschweigen soll; allein sie gehören der Geschichte an, die weder den Sinnen schmeichelt, noch der Unwahrheit ihren Pinsel leiht; sondern vielmehr der falschen Analogie entgegen arbeitet, daß die Nationen, die sich durch die schönen Künste einigen Ruhm erworben hatten, auch im Reiche der Sitten, der Tugend und des bürgerlichen Wohlstandes, groß und glücklich gewesen; daß Himmel und Erde zu ihren Verbrechen geschwiegen, und das Schwert der ewigen Nemesis über ihren Häuptern nicht gefunkelt habe. Dergleichen trügende Analogien verzögern nur den ächten Blick der Tugend, und das wahre Glück der Menschheit. Mögen die Kunstliebhaber die grosen Männrr bewundern, die das idealische Schöne mit dem Schönen der Natur zu verbinden wußten! Mögen sie ihre Werke unter der Dictatur der Geschmackslehre so hoch erheben, daß die Nachwelt darüber kleinmüthig werden soll! Mögen sie aus jeder Quelle schöpfen, um die bildenden Künste zu unterstützen! — Nur machen sie die Welt nicht zu lauter Statuen. Umsonst bedecken sie das menschliche Elend, das beynahe mit der verkünstelten Aufklärung im geraden Verhältnisse steht, durch kostspielige Anlagen, Verzierungen und Prachtwerke. Griechenland hat dieses zu Genüge erfah-

ren. Hierinn aber ſteckt die große Täuſchung, von welcher man bis auf den heutigen Tag nicht zurückkommen will. Die überſpannten Lobeserhebungen, die man oft einzelnen Zweigen der Kunſt oder des Erfindungsgeiſtes giebt, dehnt man auf das Ganze aus; und wenn man einmal in einem Lande etwas Gutes findet; ſo wird bald alles unvergleichlich, was aus dieſem Lande kömmt, und ſo liebt man am Ende ſeine Sitten, ſeinen Luxus, ſeine Laſter, und wendet ſorgfältig das Auge von den Urſachen weg, welche den Originalien, wovon wir unſere Sitten copirt haben, ihr endliches Verderben herbeygeführt haben. Den Künſtlern der Vorzeit ſpendet man wohl auch darum jetzt ſo reichlich Lob und Größe, weil ſie vor ſo vielen Jahrhunderten waren; und daher Neid und Kabale ſchweiget. Lebten ſie mit uns, ſo würde des Tadelns und des Herabwürdigens kein Ende ſeyn, und viele der jetzt ſo hoch Geprieſenen würde man kaum dem Namen nach kennen. — Einem Lande, wie Griechenland, mangelte aber oft der einzige Mann, der die Nation — bey allen ihren glänzenden Kunſterzeugniſſen — durch die Erkenntniß des Wahren und Guten auf einen ſichern Weg zur Tugend und Glückſeligkeit hätte führen können; oder dieſer einzige Mann war ein Opfer der Verfolgung, der Verbannung, oder des Todes. Zuletzt wirkten

ſelbſt die Statuen, die Spiele, die Feſtins, die Oden, die Geſänge, die öffentlichen und geheimen Beluſtigungen zu Athen nur dahin, die Sitten zu vergiften, und dieſes Gift auch der ſpäteſten Nachwelt mitzutheilen. Wäre doch dieß goldene Zeitalter nie wieder gekommen!

Die Lobſprüche, die man der griechiſchen Philoſophie in dieſem Zeitalter ertheilt, können den praktiſchen Philoſophen nichts weniger, als bezaubern. Wer Lebensweisheit für die Menſchheit — das wahre Reelle des Weltweiſen — unter den mannichfaltigen Secten des Landes der Hellenen ſucht; der findet zwar zerſtreute ſchöne Blumen; allein eine große Anlage findet er nicht. Er ſieht einzelne Männer, die es aber theuer bezahlen mußten, der Sittlichkeit oder der Gerechtigkeit das Wort geſprochen zu haben. Ich muß die Bemerkung wiederholen, daß ich hier nur von dem goldenen Zeitalter der Philoſophie, in ſo ferne ſie geeignet iſt, die Menſchen weiſer, beſſer und glücklicher zu machen, die Anſicht nehme. Mögen die Philoſophen, wie die Dichter, ſich im hohen Geiſtesfluge bis zur Gottheit, ja ſelbſt über dieſelbe durch eine transcendentale Priorität erheben! Mögen ihre gewagten Syſteme die Probſteine getroffener oder fehlgeſchlagener Behauptun-

gen werden! Möge die ewige Reibung der Opinionen zu einem goldenen Abschlusse führen; — so bleiben indeß doch Lebensphilosophie, praktische Anwendung, bessere Sitten, Vervollkommnung der Völker, engere Verbindung mit der Moralität die einzigen Proben ächter Philosophie. Man hat zwar eine ganz andere Probe erfunden, und diese nannte man das Fortschreiten mit dem Geiste der Zeit; allein nicht nur die Vorzeit, sondern selbst die Gegenwärtige hat Beweise geliefert, wie unglücklich man diesem goldenen Idole gehuldiget habe. Gemeiniglich schritt man so lange mit dem herrschenden Geiste fort, bis ein neuer kam, der den ersten verzehrte.

Der Geist der griechischen Philosophie wirkte eben so wenig zum Glücke der Menschheit, oder zur Bildung besserer Menschen; als die unsittlichen Gemälde und Statuen zur Verbesserung der Sitten. Das Sonderbarste aber in diesem Zeitraume war der Einfluß des Frauenzimmers auf die sogenannte Weltweisheit, und die Huldigung, die denselben die Weltweisen bezeugten.

Unter die merkwürdigsten Personen in der philosophischen Epoche des Perikles und Alexanders,

zählte man Perikles Geliebte, und nachherige Gemahlinn Aspasia. Einige erheben sie mit Enthusiasmus zur ersten Philosophinn ihrer Zeit; weil sie eine Schule bildete, und die größten Männer eben so sehr durch ihre Weisheit, als durch ihre Schönheit fesselte, weil sie von den atheniensischen Rednern und Staatsmännern um Rath gefragt, und selbst von einem Sokrates auf einige Gespräche besucht wurde; und einen Xenophon durch ihre Fragen in Verlegenheit brachte. Andere setzen sie wegen dem Mißbrauche ihrer körperlichen Schönheit und Geistesgaben tief herunter. Dagegen entschuldigen sie ihre Vertheidiger dadurch, daß sie die Kunst verstand, den Schwachheiten der Liebe ein Gepräg von Größe aufzudrücken: daß sie sich für ihre Gunstbezeugungen nicht bezahlen ließ: daß sie sich in den Armen der Liebe nur von den Beschwerden des Nachdenkens erholte: daß sie sogar in den Liebeshändeln ihren Patriotismus bewies, daß der Glückliche, den sie in ihre republikanischen Arme aufnahm, keine andern Fesseln kennen durfte, als die Fesseln der Natur u. s. w. Der Verfasser der a. W. u. M. Geschichte, der ihr ebenfalls einige Blumen streute, mußte dennoch aus Achtung für die Wahrheit der Geschichte eingestehen: „daß Aspasia, die in einem Klima, welches die Sinnen reizte,

mit einem feurigen Temperamente gebohren war, und das heilige Bild der Sitten weder in den Tempeln, noch in dem Schoosse der Familien sah, nicht errithete, die Schamhaftigkeit unter die Vorurtheile zu zählen; daß sie jenes verderbliche System des Cynismus in junge noch offene Herzen pflanzte, und dadurch die Sitten ihres Zeitalters vergiftete; kurz, daß die Geschichte ihres Frühlings nur die Geschichte einer Buhlerinn ist." Geschichte der Griechen. II. Th. S. 530.

Doch um die Ehre dieses goldenen Zeitalters zu retten, suchte er sowohl die Mißgriffe und Laster Aspasiens; als noch anderer merkwürdigen Philosophinnen Griechenlands durch empfehlende Ansichten verzeihlich zu machen. Perikles lernte durch Aspasia Athen regieren; so wie Apelles bey der Phryne seine aus dem Meer emporsteigende Venus malen: und Epikur lernte bey der Leontium das Wesen der Glückseligkeit bestimmen. Diese Leontium war es, welche die ganze Schule des Epikur unterjochte: Sie schrieb ein philosophisches Werk gegen Theophrast, und erwarb sich den Ruhm einer Weisen und Schönen, die eben so gut zu analysiren, als zu genießen wußte. Mehrere Philosophen abstrahirten aus dem Umgange mit öffentli-

chen Schönen neue Begriffe, wenn gleich dieſe Methode nicht ſelten die öffentlichen Sitten beleidigte. Man erröthet, jene Hipparchia in die Klaſſe der Philoſophinnen zu zählen, die mit Verletzung alles bürgerlichen Wohlſtandes ſich nicht ſcheute, die Stoa zum Hochzeitbette zu machen, wo ſie öffentlich ihre Vermählung mit dem Crates vollzog. Allein ſie hatte ein Werk unter dem Titel: Hypotheſen, geſchrieben, welches ihr in der angenommenen Schule Anſehen verſchaffte. Vermuthlich rechnete ſie in dieſem Buche auch die Schamhaftigkeit unter die Hypotheſen. Auf dieſe Weiſe kam freylich die Philoſophie in große Achtung, ſo daß man es unter die Karaktere der ſchönen Zeiten Griechenlands zählte, daß alles, ſogar der Geſchmack der öffentlichen Buhlerinnen, auf den Ton der Philoſophie geſtimmt war. Nikarete theilte ihre Stunden zwiſchen der Mathematik und der Liebe, und ward ſchon dadurch gerechtfertiget, daß es das Anſehen hatte; als wäre ſie leichter durch eine algebraiſche Formel, als durch Gold zu gewinnen. Der Philoſoph Stilpo genoß auch ihre Gunſt, und aus Erkenntlichkeit weyhte er ſie in alle Geheimniſſe der Dialektik ein. Athen. LVII. cap. 13. Eine ſolche Perſon zur Schülerinn und Geliebten zu haben, war damals ein ſicheres Mittel, ſeine Sekte zu verbreiten.

All. W. u. M. G. VII. B. S. 57. So erwarben ſich dann dieſe gelehrten Schönen den größten Einfluß auf die Herzen der Redner und Philoſophen. Die berüchtigte Lais brachte es ſo weit, daß alle Sekten Griechenlands, die in der Stoa auch noch ſo uneins waren, ſich doch in ihrem Schlafgemach vereinigten, und dieſer Lais machte man ein philoſophiſches Verdienſt daraus, daß, während ſie den Cyniker Diogenes, der nichts in der Welt beſaß, als ſeine Laterne und ſeine Tonne, bis zur Raſerey liebte, ſie ſich vom Ariſtipp theuer bezahlen ließ, und vom Demoſthenes, der im Begriffe war, die Zahl ihrer Sclaven zu vermehren, für eine einzige Nacht eine ſo große Summe foderte, daß er ſich mit der Bemerkung zurückzog: „Nein! das hieße eine Reue zu theuer kaufen!“ — Ein anderes griechiſches Frauenzimmer wurde hoch angerühmt, weil ſie bey einer rührenden Scene, wobey andere in Thränen zerfloſſen, die ſtoiſche Kraft beſaß, ihre Thränen zurückzuhalten, damit das künſtliche Roth, womit ſie ihre Wangen geſchmükt hatte, nicht zu Schaden kam. — Doch genug von dieſem philoſophiſch goldenen Zeitalter, deſſen praktiſche Richtung nur auf Verſchlimmerung der Sitten zielte; und von welchem uns kein anderer Wunſch übrig bleibt, als daß ja von ſeinem glänzenden Rauſchgolde kei-

ne Splitter auf unsere Weisen und Schulen fallen.

Was übrigens die Fortschritte der theoretischen Philosophie in diesem Zeitraume betrift; so sind sie weit hinter den Fortschritten der Kunst geblieben. Ich begnüge mich hierüber mit dem Urtheile eines De Lille und Condillak. „Die Methaphysik in Athen, sagt De Lille, weidete sich nur an glänzenden Chimären: Die Logik brachte vor lauter Verfeinerung nur Sophismen hervor, und die Physik warf kaum die Windeln ab.“ Condillak behauptete: „Die griechischen Philosophen fiengen übel an, und die Analogie führte sie von einem Irrthume zum andern. Sie wollten den Ursprung alles dessen, was existirt, erklären, und bemühten sich etwas zu entdecken, das sie nicht beobachten konnten. Sie räsonnirten also nach angenommenen Vorurtheilen; sagten sinnreichere Ungereimtheiten, und verloren sich in Chimären und Abstraktionen. Sie sahen um sich her, und alsobald glaubten sie zu begreifen. Ihr erster Gedanke scheint gewesen zu seyn: Wir sehen alles, und können also von allem den Grund angeben. Sie sahen wie ein Träumer, die Welt sich vor ihren Augen bilden, träumten die Principia der Dinge, und erwachten nie.“ —

Da aber jede Schule nach ihrem Syſteme träumte; ſo war es ganz natürlich, daß jede der andern ihren Beyfall verſagte, und alle Springfedern in Bewegung ſetzte, diejenigen, die anders dachten, herabzuwürdigen. Elender Zuſtand der Wiſſenſchaften, wo man ſeine Meynung, ſeine Syſteme, ſeine Pläne nur mit Beyhülfe der Verfolgung, oder der Liebe, oder der Intriken durchſetzen oder behaupten kann! — Unſelige Analogie, daß, weil man die Erde zerreißen muß, damit ſie Früchte trage, man ſich dieſes nemlichen Mittels gegen die Menſchheit analogiſch bedienen müſſe!

Auf dieſe Weiſe hätten wir dann auch auf Athens verfeinerten Gefilden kein reines Gold, und auf deſſen philoſophiſchem Boden den Stein der Weiſen nicht gefunden. — Weder Geſchmack noch Philoſophie konnten dann am Ende das mindeſte beytragen, den Sturz von Athen zu verhindern, nachdem ſie ſo vieles beygetragen hatten, ihn zu beſchleunigen. Bey allem Glanze, bey aller Aufklärung blieb das Volk ohne Tugend, und der Staat von Athen ein Schiff im Sturme ohne Steuerruder. Schwach und kraftlos, empfand es alle Leiden der Kabalen, der Kriege und Elemente, und mußte bey ſeinem Hinſcheiden ebenfalls

den

den traurigen Satz unterzeichnen, daß nicht alles, was die Völker groß und glänzend macht, sie auch glücklich mache.

§. 8.

Goldenes Zeitalter der römischen Freyheit.

Von dem eben angeführten Satze hat keine Nation mehrere Beweise geliefert, als die Römische; und zwar in zweyen beynahe entgegen gesetzten Zeitaltern; wovon ein jedes den Namen eines Goldenen davon getragen. Und so entstand das goldene Zeitalter der römischen Freyheit; und das goldene Zeitalter des Augustus. Unaufhörlich wechseln und durchkreuzen sich die Ansichten der Welt. Der erhitzte Republikaner findet in der römischen Freyheit nur Hoheit, Glanz und Größe, und verwünschet einen August; der Verehrer einer gemäßigten Monarchie hingegen verabscheuet den Despotismus des Volks; überhaupt betet jeder seinen Abgott an; ohne sich um das innere Glück zu bekümmern, oder sich um den Standpunkt der Tugend umzusehen.

Ich habe die römische Geschichte mehrmal und fleißig durchgewandert; und fand in ihrer

ganzen republikanischen Epoche nichts als innere Unruhen, Kriege gegen das Ausland, verschwenderische Größe, arme Bürger, und unglückliche Sclaven. Roms Größe erhob sich durch seine Waffenthaten, und auch diese würden wie die Waffenthaten gewaltiger Weltstürmer ohne Achtung geblieben seyn; wenn sie nur ein mittelmäßiger oder die Wahrheit streng liebender Geschichtschreiber behandelt hätte: wenn nicht die glänzendsten Genies von Dichtern, Rednern und Geschichtschreibern aufgetreten wären, und ihren Helden und großen Männern — vielmehr den Bildern derselben — die volle Kraft ihrer Phantasie aufgedrückt hätten, um sie bis zur Bewunderung herauszuheben. Wie! wenn Achilles keinen Homer, Alexander keinen Curtius, Rom keinen Livius gefunden hatten? —

Betrachte ich die römische Geschichte in ihren Schriftstellern; den Glanz ihrer Darstellung; die künstlichen Wendungen der Begebenheiten, die sich anders zugetragen; die prächtigen Reden, die ihre Helden nie gehalten; den edeln Stolz, den alle Nationen verabscheuten; die Würde, die sie jeder Handlung zu geben wußten; die Kunstgriffe, selbst ihre Niederlagen glorreich zu machen; überhaupt den schönen Pinsel; so kann ich nicht an-

ders, als sie bewundern. Gehe ich aber in den innern Werth der Thaten und Handlungen hinein; so verliere ich alle Achtung gegen das goldene Zeitalter der römischen Freyheit. Der ganze Stoff der Geschichte dieses Zeitalters sind Druck und Empörungen, ungerechte Kriege, mißhandelte Nationen, blutige Faktionen, theils durch Wildheit, theils durch Luxus verschlimmerte Sitten.

Nach Tarquins Entfernung glaubten die Römer die herrlichsten Früchte ihrer eingebildeten Freyheit zu genießen; allein bald zeigte sichs, was eine Gesellschaft ohne Sitten, ein Staat ohne Tugend, ein Volk sich selbst überlassen, ist. Frey ohne bestimmte Regierungsform, erhob sich sogleich der Geist der Faktionen in seiner ganzen Stärke. Eben so bald empfand man es, daß der gröſte Tyrann des Volkes das Volk; und der letzte Stoß zu einer Empörung Armuth ohne Tugend ist. Die Grausamkeit der Gläubiger gegen ihre Schuldner, wurde auf das äußerste getrieben, und erregte den ersten Aufruhr. Eben da man wegen eines Krieges wider die Volsker berathschlagte, kam einer von diesen Unglücklichen in der traurigsten Gestalt mitten auf den Markt gelaufen: „Ich bin frey geboren, schrie

er, und mehr denn einmal habe ich mein Leben für das Vaterland gewagt. Im letzten Kriege konnte ich mein kleines Landgut nicht anbauen; und dieses wurde von den Feinden angezündet, geplündert, und mir alles genommen. Man foderte aber noch selbst in diesen Umständen von mir Abgaben; und um diese zu entrichten, blieb mir keine andere Hülfe übrig, als Schulden zu machen. Die Zinse häuften sich. Die Gläubiger nahmen mir das wenige Vermögen, welches ich noch besaß. Da dieses zur Tilgung meiner Schulden nicht hinreichend war; so wurde ich in den Kerker geworfen, und schrecklich mißhandelt:" Bey diesen Worten warf er die Kleider von sich, und zeigte seinen gegeiselten Rücken her; zugleich aber wies er auf die Brust, und auf die Narben rühmlicher Wunden, die er im Kampfe für das Vaterland empfangen hatte." Livius L. II. 23. Dieß war genug, ein Volk zu empören, welches sich ohnehin seit einiger Zeit laut beschwerte, daß, während es für die Freyheit im Felde kämpfte, man es zu Hause unterdrücke, und in Fesseln werfe: daß seine Freyheit im Kriege mehr gesichert wäre, als im Frieden, sicherer unter seinen Feinden, als unter seinen Mitbürgern. — Wahrhaftig kein Bild der goldenen Freyheit! — Die erste Empörung wurde zwar wieder beyge-

legt; allein kaum ward der Friede mit den Volskern geschlossen; so brach schon eine neue aus: und so wechselten ununterbrochen innerliche Spaltungen, und auswärtige Kriege ab. Man fühlte freylich das Bedürfniß einer Konstitution; allein bey dem steten Hin- und Herwogen entwarf sie allemal derjenige Theil, der das momentane Uebergewicht besaß. Jetzt siegten die Patricier, jetzt die Tribunen; dann herrschten die Zehnmänner mit unbeschränkter Tyranney; bis der Anblick der Virginia die Zehnmänner vertrieb; wie der Anblick der Lucretia die Könige. Da es dem Senate daran gelegen war, der unruhigen Masse des Volkes eine andere Bestimmung zu geben, vielmehr sie von der Stadt zu entfernen; so wurde ein Kriegesfeuer nach dem andern angezündet, gegen die Vejenter, Fidenaten, Tiburter, Tarquinienser, Falisker, Samniter, Lateiner, Tarentiner u. m. a. — Raub und glückliche Streifzüge brachten dann den Geist der Habsucht und der Eroberung in die Gemüther der republikanischen Römer. Während aber ein Theil ihrer Legionen fremde Länder plünderte, so verursachte der Mangel an Getreide zu Hause wiederholten Aufruhr und neue Gräuelscenen. Man hat in dem Zeitraume dieser goldenen Freyheit nur zu oft die Erfah-

rung gemacht, was die Mehrzahl der Armen vermag.

Nachdem endlich ein Volk nach dem Andern, ein König nach dem Andern in die römischen Klauen gefallen, d. i. an der republikanischen Größe Theil nehmen durfte; nachdem die Römer ihre Herrschaft über einen großen Theil des Erdbodens gegründet hatten; so brachten die Legionen, welche über die Alpen und über das Meer zurückgeführt wurden, den Geist und die Sitten fremder Völker mit; und mit diesem Geiste die Antipoden der Freyheit, — Weichlichkeit und Prachtaufwand. Mäßigung und Frugalität verloren sich. Das urbar gemachte Land ward vernachläßiget, und der Pflug den Sclaven überlassen. Rom wurde verschönert, und dergestalt erweitert, daß benachbarte Städte Vorstädte wurden. Rom selbst wurde ein Lustgarten für die Großen. Da wo ehedem die goldenen Aehren prangten, sah man jetzt Paläste und Amphitheater, wo man das Vergnügen hatte, Thier- und Menschenblut fließen zu sehen. In Mitte seines Glanzes fühlte nun mit Einem Male das große Rom sein erstes Bedürfniß, und wurde abhängig von der Aerndte von Aetna, von Sardinien, von der Höhe des Nils. Die stol-

gen Römer, die sich Könige der Welt nannten, hatten kein Brod.

Es ist eine die ganze Geschichte des Luxus durchlaufende Wahrheit, daß er mehr Arme, als Reiche macht. Rom hat es nur zu oft erfahren, wie groß das Elend des Volks geworden; wenn entweder seine Kornböden ohne Getreide waren, oder der Preis des Getreides durch den Wucher den unzähligen Bedürftigen äußerst empfindlich geworden. Möchten sich doch alle Völker, die oft zu gierig nach Freyheit seufzen, von der Geschichte belehren lassen, daß man von dem bloßen Namen der Freyheit so wenig leben könne, als von der freyen Luft: daß, wenn man sich einem Adler, oder einem Löwen entreißt, oft nur dem vielköpfigen Volksdrachen in die Klauen fällt: daß es bey allem Glanze des römischen Namens besser gewesen wäre, wenn sich Kurius seine Rüben noch am Herde gebraten, Auffidius von der Pfauenmast gelebet, Katus Aelius auf irdenen Geschirren gespeiset, Regulus sein Landgütchen selbst gebauet; und die Frauen und Töchter eines Lentulus, Piso und Fabius die Kleider aus der Wolle, und den Häuten ihrer Herden selbst verfertiget hätten, als in Murena alle Wände seines Hauses mit Marmor über-

zog, Antonius auf einer silbernen Bühne Schauspiele aufführen, und Cäsar bey den Leichenspielen seines Vaters alle Waffen aus Silber machen ließ: daß es besser gewesen wäre, sich selbst durch Grundsätze des Friedens und der Gerechtigkeit zu behaupten; als durch ungerechte Ausdehnung der Macht endlich die halbe Welt zu erbittern und in Harnisch zu jagen; und ungeachtet der Siege und Triumphe, den Staat so sehr zu entvölkern, daß man sogar zu der Erfindung der Proletarien gekommen.

Roms goldene Freyheit ist dann weiter nichts, als eine rauschende Posse, durch welche man sowohl seine Zeitgenossen, als die Nachwelt täuschte. Man nannte die Römer die Patrioten, die Edeln, die Großmüthigen, die Gerechtigkeit liebenden Römer, die sich das Zutrauen und die Ehrfurcht der halben — unterjochten — Welt erworben hatten, weil sie ihr die Gnade des Bürgerrechts oder des Schutzes angedeihen ließen. Und diese Römer waren es, von denen im jugurtischen Kriege keine obrigkeitliche Person in Rom war, die sich nicht durch afrikanisches Gold verleiten ließ, Ungerechtigkeiten zu unterstützen: die den Pergamenern die Brünnen vergifteten, um sie unter ihre Bothmäßigkeit zu bringen: die

sich im Viriathischen Kriege als Niederträchtige und Barbarn zeigten, an deren Spitze ein Consul Cäpio zu stehen würdig war: die sich — von ihren eigenen Anführern so oft betrogen — nur dazu brauchen liessen, um sich selbst den endlichen Herzstoß zu versetzen: deren Glück und Wohlstand, nur ein eitels Phantom, mehr ein Werk der Geschichtschreiber, als der Geschichte ist. Daher wird Roms gepriesene Freyheit denjenigen nie blenden, der bey einer unpartheyischen Untersuchung das falsche Gold von dem Rechten unterscheidet. Die Tugenden der Römer waren theils eine Erfindung ihrer Lobredner: theils verdienten sie nicht einmal den Namen einer Tugend. Hierinn liegt auch der Grund und die Beantwortung der Frage: warum die Tugenden der Römer, wie die Tugenden der Griechen, so wenig gute Folgen hinterlassen? warum sie so tief herabgesunken? — Sie waren selten wahre Tugenden.

„Die wahren Tugenden, schreibt Iselin, sind Früchte einer aufgeklärten Vernunft, einer erleuchteten und reinen Erkenntniß der Gottheit, einer allgemeinen Liebe des menschlichen Geschlechtes, und großer Gefühle, welche sich nach Maaßgabe der mannichfaltig abwechselnden Verhältnisse

des Tugendhaften bey jedem Vorfalle durch eine zärtliche Empfindung von Güte und von Gerechtigkeit gegen einzelne Menschen, oder gegen ganze Gesellschaften verschiedentlich äußern. Von den meisten großen Thaten, welche in der alten Geschichte hervorschimmern, war ein feuriger, und meistens mechanischer Trieb die Feder. Auch von der großmuthigsten Handlung schränkt sich die Absicht auf den Vortheil des herrschenden Theils eines Staats ein. Selten gab ein zärtliches und edles Gefühl von Menschlichkeit ihr einen wahren Werth. Die aufrichtige und erleuchtete Begierde, Menschen, und so viel Menschen, als es möglich ist, glücklich zu machen, oder doch die Menschheit in denen, die nicht von ihrem Volke waren, zu verehren, beseelte die wenigsten Helden des Alterthums. Die Gerechtigkeit war selten die Richtschnur ihrer öffentlichen Handlungen. Sie glaubten kaum, sie den Barbarn, das ist, den Fremden schuldig zu seyn. Ihre Großmuth, ihre Mäßigung, ihre Enthaltsamkeit waren sie meistens dem Mangel der Bekanntschaft mit den verführerischen Reizen schuldig, welche ihre Nachkömmlinge verderbet haben. Die Tapferkeit, die allgemeine Tugend dieser Republikaner, war bey den meisten ein Ueberbleibsel der Barbarey, und die Grausamkeit, mit wel-

cher sie begleitet war, ist ein Beweis hievon. Die gereinigte Vernunft, die wahre Liebe des Guten, machte noch lange nicht den Karakter dieser Völker aus. Die Einbildung und die Leidenschaften waren noch immer die mächtigsten und fast die einzigen Triebräder, welche auch die Besten unter ihnen beherrschten." Geschichte der Menschheit II. Thl. S. 242. — Man sehe auch Sibylle II. Th. S. 361.

Wenn ich nun den ganzen Karakter der republikanischen Römergröße unter einen Gesichtspunkt fasse; so muß ich aufrichtig gestehen, daß mich das goldene Zeitalter ihrer Freyheit nie in Versuchung führen werde, und daß ich nur dasjenige wiederholen kann, was Voltaire ungeachtet seiner Vorliebe für die Freyheit sagte: „Ich will lieber unter der Pfote Eines Löwen, als unter den Zähnen von tausend Ratzen meiner Mitbürger leben."

Freyheit ist nur in dem Reich der Träume
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Schiller.

§. 9.

Das goldene Zeitalter des Augustus.

Betrachtet man dieses Zeitalter nach Virgil und Horaz: welche Erwartung großer Dinge! welcher Glanz und Größe! welche Würde der Sitten!

Incipiunt magni procedere menses!

Virgil.

Res italas armis tut..is, moribus ornas etc.

Horat.

Folget man dagegen einem Dion, einem Tacitus, einem Sueton; so kömmt man in Verlegenheit, sichs zu erklären, wie man von Augusten sagen konnte, daß er das Reich durch Tapferkeit beschützte, und durch Tugend verschönerte: Wie Horaz sich in seinem Fluge so weit versteigen konnte, daß er ihn schon bey seinen Lebenszeiten zum Gott erhob, und der Nachwelt das Glück versagte, einen Augusten zu besitzen.

„Nur dir bringen wir vom Dank gerührt schon jetzt,
Da du noch bey uns bist, der Ehrfurcht frühe
Opfer;

Baun dir Altäre, wo man deinen Namen ehrt:
Und wir bekennen, daß die Erde Deines gleichen
Noch nie gesehen hat, und nie sehen wird.

II. B. 1. Brief.

Mit Grund sagt der Verfasser der a. W. u. Menschengeschichte: „die schönen Geister seiner Zeit, die ihn so sehr gelobt haben, hätten, wenn man ihnen glauben sollte, erst alle Stimmen, die gegen ihn aussagten, zum Schweigen bringen sollen.“ Der röm. Gesch. IV. B. S. 641.

Dieser tapfere Held verkroch sich im tiefsten Winkel eines Schiffes, während seine Legionen den Sextus Pompeius schlugen: Er stellte sich krank, während sein Amtsgehülfe Antonius in der Schlacht bey Philippi für ihn focht: Er überwand nur mit dem Schwert des Agrippa, wie er nachher nur mit dem Kopfe des Mäcenas regierte. Während dem Feldzuge des Murena blieb er zu Rom. Da er aber Lust bekam auf eine kurze Zeit die Rolle des grossen Cäsar zu spielen, so begab er sich nach Spanien, um die Kantabrer zum Gehorsam zu bringen; allein so oft er in eigener Person kommandirte, ward er geschlagen. Bald aber mach-

ten ihn die Beschwerden des Feldzuges oder der Verdruß krank. Unbeschreiblich war der Haß und die Abneigung dieser Völker unter Augusts Regierung zu gerathen. Mütter erstickten ihre Kinder, um sie der Sclaverey zu entziehen, ganze Familien vergifteten sich, oder tödteten sich selbst durch das Schwert oder durch das Feuer ihrer angezündeten Häuser. Eine Nation nach der Andern suchte sich von Augusts goldenem Scepter los zu machen.

Unterdessen kann man nicht läugnen, daß das Glück auf die günstigste Weise mit August gespielt habe, um sich so lange auf seinem Throne zu behaupten. Es war ein Zusammentreffen aller nur möglichen Umstände, wodurch sich ein Mensch erheben kann. Wenn eine Nation einmal tief in ihren Sitten herabgesunken, und des immerwährenden Wogens der Faktionen, der bürgerlichen Kriege und des Elendes müde ist; dann kömmt ein dritter zur gelegensten Zeit, um aus selber zu machen, was er will. Und dieses war der Fall bey Augusts Thronbesteigung. Sein glückliches Einschreiten in diesen Zeitpunkt, wo das römische Volk jedem Tyger zu huldigen bereitet war, wenn er sich nur das Ansehen geben konnte, daß er es nicht zerreißen würde; Seine

Mäßigung, die er auf fremde Eingebung zuweilen zu heucheln wußte, und dann der Rath und der Arm einiger großen Männer, legten den Grund zu seiner Herrschaft, die aber mehr dahin wirkten, sich auf dem Throne zu befestigen, als von dem Throne aus die Leiden des Volks zu mildern, die Sitten zu verbessern, und eine Nation aus der tiefen Versunkenheit herauszuwinden. — Der unpartheyische Sittenrichter findet dann unter Augusts goldener Regierung nur das eiserne Zeitalter der Sittenlosigkeit. Die Menschheit ist, besonders nach großen Umwälzungen, zur hohen Erwartung berechtiget, daß bessere Zeiten eintreten, und der Herrschaft der Tugend, der Sitten und Gesetze Platz gemacht werde; aber um das in das Werk zu bringen, müssen die ersten Stralen von oben herab gedeihen, und nur durch die erhabenen und wirksamen Beyspiele des Thrones, und derjenigen, die ihn umgeben, kann der gesunkene Geist des Menschen wieder mächtiger angeregt werden. Allein dieß war der Fall am Throne des Augusts nicht. Seine Beyspiele waren nur dazu geeignet, auch die noch zerstreuten Funken des moralischen Gefühls zu ersticken. Daher erreichten dann die Ausschweifungen der Römer den letzten Grad der Verdorben-

heit, welcher den Nationen alle Mannskraft benimmt.

Man lobte einen Auguſt wegen vielen vortrefflichen Anordnungen, und Geſetzen; allein es giebt Geſetze, die, als den Bedürfniſſen der Zeit angemeſſen, zwar in ſich gut und vortrefflich ſind, dabey aber nichts weniger als einen Beweis guter Sitten, und Zeiten liefern; ſondern von denen vielmehr zu wünſchen war, daß man ihrer nie bedürft haben möchte. Man lobte den Auguſt, daß er ein beſonderes Militärkorps von ſieben Cohorten errichtet hatte, welches ſein eigenes Gebäude und ſeinen beſtimmten Sold hatte, um die innerliche Sicherheit der Stadt zu ſchützen.

Sieht man aber dieſer Maaßregel auf den Grund; ſo findet man ihre Nothwendigkeit in den überhandgenommenen Diebſtählen, Mordthaten, und Feuersbrünſten. Der Monarch mußte ſich in ſeinem eigenen Palaſte ſicher ſtellen; und der Bürger wollte ruhig ſchlafen.

Wie bedauerungswürdig iſt der Stand eines Volks, bey welchem äußerliche gewaltſame Po-

lizey-

lizeyanſtalten alles bewirken ſollen; weil die innere Polizey der Tugend nichts mehr vermag!

Ungeachtet aller äußerlichen Vorkehrungen griff dennoch das Uebel weiter um ſich, und die Verdorbenheit der Sitten ſtieg auf das Höchſte; ſo daß es ſelbſt Auguſt am Ende ſeiner Regierung fühlte, wie tief ſich ſein Zeitalter unter der Gewalt des zügelloſen Lebens erniedriget, und welchen Einfluß dieſe Erniedrigung auf das allgemeine Beſte hatte. — Es iſt eine Wahrheit, welche die ganze Weltgeſchichte laut ausſpricht, daß da, wo es keine häuslichen Tugenden mehr giebt, auch die bürgerlichen und Staatstugenden verſchwinden. Dieſe Betrachtung und eigene Erfahrung mochten etwa auch den Auguſt bewogen haben, der Sache auf den Grund zu ſehen, und das Uebel in ſeiner Wurzel, das iſt, in der Entheiligung der erſten häuslichen Pflichten, in der Verletzung der ehelichen Treue; noch mehr aber in der eingeriſſenen Hintanſetzung des ehelichen Standes aufzuſuchen. Er veranſtaltete daher eine feyerliche Muſterung der römiſchen Ritter; und befahl, daß ſich die Eheloſen auf die eine Seite, und die Verehe-

lichten auf die andere ſtellen ſollten. Da ſichs nun zeigte, daß weit mehr, als die Hälfte derſelben eheles war; ſo hielt er folgende merkwürdige Rede. „

„Wenn Krankheiten, und Kriege ſo viele Bürger wegraffen; was wird aus Rom werden, wenn man ſich nicht mehr verehliget? Die Stadt beſteht nicht aus Häuſern, Säulengängen und öffentlichen Plätzen. Menſchen machen den Staat aus. Die Zeiten der Mythen ſind vorüber, wo die Menſchen aus der Erde hervorſprangen, um über euere Geſchäfte zu wachen. Es iſt auch euch nicht darum, keuſch zu leben; denn jeder von euch hat ſeine Geſpielinn bey Tiſche, und im Bette. Ihr ſuchet nur Gemächlichkeit zu euren Ausſchweifungen. Berufet ihr euch auf das Beyſpiel der Veſtalinnen? Gut; ſo lebet keuſch wie ſie, oder unterwerfet euch ihren Strafen. Allemal ſeyd ihr böſe Bürger; man mag euerm Beyſpiele folgen, oder nicht.“ Dion. C. LVI. — Montesquieu Eſprit des loix Chap. XXXI.

Zu gleicher Zeit wurde auch das Geſetz Papia Poppäa promulgirt, welches die Collateral-Erbſchaften, die an Eheloſe fielen,

zum Vortheile des öffentlichen Schatzes konfiscirte. Auch wurden Verordnungen gegen den Ehebruch gemacht; doch wie bald verlieren die Gesetze Kraft und Ansehen; wenn die Gesetzgeber die ersten sind, die selbe entheiligen? Nebenbey bemerkt die Geschichte, daß Papius und Poppäus, welche dem obigen Gesetze ihren Namen gegeben, beyde nicht verheurathet waren. Augusts Verfügungen behaupteten sich dann nicht lange, und gaben den Sitten kein Uebergewicht über die Verdorbenheit der Zeit. Wenn dann durch die Hintansetzung häuslicher Tugenden auch das große Band zerrissen wird, das die Familien an den Thron und das Vaterland knüpft; so kann auch aus diesem Grunde kein besonderer Werth auf Augusts Zeitalter gelegt werden.

Der Verfasser des Seitenstückes zu der Preisschrift des H. v. Villers über den Geist und die Folgen der Reformation ꝛc. macht von dem Werthe der häuslichen Tugenden folgende schöne und treffende Schilderung:

„Nichts giebt einen sicherern und festern Maaßstab für den ganzen moralischen und po-

litischen Werth eines Volkes, als der Grad der Achtung, den es den ersten und schönsten häuslichen Tugenden zollt. Aus dem engen Kreise der einfachen und häuslichen Verhältnisse geht jede höhere Tugend des Bürgers und Patrioten hervor. Wer die süßen und heiligen Bande der Natur frevelhaft zerreißt, wird dieser die weit lodern und oft lästigen Bande des gesellschaftlichen Vereins wohl williger tragen? Wird der, welcher an seiner Familie, an Gattinn und Kind zum Verräther wird, dem Staat oder seinem Fürsten mit unverbrüchlicher Treue anhangen? Wielands Danischmende sagt sehr richtig „daß derjenige, der sich in seinem Schlafgemach und seiner Kinderstube glücklich fühlt, nie an einer Verschwörung, an einer gewaltsamen Staatsumwälzung, oder irgend einem Hochverrathe theilnehmen wird.“ Mit vollem Grunde kann man aber noch hinzufügen, daß gerade derjenige, der in diesem engen Familientreise sich beglückt fühlt, am willigsten sich jedem Opfer unterziehen, und Gut und Blut mit Freuden darbringen werde, so bald das Vaterland, das heißt der Boden, wo das künftige Glück seiner Kinder blüht, ihn zu seiner Vertheidigung aufruft. Die kraftvollsten Perioden jedes Vol-

les waren jene, in welchen Keuschheit Sitte war; wird dieselbe einmal zur Tugend erhoben; dann ist der moralische Werth desselben auch schon im Sinken. Wo aber der verpestende Hauch der Wollust alles Mark aus den Knochen saugt, alles Feuer der Einbildungskraft verlöscht, die schönsten Triebe des menschlichen Herzens erstickt, und die mächtigsten Springfedern der menschlichen Natur lähmt, da ist auch jedes höhere Gefühl für Menschenwürde erstorben, mithin jeder Glaube an wahre Größe und Heroismus lächerlich, und ächter reiner Patriotismus durchaus unmöglich." S. 13.

Augusts Beyspiele in seinem eigenen Hause, die unmäßigsten Ausschweifungen seiner Tochter Julia, Epikurs entnervende Grundsätze, die sich in die Familien eingeschlichen; alles wirkte dann zusammen, daß aus Mangel häuslicher Tugenden auch die übrigen Staatsgesetze keinen Eingang und keine Achtung mehr fanden; daß es kein wahres Nationalglück mehr gab; weil das Glück der Familien verschwunden; daß die so nothwendig gewordenen Aufwandsgesetze gegen den Luxus ohne Erfolg geblieben, daß die Gerechtigkeit nur ein Spiel der Willkühr, und die Vertheilung der öffentlichen Aemter ein Werk der

Gunſt, oder des Goldes geworden, ſo, daß Ovid ſehr richtig ſagte:

Aurea nunc vere sunt secula: plurimus auro
Venit honos.

Daß es der den Auguſt ſo hoch erhebende Horaz ſelbſt bekennen mußte, wie ſehr er es bedauere, der Lehre Epikurs, deſſen Schweinchen er ſich nannte: Ep. IV. L. I. angehangen zu ſeyn, und wie weit die Sitten der Väter ſich in ihren Kindern verlohren haben:

Damnosa quid non imminuit dies?
Aetas parentum peior avis tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitiosiorem.

Ode VI. ad Rom.

In der Ode an das Glück ſagte er:

Eheu cicatricum, et sceleris pudet
Fratrumque! Quid nos dura refugimus
Aetas? quid intactum nefasti
Liquimus? unde manum juventus

Metu deorum continuit? quibus
Pepercit aris?

L. I. ode 35.

Endlich schien er jene Zeit zurückzuwünschen, wo die Dichter sich dadurch einen unsterblichen Ruhm erwerben konnten; indem sie die wahre Weisheit besangen:

Fuit haec sapientia quondam
Publica privatis secernere, sacra profanis,
Concubitu prohibere vago, dare jura maritis,
Oppida moliri, leges incidere ligno.

de arte poet. v. 396.

Was Künste und Wissenschaften betrifft, so hat das Zeitalter eines Augusts in den ersten nichts Neues geschaffen; und den zweyten nur eine andere Richtung gegeben. Es eroberte mit dem Degen in der Hand Zeuxes und Apelles Gemälde, und hinterließ selbst keine Gemälde. Es schmückte sein Kapitolium mit der bewunderungswürdigen Statue des Lysippus und Phidias, und hatte für sich selbst keine Statuen.

Seine prächtigsten Gebäude waren griechische Copien. Die Beredsamkeit erhielt eine andere Wendung, und ein neues Interesse. Der Redner sah sich genöthiget, ein Höfling zu werden, und das Bedürfniß, mit Kunst zu loben, machte das Wesen der Nationalberedsamkeit aus. Man brachte die Sprache der Schmeicheley in Grundsätze, und die Redekunst gewann an Feinheit, was sie an Tiefe und Kraft verlohr. Die Wahrheit unterlag der Schüchternheit, denjenigen nicht zu loben, der verbannen konnte. Die Dichter, die zu vergöttern wußten, genossen daher vor andern den Vorzug, und selbst der Senat schloß sich durch seine Schmeicheley an die Dichter an, und decretirte ihm Statuen, olympische Spiele, Triumphe und göttliche Ehren, das einzige Vorrecht, das dem Senate noch übrig geblieben. Dagegen suchte auch August dem Senate seinen willigen Gehorsam möglichst zu versüßen. Von einem gnädigen Cäsar Ehrenstellen, Einkommen und Geschenke durch Rauchwerke zu erhalten, war ja doch bequemer, als sie durch Arbeit und mühsame Verdienste erringen. Und so mußte dann natürlich das Verdienst der Schmeicheley, die Redlichkeit der Politik, und mancher große Mann der Laune oder der Verfolgung unterliegen. So Vieles man von den großen Männern unter Au-

gusts Regierung spricht; so wenig ist es ausgemacht, daß die Ehre ihres Daseyns auf Augusts zurück falle. Man lobt so oft die Zeitalter, in denen große Männer blüheten, und vergißt dabey, daß sie sich aus eigener Kraft erhoben hatten; und der Thron an der Entwickelung ihrer Talente keinen Antheil hatte. Ungeachtet der Unterstützung, welche Augusst und Mäcenas ihren Anbethern oder einigen Wissenschaften aus Convenienz zukommen ließen, wurden doch viele Andere Opfer ihrer Grundsätze, und statt sich auf dem Boden, wo sie gebohren waren, glücklich zu fühlen, oder ihr Zeitalter zu preisen, wünschten sie vielmehr, daß sie sich weit über den Erdkreis hinaus erheben könnten, um auf das verfolgte Genie, auf das vergessene Talent, auf die unglückliche Tugend herab zu weinen.

§. 10.

Die goldenen Ritterzeiten.

Das glänzende Ideal eines Ritters wird sowohl in den alten und neuen Romanen, als auf der Schaubühne so anziehend hingestellt, daß man dabey in Versuchung kömmt, jene Zeiten zurück zu wünschen, in denen sich solche Karaktere ent-

wickelten, wo solche Männer voll Kraft und Biederheit die Erde zierten, und solche Helden der Menschheit dasjenige wieder gaben, nach dem sie sich schon lange sehnte. **Tapferkeit, Redlichkeit, Ehrliebe und Beschützung der unterdrückten Unschuld** machen nach jenem Ideale die Hauptzüge des Edlen und des Ritters aus.

Da waren goldene Zeiten, heißt es, da noch persönliche Tapferkeit unglaubbare Wunder wirkte, Ehrliebe die Seele großer Entwürfe war, die Redlichkeit sie ausführte, und die gedrückte, oder verfolgte Unschuld wußte, wohin sie sich zu wenden hätte. Da galt noch der Mann von Wort; der Handschlag mehr als Schwüre. Gleich einigen Helden des Alterthums übernahmen muthige Ritter die Vertheidigung der verfolgten Schönheit, oder der leidenden Unschuld. In diesem großmüthigen Berufe durchreisten sie die Länder, und suchten die Ungeheuer auf, welche die Sicherheit, und die Ruhe der Menschen und Familien störten. Da ein vollkommener Ritter es sich zum größten Geschäfte machen mußte, die Unschuld, wo und auf was immer für eine Art sie gekränkt ward, zu retten; so konnte

dieſes ein edeldenkender Ritter um ſo weniger unterlaſſen, wenn eine Schöne an ihrer Ehre oder an ihren Gütern litt, und ihn um dieſen Dienſt anſprach; da das Frauenzimmer nicht ſelbſt wehrhaft war. So ließ Kaiſer Otto I. die Ehre ſeiner einzigen Tochter von einem Ritter, der ſich dazu erbothen, durch den Zweykampf vertheidigen. Man that noch mehr. Der Ritter machte ſich zum Voraus anheiſchig, alles zu thun, was dieſer oder jener begegnen könnte, wenn es mit den Waffen ausgemacht, oder abgelehnt werden könnte; und ſo ward es Sitte, daß ſchon ein jedes angeſehenes Frauenzimmer ſeinen ihm ergebenen Ritter, und dieſer ſein Frauenzimmer haben mußte. Da jeder Stand ſeine Enthuſiaſten hat; ſo hatte ſie auch dieſer; worunter hauptſächlich diejenigen Ritter gehörten, die man die Irrenden nannte, die auf gerathewohl in der Welt herumzogen, entweder die gedrückte Unſchuld, wo ſie immer ſeyn könnte, zu retten, oder ihre Tapferkeit gegen jeden, der es mit ihnen wagen wollte, zu zeigen. In Deutſchland hatte jedoch dieſe Klaſſe weniger Anhänger gefunden, als in andern Ländern. Die Kreuzzüge öffneten endlich den Rittern ein weiteres Feld. Man nahm die Waffen vom Altare, um ſie in den entfernteſten Landen zur Rache und Rettung der ſchwer ge-

drückten und mißhandelten Christen zu gebrauchen; und auch diejenigen, die nicht nach Palästina giengen, verwendeten sie zu Hause zum Besten der Menschheit. Heilig sollte ihr Versprechen gehalten werden, welches sie öffentlich vor dem Altare des Herrn ablegten: „daß sie für den Glauben ihr Leben aussetzen, die Kirche und ihre Diener beschützen, den Wittwen und Waisen in ihren Nöthen beystehen, überhaupt alle ungerechte Kriege vermeiden, zur Befreyung eines jeden Unschuldigen sich in den Zweykampf einlassen, und die Turniere bloß um der Kriegsübung wegen besuchen wollen." Dieses, und die Ausübung ihrer Ritterthaten in prächtigen Turnieren unter den Augen eines Frauenzimmers, deren Hochachtung nach den Begriffen der Zeit über ihr Leben gieng, waren Sporne genug zu ausgezeichneten Handlungen, worüber wir uns freylich wegen der zu großen Entfernung der damaligen Sitten von den Unsrigen keinen bestimmten Begriff machen können. Allein auch hierinn zeigte sich nur zu bald das unglückliche Loos der beständigen Ausartung. Der Trieb der Ehre unter noch nicht ganz gemilderten Sitten nahm um so mehr eine schiefe Richtung, da die wahren Ansichten der Religion sich aus den Augen verlohren, und der Schwung des Rittergeistes zum Theil einseitig, zum Theil ge-

lähmt wurde. Kämpfe und Turniere wurden bald ein eben so prächtiges, als blutiges Schaugepränge. Sie gehörten jetzt zu den öffentlichen Belustigungen, wie die olympischen Spiele, und zum Prachtaufwande großer Feste und Begebenheiten. Wenn ein Prinz wehrhaft gemacht wurde, ward die Feyerlichkeit größer, als wenn einer auf die Welt kam. Ganze Königreiche und Fürstenthümer mußten beysteuern, um die Unkosten zu bestreiten. Auch der Rittersmann setzte seinen Rothpfennig daran, um seinem Sohne einen stattlichen Ehrentag bey dieser Gelegenheit zu machen. Die Ritter verließen alles, um den Turnieren beyzuwohnen. Sie richteten sich zu Grunde, um mit vollem Glanze zu erscheinen, und ihre Wappen, die Sinnbilder ihrer Thaten, zur Schau zu tragen. Die Blicke der Schönen, die bey dieser Art von Gefechten den Vorsitz hatten, trugen nicht wenig bey, ihren Muth noch mehr zu entflammen. Wenn man den Preis der Tapferkeit austheilte, so war dieses Geschenk vom allgemeinen Taumel des Volks, und von frohlockenden Zurufungen begleitet; die Damen schlugen in die Hände, und stunden auf, indem der triumphirende Sieger vorüber gieng, indeß der Ueberwundene sich heimlich aus den Schranken wegschlich. In ungeheuern und prächtig geschmückten Amphithea-

tern versammelt, hörte die Nation den Namen, die Waffen, das Wappen und die Eigenschaften der Kämpfer verkündigen, und nachher unterhielt man sich von nichts, als von denen, die sich zum Vergnügen der Zuseher so gewaltig herum geschlagen hatten. Das Zeitalter der griechischen Athleten und der römischen Gladiatoren erneuerte sich. Die Turniere wurden blutige Kampfspiele, und ungeachtet der traurigsten Vorfälle verlohren sie nichts von ihrem Interesse. Die Schwerter erklangen auf den Panzern und Helmen. Die Ritter rannten mit verhängten Zügeln auf einander los, und stießen sich mit ihren Lanzen. Wer zu Boden fiel, lief Gefahr von den Pferden zertreten zu werden; wenn er sich nicht mit der größten Behändigkeit in den Sattel schwang. Mehr als zwanzig Prinzen kamen nur in Frankreich dabey ums Leben; und in Deutschland waren wenige Turniere, wo nicht einer oder der andere auf dem Boden hingestreckt liegen blieb. In Sachsen blieben in einem Jahre sechszehn Ritter auf dem Platze. Die Religion konnte sich schon nicht mehr mit diesen blutigen Schauspielen, welche anstatt die Menschen zu veredeln, sie nur verwilderten, vertragen. Sie konnte selbe so wenig mehr gut heißen, daß man endlich denjenigen, die dabey umkamen, die Ehre versagte, nach Kirchenge-

brauch begraben zu werden. Wenn die urſprüngliche Abſicht der Ritter die Vertheidigung der Unſchuld und Schönheit war, wenn dadurch wirklich der Umgang mit einem Frauenzimmer den unbändigen Ritter geſchlachter machte; ſo verlohren jetzt ſelbſt die Damen an ihrer zarten Empfindſamkeit durch Stolz und Vergnügen an dieſen blutigen Kämpfen. Sie gewöhnten ſich daran, das Blut ihrer Anverwandten, ja ſelbſt ihres Geliebten gleichgültiger fließen zu ſehen. Der ehemalige Geiſt des Ritterſtandes verſchlimmerte ſich immer mehr. Während noch einige mit heiligen Abſichten ihrem erſten Berufe nachkamen; machten ſchon andere von ihren Schlöſſern aus die Wege unſicher, plünderten reiſende Kaufleute, befehdeten ihre Nachbarn, und entführten die Weiber. Während der edle Kreuzfahrer in die heiligen Lande zog, ſuchte ein Anderer ſeine Abweſenheit, oder ſein Unglück zu benützen. Während noch ein treuer Rittersmann und eine keuſche Rittersfrau ihre eingegangenen Pflichten heilig erfüllten; ſchrie ſchon dort, und da — nach den Minneſängern — der Wächter von der Zinne der Burg zu frühe den Tag an, wenn ſich ein Geliebter zu Nachts im Schloße befand. Selbſt die Wappen, die

bey Gelegenheit der Kreuzzüge, und Turniere aufgekommen, zeugen von keinem gemilderten Karakter. Meistens wilde Thiere wurden die Hauptsymbole. Es war kein Raubthier sicher, daß es nicht ganz, oder theilweise in die Wappenschilde aufgenommen wurde; und nach dem Tode der Ritter fügte man noch Löwen und Hunde bey, um ihren ehemaligen Karakter zu bezeichnen, oder sie gaben sich selbst noch bey Lebenszeiten die Beynamen von Löwen, Bären und andern Thieren. Schmidt Geschichte der Deutschen. III Theil. — Neuere Geschichte von Frankreich. II Band. — Iselin Geschichte der Menschheit. II Band.

Endlich wirkte alles zusammen, um den goldenen Wiederschein ritterlicher Tugenden zu verdunkeln. Orientalische Sitten und Luxus, die unseligen Beuten stürmischer und verunglückter Züge gaben ebensobald dem reinen Golde der Ritterssitte eine neue Legierung. Die nähere Verbindung des Adels mit dem Hofe in glanzenden Prachtturnieren und Feyerlichkeiten waren zugleich eine künstliche Falle der Großen, um ihre Vasallen, oder das ritterliche Gegengewicht zu schwächen. Endlich trat die traurige, und verderbliche Erfindung

dung des Pulvers ein, welche der persönlichen Tapferkeit die letzte Wunde versetzte. — Die deutschen Ritter waren nicht mehr jene gepanzerten Kraftmänner, welche Nicetas Choniates erzene Säulen nannte. Der hohe Strahl der Tugend blizte nicht mehr so schön aus ihren Augen; wie der Sonnenstrahl aus dem Spiegel ihres Panzers. Der redliche Blick des rechtschaffenen Mannes, den nicht jeder ertragen kann, hatte die Kraft nicht mehr, die Augen desjenigen niederzuschlagen, der kein reines Gewissen hatte. Der Handschlag wurde schwächer. Zulezt verrosteten das Ritterschwert und die Lanze, und an derer Stelle kamen die Spielzeuge der Galanterie. Der Widerstreit zwischen der edlen Geradheit, und der verkünstelten Verfeinerung hielt zwar länger an, und der hochherzige Rittersmann gieng nicht plözlich zum weichen Mann über. Der Geist der Ahnen, der noch in einzelnen Familien fortathmete, sträubte sich noch lange wider das Medusenhaupt der Politik; und ob sich gleich bey dem grössern Theile die National-Tugenden durch fremde Sitten und Sprachen verlohren; so behauptete sich doch noch lange bey den Enkeln einiger standhaften Väter jener hohe Biedersinn, der sichs zum Ge-

setze machte, der Unschuld und Rechtlichkeit das Wort zu führen, und Kaisern und Königen, Herzogen und Fürsten aus Liebe zum Vaterlande die Wahrheit nicht zu verschweigen. Die hohe Verpflichtung, Jedermann das Recht angedeihen zu lassen — dem Armen, wie dem Reichen, — Der Geist der Billigkeit, der sich so erhaben in den Urkunden ausspricht, hinterließ noch hin und wieder schöne Spuren seiner ehemaligen Größe. Diese Verdienste, welche sich manche Familie um Gott und das Vaterland erworben hatte, darf die Geschichte nicht unterdrücken. Ich bin daher weit entfernt, die Erben der Tugenden ihrer Väter — dieser schönen Erbschaft — herabzusetzen, oder den Grundsätzen derjenigen beyzutretten, die sie ohne weiters durch eine unbedingte Vertilgung des ganzen Erbadels ihrer Vorzüge berauben.

Wenn gleich sehr oft die Söhne der Heroen keine Helden waren, so wachte doch nicht selten in den Enkeln der Geist ihrer Väter wieder auf; und das politische Problem ist bey weitem noch nicht entschieden, ob es ein Staatsfehler sey, die Verdienste der Väter auch in ihren Nachkommen zu krönen?

Da aber einzelne schöne Züge nicht geeignet sind, ein ganzes Zeitalter zu caracterisiren; besonders wo das Uebergewicht auf der Seite des Bösen ist; so kann ich auch die Zeiten der Ritter den goldenen nicht beyzählen. Kurz war die Dauer ihrer ursprünglichen Tugenden, beynahe allgemein die Ausartung und Verschlimmerung, und wenn diese mit Blitzesschnelle um sich griff; so rührte es daher, weil das Uebel, das von oben herab kömt, gemeiniglich mächtiger wirkt, als jenes von unten hinauf: wo dann eben so bald unter Privatpersonen — oft aus Mangel der Gerechtigkeit — die Selbsthülfe ihr Wesen trieb, wie das große Faustrecht; welches zuletzt unter gewissen Bedingungen sogar gesetzlich wurde, da keine Regierungskraft mehr im Stande war, dem wüthenden Zeitgeiste Schranken zu setzen, der sich ohnehin mit einem goldenen Zeitalter nicht vertragen kann.

§. 11.

Das goldene Zeitalter der Aufklärung.

In eben dem Augenblicke, wo man von dem goldenen Zeitalter der Aufklärung spricht, sollte man schon glauben, sich in einer bessern Welt

zu befinden, in einer Welt voll ungestörter Ruhe, voll des hohen Selbstgefühls über seine reineren Kenntnisse, und über den Glanz der Tugend, als der ächten Probe der heller sehenden Menschheit. Man sollte glauben, in dieser schönen Welt herrschten keine Leidenschaften, webten keine Intriken ihre Gespinste, wüthete keine Verfolgung; die alles mildernden Musen hielten die Herzen der Weisen im steten Einklange, und die Republik der Gelehrten sey nichts anders, als ein Staat der Weisen, unangefehdet von außen und innen, und groß und einig in ihren Entwürfen zum Glücke der gebildeten Sterblichen. Man sollte glauben, in diesem blühenden Thale, wo man nur lustwandelt, um wechselseitig an den schönen Früchten der Phantasie und des stillen Nachdenkens Theil nehmen zu lassen, wäre kein anderer Wettstreit, als um die Ehre, die Menschen unter sich zu vereinigen, und sie gemeinschaftlich zu ihrem hohen Ziele hinzuleiten. Man sehe daselbst nur den heitern Berg, auf dessen Spitze sich das geflügelte Pferd muthig emporschwingt, während rings herum die schönen und günstigen Musen mit ihren Attributen die ganze Gegend beleben. Man sehe weiterhin Minervens goldenen Tempel mit allen seinen reizenden Umgebungen, wohin die Menschen mit Vertrauen eilen, um das Orakel zu vernehmen, was

schön und wahr, und gut und recht ist: zu hören, was der Geist der Aufklärung spricht.

Doch wer sollte es glauben, daß man gerade in dem Reiche der Aufklärung, dessen unvergleichliches Daseyn ununterbrochen erhoben, besungen und vergöttert wird, nichts weniger, als den stillen, ruhigen und glücklichen Stand der Einheit, des Zusammenwirkens, der Gemeinnützigkeit und des Friedens erblickt: daß die Musen von Zeit zu Zeit mit den Furien in Verbindung tretten, und der Geist der Zwietracht und der Verfolgung gerade durch diejenigen einen höhern Schwung erhält, die ihn bändigen sollten: ja was noch mehr ist, daß die Geisterwelt durch Geisteseroberer eben so sehr beunruhiget und erschüttert wird; als die Politische durch die gewaltigen Stürmer der Staaten,

Die Republik der Gelehrten, wie man sie zu nennen pflegt, zeigt sich in der Geschichte eben so stürmisch, wie die meisten bürgerlichen Republiken des Alterthums, ja man kann sogar annehmen, daß sie mit dem fortreißenden Geiste der Zeit immer stürmischer geworden, und ob sie gleich unmittelbar kein Blut vergossen, doch Kriege, Blutvergießungen und Elend veranlasset hat: daß sie einen gewissen Karakter der Unversöhnlichkeit

angenommen, deſſen Starrſinn und unruhiger Geiſt unbeugſamer war, als der Geiſt des gröſsten Eroberers. Mancher Staatenbezwinger ſah ſich oft genöthiget von ſeinem Plane abzuſtehen, wozu ihn entweder die Waffen oder das Entgegenwirken der Umſtände beſtimmten; allein der Mann, der ſich einmal in der Geiſterwelt eine Parthie gemacht, will nimmermehr Unrecht haben, ſollte ihm auch eine neuere Ueberzeugung hierüber Vorwürfe machen; ſollte auch ein Welttheil dadurch in Spaltung und Verwirrung gerathen. Stolze Unbeugſamkeit war von jeher einer der widrigſten Karaktere in der Republik der Gelehrter. Wie vieles Unheil iſt nur dadurch in die politiſche und ſittliche Welt gekommen, daſs ein Kopf dem andern, eine Meynung der andern, ein Genie dem andern nicht weichen wollte?

Qui velit ingenio cedere, rarus erit!

Martialis L. VIII. 18.

Nul n'est content de sa fortune,
Ni mécontent de son Esprit.

Mad. Deshoulieres.

Daher kam es dann, daſs durch die innerlichen Fehden der Muſen ſelbſt die Wahrheit und

Aufklärung eben so sehr zurückgehalten wurden, wie das Glück der Völker durch Kriege und Schlachten, wobey am Ende doch nichts ausgemacht oder vollendet worden.

„Erscheinungen dieser Art, schreibt Iselin, sind nicht der politischen Welt ausschließend eigen. Die gelehrte Republik bringt nicht weniger Eroberer und Zerstörer hervor, Männer von seltenen Gaben, Helden im Denken, wie es andere im Handeln sind. Mit Adlersblicken umfassen sie das ungeheuere Gebiet der Gelehrsamkeit, oder den engen Bezirk einzelner Wissenschaften. Weit über die Sphäre ihrer Zeitgenossen sehen sie die mannichfaltigen Verhältnisse der Dinge in einem ganz neuen Lichte. Ihre feurige Phantasie leihet jedem Gegenstande eine andere Gestalt. Das Vergnügen zu denken und zu erfinden, reißt ihre ruhelosen Gemüther dahin, und der noch lebhaftere Ehrgeiz, die Geister zu beherrschen, entflammt sie mit einem unbezähmten Feuer. Jedes Genie, das vor ihnen in dem Reiche der Meynung gethronet hat, ist in ihren Augen ein ungerechter Eindringling; und jedes Vorurtheil, jede Wahrheit, die ihre Zeitgenossen beherrschen, sind für sie Mißbräuche, welche zu zerstören, von welchen das menschliche Geschlecht zu befreyen, sie sich be-

rufen glauben. Eine starke Seele, ein eherner Muth begleiten sie von dem ersten Schritte an, den sie auf ihrer gefährlichen Bahn wagen. Ihre Augen sehen nur das große Ziel, nach welchem sie streben. Alle Gefahren, alle Hindernisse verschwinden vor ihnen, und sie zernichten sie auch für andere. Ihre feurige Einbildung blendet die erstaunte Unerfahrenheit, die neugierige Jugend und die unpartheyische Wahrheitsliebe; da indessen der Glanz und das Ansehen, welches sie sich durch ihre Erfolge erwerben, die Eifersucht, den Haß und den Zorn derjenigen reizen, welche sich bereits mit dem Besitze der Wahrheit schmeicheln. Daher Faktionen, Verfolgungen, gelehrte Kriege, wo auch diejenigen, welche am Anfange die Weisheit am eifrigsten suchen, sie endlich aus den Augen verlieren, und bloß um eitle Götzen kämpfen, welche sie auf ihren Altar gestellet haben; wo die Verfechter der alten Meynungen, Mißbräuche, Vorurtheile und Irrthümer mit gleichem Eifer vertheidigen, als die heiligsten Wahrheiten; und wo die Neuerer die verehrungswürdigsten Grundsätze mit eben der Hitze bestreiten, als die unseligsten Irrthümer, Kriege, welche der Wahrheit, der Religion, den Sitten den Untergang zu drohen scheinen." Geschichte der Menschheit I. B. S. 114.

Unter ſolchen Anſichten könt man dann nicht mehr in Verlegenheit, die Frage zu beantworten, warum man den Apollo mit zwey ſo unverträglichen Aemtern, mit der Aufſicht über die Wiſſenſchaften und die Waffen bekleidet hat? Man kömmt weniger in Verlegenheit den Staatſum groſſer Konqueranten, die ihr Leben unter dem Geklirre der Waffen zubringen, zu beurtheilen; als die oft wilde Unbeugſamkeit und rohen Ausfälle litterariſcher Heroen, die doch nebenbey immer von dem Geräuſchloſen und goldenen Sine der Muſen ſprechen. Es iſt eine traurige Beobachtung in der Geſchichte, daß dieſe Geiſtesbelden, welche oft den politiſchen Eroberern die Bahn gebrochen, oder durch ihre erleuchtende Fackel die Welt in Brand geſteckt haben; daß gerade ſie in ihrem Wirkungskreiſe zu keinem Friedensſchluſſe gekommen; wenn ſich gleich die politiſche Welt dazu bequemen muſte. Aus dieſem Grunde hatte Rouſſeau ganz recht, da er behauptete, daß ein ewiger Friede eher unter den Mächten, als unter den Schriftſtellern möglich wäre. — Man findet kein einziges groſſes Beyſpiel in der Geſchichte, daß ſich eine Schule oder Sekte mit der andern gänzlich ausgeſöhnt hat; wohl aber, daß manche gelehrte Republik, wie alle wankenden Opinionen, dadurch in Trümmer gieng, daß aus derſelben wieder neue Sek-

ten entstanden, an deren Spitze sich neuerdings ein großer oder exaltirter Kopf erhob; um den Menschen zu gebiethen, zu denken, wie Er — und Niemand andern zu glauben, als ihm. — So erhielt die gelehrte Welt ihre Don Quichottes, wie die Ritterschaft und ihre Partheygänger, wie der Militärstand; die mit großem Getöse der erstaunten Welt verkündigten, daß sie gekommen sind, Windmühlen zu bekämpfen. — Diese Helden- und Geisteroberungssucht ist beynahe in keinem Zeitalter so allgemein und herrschend geworden, als in dem Unsrigen. Sie wurde so durchgreifend, daß es kein einziges Zweig der Litteratur mehr giebt, das nicht einen Gewalthaber oder Diktator, und dieser wieder einen Antipoden hat; von denen ein jeder so, und nicht anders zu denken, zu schreiben, zu lesen, zu wirken gebietet — von den ersten Elementen der Sprachkunde angefangen, bis in die höchste Transcendental-Philosophie, wenn man gleich bis auf diese Stunde den Weg über das Alphabet hinaus — noch nicht — gefunden; vielweniger mit aller Transcendentalität Gott von seinem Himmel mit Homers goldenen Kette herabgerissen hat.

Cadmus hatte, nach der Dichter Sage, die ersten Buchstaben aus Phönizien nach

Griechenland gebracht. Bey seiner Ankunft erlegte er einen Drachen, den Wächter des Castalischen Brunnen, und säete dessen Zähne auf der Erde aus. Es wuchsen geharnischte Männer hervor; die sich aber selbst untereinander aufgerieben, einige wenige ausgenommen, welche, wie es scheint, ihr Geschlecht bis auf unsere Zeiten erhalten, und erweitert haben.

Vipereos Cadmus dentes ut credidit arvis,
Sevit et Aonio semina dira solo:
Terrigenûm clypeata cohors exorta virorum est,
Hostili inter se qui cecidere manu

Ich zweifle sehr, ob die ewigen Kämpfe der Gelehrten, die man nur Reibung der Opinionen nennt, den Wissenschaften einen höhern Schwung gegeben; den Glanz der Tugend befördert, und unter der Fahne des beständigen Unfriedens den Staat der Musen verherrlichet haben. —

Nicht einmal Geschmack und Genie konnten sich vollends vereinigen:

„Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum."

Schiller. Seite 258.

Und wenn sich dann erst die streitende gelehrte Welt Alliirte in der Politik sucht! — Wenn sie ihre Systeme, ihre Meynungen und ihre Plane mehr durch Nebenwege, als durch Gründe zu behaupten sucht! — Wenn die Leidenschaften so weit gehen, daß an diese oder jene Meynung der Vorzug und das Unglück ganzer Familien gebunden ist? — Welche Verwirrungen entstehen dann nicht in dem Gebiete der Gelehrsamkeit! Welche Verfolgung und Zwiste? die zuletzt der Hof entweder durch sein Bessersehen oder durch seine Vorliebe für Einen Theil dadurch entscheidet, daß er dem Andern das Schweigen befiehlt: die Sache hingegen in der Geisterwelt unentschieden bleibt.

Und wie vieles hat nicht seit Jahrtausenden die Philosophie unentschieden gelassen! Man hat zwar immer behauptet; man werde auf den Trümmern der Meynungen das Gebäu-

de der Wissenschaften gründlicher und glänzender aufführen können: die unpartheyische Nachwelt werde Wahrheit und Irrthum leichter unterscheiden: es werde ein Tag und eine Stunde kommen, wo das grosse Werk der Aufklärung in seiner Vollendung dastehen wird. Allein dieser Tag ist nicht gekommen, diese Stunde hat nicht geschlagen. Unglückliche Menschheit! wenn sie auf die bloße Aufklärung der Philosophie hätte warten müssen!

Es streiten sich zwar neuerdings einige Jahrhunderte um den Vorzug der Aufklärung und ihrer Vollendung: das sechszehnte und siebenzehnte; das achtzehnte und neunzehnte; doch wer wagt es da Richter zu seyn? — Allerdings haben diese Zeitalter grosse Ansprüche auf den Ruhm der Ausbildung einiger Künste und Wissenschaften, allein wann und wo hat die wahre Lebens-Philosophie ihr Meisterstück vollendet? worinn mag der Grund liegen, daß ungeachtet der vergötterten Aufklärung weder die grossen noch die kleinen Menschen besser und glücklicher geworden; denn nur von dieser Aufklärung zum Besten der Menschheit ist hier die Rede. Ich finde den wahren Grund einzig in der Menge der Aufklärer, in ihrer Unbeugsamkeit, in

ihrem leidenſchaftlichen Tone, in ihrem Streben nach ganz entgegengeſetzten Richtungen, in ihrer gebieteriſchen Alleinherrſchaft. Was Einer baut, reißt der Andere nieder. Wir ſcheinen das Zeitalter der Ruinen zu lieben; ſuchen, und machen Ruinen. Während der Eine heller ſieht, ſieht der Andere alles; dann kömt ein Dritter, der nur fühlt, ein Vierter, der nur glaubt, ein Fünfter, der alles weiß. Endlich tritt ein Mann auf, unſtreitig ein Mann von Kenntniſſen, ſowohl in der Philoſophie, als in der Geſchichte, und unterſucht erſt, ob wir etwas wiſſen können? was wir wiſſen können? und wie wir es wiſſen können? und glaubt wegen der unzähligen Widerſprüche genug gethan zu haben, wenn er beweiſet, daß man nicht gänzlich an der Möglichkeit eines menſchlichen Wiſſens verzweifeln könne. D. Aletemanns Thrädet 1794. So weit hat es die menſchliche Weisheit nach Jahrtauſenden gebracht!

Noch hat die Aufklärung keine Selbſtſtändigkeit erhalten. Ihre Geſchichte verwickelt ſich ganz in den Wirbel der Zeit. Sie läßt ſich vor- und rückwärts wälzen, und ſtimmt ſich nach dem Ton des herrſchenden Geiſtes; denn es mangelt ihr das Allernothwendigſte, die Einheit. Jetzt hebt ſie die Menſchenrechte bis in die Wolken; jetzt hält ſie ihr Daſeyn für überflüßig.

Jetzt wähnt sie, das goldene Zeitalter herbeyzuführen, jetzt tritt sie mit dem Geiste der Zerstörung in Verbindung. Aufklärung gegen Aufklärung. Daher geschah es dann, daß der Saame der Aufklärung, den man in den vergangenen Jahrhunderten ausgestreuet hat, in den folgenden solche Früchte trug, worüber der gute Mensch heiße Thränen vergießet: daß sich die Menschen ununterbrochen die Rückkehr des goldenen Zeitalters, das nie gewesen, zurückwünschen, dadurch aber nichts anders zu verstehen geben, als daß man das Seinige bedauert, oder um den Ausdruck vollständig zu machen, die Wilden glücklicher preist, als die Gebildeten; daß man Preisschriften, wie jene eines Rousseau krönte, welche lieber die Verwilderung, als die Wissenschaften in Schutz nehmen, und daß man endlich, wie Linnäus, aufruft: „O du glücklicher Lappländer! der du an dem äußersten Rande der bewohnbaren Erde, so im Dunkeln ganz ruhig, zufrieden und unschuldig lebst! du fürchtest dir nicht vor der Theuerung, noch vor dem Wüthen des Krieges; und diejenigen Drangsale, welche ganze Provinzen und Städte verheeren, können deine Küsten nicht erreichen. Eingehüllt in deine Pelzdecke kannst du sicher schlafen. Du weißt nichts von unruhigen Sorgen: Du bist ohne

Neid, und wirst nicht beneidet. Deine unschädlichen Tage verfliessen in Ruhe, und reichen über den Zeitpunkt von hundert Jahren. Deine Gesundheit ist stark, und dein abnehmendes Alter ist ruhig. Millionen Krankheiten, welche die übrige Welt verheeren, haben niemals dein glückliches Land erreichen können. Du lebst wie die Vögel des Waldes; du sorgest nicht zu säen, noch zu ärndten; denn die gütige Vorsehung hat schon für alle deine Bedürfnisse gesorget." Flora lapponica. — H. Home Vers. über die Gesch. der Menschen 1 Th. S. 437.

So drehen sich die Wünsche der Menschen. Ehemal wünschten, und suchten rauhe Völker bessere Himmelsstriche; dann kam eine Zeit, wo man sich wieder in die tiefsten Gebirge bis zur ursprünglichen Rohheit hinwünschte. Es war die Zeit der Verfeinerung. Zu solchen bestürzenden Wünschen verleiten die beständigen Kriege in der politischen, und in der Geisterwelt, welche die Erste nicht enden will, und worüber die Zweyte den Menschen nicht beruhigen kann. Wenn die leidende Menschheit etwas Bestimmtes haben muß, worin sie Trost finden, woran sie sich festhalten kann; so erwartet sie dieses umsonst von eiteln

eiteln Theorien, die am Ende nur dazu dienen, die Erziehung zu verhunzen, den Bürger gegen sein Vaterland gleichgültiger zu machen; überhaupt die Menschheit nach Grundsätzen zu verschlechtern. Das theoretische Glück auf dem Papiere ist bey weiten nicht geeignet, den Menschen über sein Schicksal zu erheben: die Verheißungen eines Bessern, die aus der Presse hervorgehen, sind ohne Garantie. Die Tugenden der Romanen sind schöne Malereyen ohne Geist und ohne lebendige Figuren: Die Wege zur Glückseligkeit werden Labyrinthe, wo jeder sich selbst überlassen, gerade jenen Faden nicht ergreifen will, der ihn sicherer leitet: Der Kampf der Systeme, der chimisch-geistige Constructions-Proceß der Ideen bringen selbst den denkenden Mann in Verwirrung, der nicht Musse hat, alles zu untersuchen; und so leidet die praktische Anwendung; die Liebe flüchtet sich in die einfachen armen Hütten, oder verschwindet unter der Ichheit; und die vergoldeten Früchte des Baumes des Bösen, und des Guten wirken aus der Hand der falschen Aufklärung nichts weniger, als zum Glücke der Menschheit. — Ich würde zu weitschichtig werden müssen, wenn ich die überspannten Lobeserhebungen der letztern

drey Jahrhunderte zu einen Mittelton herabstimmen wollte. Das achtzehende Jahrhundert, wo man bereits glaubte, den Stein der Weisen gefunden zu haben, hat bey seinem Hinscheiden, nur zu deutlich bewiesen, daß nicht alles Gold war, was die Sonne seiner Aufklärung ausgekocht hatte. Unterdessen kann ich nicht umhin, jene treffende Uebersicht anzuführen, welche der Verfasser des Seitenstückes zur Villers gekrönten Preisschrift u. s. w. über diese Jahrhunderte und ihre Aufklärung entwarf.

„Es ist seit den Zeiten der Reformation, sagt er, bis auf unsere Tage unendlich viel über Aufklärung und die Mittel ihrer Beförderung gesprochen, geprediget, geschrieben und gedruckt worden, und auch gegenwärtig ist dieses noch immer das Lieblings-Thema Aller, die uns wohl wollen. Unstreitig sind unsere Zeiten die aufgeklärtesten; denn jedes Jahrzehend dünkte sich klüger und aufgeklärter, als das ihm unmittelbar vorhergehende. Alle Fesseln, die den Geist bestrickten, sind nun zerbrochen, alle Vorurtheile abgestreift, und die neuen Entdeckungen und Eroberungen in dem Reiche der Ideen sind ohne Gränzen. Aber

bey allem diesen hat man indessen doch sehr viele Gründe zu zweifeln, ob dieses auch wirklich die rechte Aufklärung, die wahre Freyheit des Geistes sey? ob man nicht oft für schnöde Fesseln hielt, was noch nur die nothwendigen und sanften Bande waren, welche den aus unzähligen Widersprüchen zusammengesetzten, sich selbst ein ewiges Räthsel bleibenden Menschen zu einem selbstständigen Ganzen zusammenhielten? ob man nicht oft, indem man ein lästiges, unnützes Gewicht abzuwerfen dachte, sich selbst gerade jener geheimnißvollen Schwingen beraubte, auf welchen wir uns allein über den unermeßlichen Abgrund von Zeit und Ewigkeit hinweg, zu dem Göttlichen und Höchsten empor heben könnten?

„Nichts sollte man denken, müßte über die Natur und den wahren Karakter dieser so hochgepriesenen Aufklärung uns bessere und unzweydeutigere Aufschlüsse geben, als der eigene Gang ihrer stufenweisen Entwickelung und der dieselbe jedesmal begleitenden Folgen für den ganzen sittlichen und gesellschaftlichen Zustand aller Völker von Europa. Auf das Jahrhundert der Reformation folgte unmittelbar jenes des Descartes, Bayle, und Spinoza; auf dieses das Zeitalter eines Voltaire, La Mettrie

und der Enzyclopediſten; hierauf die ſchönen Zeiten der franzöſiſchen Revolution, und auf dieſe endlich die gegenwärtige Periode einer allgemeinen Muthloſigkeit, Apathie und Geiſteserſchlaffung.

„Jede dieſer Perioden trägt ihren eigenen Stempel. In der erſten ſollte alles reformirt und verbeſſert werden; in der zweyten wurde Alles, das Verbeſſerte wie das Alte bezweifelt; in der dritten über das Eine, wie über das Andere geſpottet, die philoſophiſchen Spiegel-Fechtereyen des unreinen Verfaſſers der Puceile durch Friedrich und Katharina II. in die Cirkel und Kabinetter der Großen eingeführt, und zur Modephiloſophie aller auf Bildung und Aufklärung Anſpruch machenden Völker erhoben. In der vierten, wo durch die Bemühungen jener unreinen Geiſter der vorhergehenden Periode, die Völker und ihre Regenten nun in Bildung, Feinheit und Aufklärung ſo weit vorgerückt waren, daß Lüderlichkeit, Zügelloſigkeit und Ausgelaſſenheit ſich aller Stände bemächtiget hatten, und Wolluſt und Gewinnſucht die einzigen Pole waren, zwiſchen welchen ſich alle geſellſchaftlichen Verhältniſſe herumdrehten: in dieſer Periode einer alles revolutionirenden und alles auflöſenden Philoſophie wurden endlich alle rechtliche und

sittliche Begriffe verkehrt, sogar die Sprache verfälscht, das Laster mit dem Namen der Tugend geschmückt, das Edelste mit einem Ausdrucke der Verdorbenheit gebrandmarkt, und auf diese Art selbst das Organ der Vernunft völlig verdorben. Der roheste Materialismus ward die Weisheit des Tages. Aufstand, Empörung und Meuchelmord wurden in Schriften und von den Kanzeln und Tribunen öffentlich gepredigt, die Altäre, Thronen, Gesetze und das Glück unzähliger Familien zusammengestürzt, und Krieg und Verheerung im Gefolge jedes nur gedenkbaren menschlichen Elends über alle Völker von Europa herbeygeführt.

„Auf solche Zeiten konnten nun keine andern folgen, als die Gegenwärtigen sind; vielleicht weniger schrecklich und gefahrvoll, als sie scheinen, weil der jetzige Zustand der moralischen Welt unmöglich von einer langen Dauer wird seyn können. Die Religion ist jetzt verachtet, die Moral ohne Stütze, die Gesetze ohne wirksame Kraft und die Erziehung der Jugend, mithin das Glück künftiger Generationen, ein Spielball des gelehrten Eigendünkels, oder der Gegenstand, an welchem Charlatanerie und die geschwätzige Weisheit unserer Tage sich in un-

aufhörlichen Versuchen erschöpft. Verstand und sinnliche Triebe sind das einzige, was gebildet wird, und der verpestende Hauch des gesellschaftlichen und öffentlichen Lebens, ja sogar meistens selbst des väterlichen Hauses tödtet frühzeitig jeden Keim des Guten, zerbricht vorsetzlich jede moralische Springfeder, und wirkt gänzlich darauf hin, daß ja Verkehrtheit und Verruchtheit sich in dem Gebiete der jugendlichen Gedanken schon festsetze, selbst noch ehe dieselben sich vollkommen entwickeln können. Die Tugenden und Meynungen unserer Vorfahren sind nun das Gespött unbärtiger Knaben. Alte Sitten, Gebräuche und Institute liegen zertrümmert, eine traurige Oede und gänzliche Leerheit aller Gemüther sind an ihre Stelle getreten. Schwelgender Reichthum und darbende Armuth haben zwischen den Menschen, oft selbst zwischen den Familien eine schreckliche Scheidelinie gezogen, welche der schmutzigste und herzloseste Egoismus, wie ein böser Dämon mit flammendem Schwert unaufhörlich bewacht. Religion, Tugend, Sittlichkeit, Gerechtigkeit sind greifende leere Formen, oder blos herumgaukelnde Schatten eines optischen Trugs, mit welchem die Magie der Politik die Augen des Pöbels noch bisweilen zu blenden versucht. Eine erbärmliche, beweinenswerthe Aufklärung

hat alles Große und Göttliche in das Reich der Träume verwiesen, Religion und Glauben zu Gegenständen der Persiflage und eines elenden Witzes herabgewürdiget, den Menschen jeder moralischen Federkraft beraubt, und einer scheußlichen Alles angrinzenden Selbstsucht und ihren eitelhaften Berechnungen einen grenzenlosen Spielraum eröffnet.

Daß dieser Zustand der Dinge nicht dauern könne, wird ein jeder, wenn er es auch nicht einsehen will, doch sicher innigst fühlen. Eine Reihe solcher, unmittelbar aufeinander folgender Erscheinungen in der geistigen Welt muß endlich nothwendig zu der Ueberzeugung führen, daß schon lange her unsere Philosophie nicht die wahre und unsere Aufklärung nicht die rechte gewesen sey, und daß alle unsere Weisheit, wenn sie nicht, wie bisher, sich selbst beschämen und zur offenbaren Thorheit werden will, aus einer ganz andern, weit reinern und erhabenern Quelle, als jene des so beschränkten menschlichen Verstandes, entspringen muß." S. 364.

Setzt man noch hinzu, was Hr. von Justi in Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von seinem Zeitalter dachte, da er die reisende Fabel schrieb: — daß selbst Wieland am Ende

deſſelben zweifelte, ob wir weiſer, beſſer und glücklicher geworden: — und daß J. Müller in der erſten Periode des 19. Jahrhunderts glaubte, daß die Frucht zum abfallen überreif wäre, weil alles Erhaltende, als da iſt Religion, Vaterlandsliebe, urkundliches Recht und Humanitäts-Rückſicht vorbey wäre; ſo mögen gleichwohl unſere Nachkommen es entſcheiden, ob wir in das goldene Zeitalter eingeſchritten; ſo bald ſie Urſache haben werden, uns zu beneiden!

§. 12.

Wenn ich nun das Ganze zuſammenfaſſe, ſo finde ich in der Geſchichte des goldenen Zeitalters nur vorübergehende Täuſchung und reizende Bilder, in ſeinem Daſeyn aber nur die Sehnſucht nach demſelben, welche ſeit Jahrtauſenden kein Zeitalter befriediget hat, und die Zukunft hienieden nie befriedigen wird. Goldene Zeiten ſind nur Träume des Kranken. Zeigt uns die Welt- und Menſchengeſchichte von einer Seite, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt; ſo zeigt ſie uns von der andern, daß nichts unter der Sonne vollkommen iſt. Nicht alles, was glänzt, iſt Gold. „Himmel! ruft J. Müller auf, wie viel weithin glänzendes, wenn man es berührt und

schüttelt, wird hohl!" VIII B. S. 189. — Wie vieles glänzte bey seiner Entstehung, und wie bald ward es verdunkelt! und wie vieles zeigte sich in seinem Ursprunge häßlich, welches die leichtgläubige oder leidenschaftliche Nachwelt erst vergoldet hat! Hatte einmal ein Mann, der ein bischen Aufsehen machte, einen Irrthum niedergeschrieben; so ward er von Tausenden wiederholt, und so erhielt auch das goldene Zeitalter seine Entstehung und seine Vergötterung.

Wohin soll dann aber der mißlungene Versuch, das goldene Zeitalter aufzufinden, führen? — Unstreitig entwickeln sich hieraus erhabnere Begriffe, welche den Menschen seinem wahren höhern Ziele näher bringen. Der Mensch braucht Belehrung, Trost und Beruhigung. Anziehende Gemälde, schöne Verheißungen, glänzende Aussichten, eitle Hoffnungen, die der Mensch dem Menschen macht, haben ihn nie beruhiget, und werden ihn nie beruhigen. Jahrhunderte verschwanden, wie die Könige, die sie beherrschten, und mit ihnen das heiße Verlangen der Menschen nach bessern Zeiten. Die Erwartungen dieser Welt vereitelt eine einzige Stunde, und die Meynungen der Philosophen haben das Herz der

harrenden Menschheit selten warm gemacht. Wer dann den Stein der Weisen finden will, der sucht ihn vergebens unter dem trauernden Monde, und wer sich ein dauerhaftes Glück — heitere Aussichten — versprechen will, der muß einen Gott, nicht Menschen, zum Bürgen haben. Auf diesem kleinen Punkt der Schöpfung ruht kein dauerhaftes Glück. Alles zerfällt in Trümmer, und eilt der Verwesung entgegen — und was das auffallendste zu seyn scheint — Der Tugendhafteste leidet, und stirbt verkannt, verfolgt, oder unbelohnt.

Wenn nun kein Zeitalter, kein Stand, keine Regierungsform ein dauerhaftes Glück gewährt:

Wenn die Zahl der Leidenden durch alle Jahrhunderte die Mehrzahl war:

Wenn die Vernunft sich selbst überlassen nur Partheyen formt:

Wenn das Herz des Menschen bey allen Verheißungen der Welt unruhig bleibt:

Wenn man so häufig den Sieg des Lasters über die Tugend erblickt:

Wenn alle Weisen der Welt bis auf diese Stunde auf dem Punkt der wahren Einheit noch nicht zusammengetroffen sind:

Wenn ungeachtet der reinsten und höchst gespannten Anschauungen die Sterblichkeit philosophischer Systeme eher zu- als abnimmt:

Wenn die Schwächen und Blößen der vergötterten Vernunftmoral aus den verschlimmerten Sitten immer sichtbarer werden:

Wenn ohne höheres Licht die wichtigsten Angelegenheiten der Seele unentschieden bleiben:

Wenn die leidende Tugend einer mächtigen Stütze bedarf:

Wenn ohne jenen Schwung des Geistes, der sich über das irdische hinaus erhebt, alles, was geschieht, und geschehen ist — die ganze Weltgeschichte — unerklärbar ist:

So muß noch ein anderes Reich, eine höhere Aufklärung in dem großen Weltsysteme liegen — Eine sittliche Ordnung, welche diese Welt mit einer andern in Verbindung setzt; außer dessen hat der Plan des Ewigen von dem ersten Schöpfungs-Tage an, durch Jahrtausende bis auf die gegenwärtige Stunde fehlgeschlagen. Dieses Reich kann kein anderes seyn, als Gottes geheimer Staat, jener Staat, der die Zeit

mit der Ewigkeit verbindet, und Gott und Menschen durch ein höchstes Gesetz der Liebe vereiniget. Nur dadurch erhält die Welt mit allen ihren Übeln eine ganz andere Ansicht. Nur dadurch schwinget sich die Kraft der Tugend, die Würde des Menschen, die Beruhigung des Leidenden hoch empor. Nur darin zeigt sich das reine, durch das Feuer geprüfte Gold der Tugend in seinem ächten Glanze, und der Geprüfte sieht in gestärkter Erwartung einer bessern Welt entgegen; denn sein unsterblicher Geist steht in dem großen Verhältnisse mit dem lohnenden Gott. Nur in diesem Staate giebt es vor den Augen desjenigen, der ihn schuf, und beherrscht, ein goldenes Zeitalter; sollte es auch das Zeitalter der leidenden Tugend seyn, und die Tugend nur in Hütten wohnen. Eine Krone, die nie verwelkt, vollendet sein göttliches Ideal.

Sollte sich jedoch jemand finden, der mit Umgehung aller sittlichen Weltordnung sein Glück und seine Beruhigung einzig hienieden sucht, der lasse sich gleichwohl goldene Zeiten dichten: sie sind ihm wohl gegönnt! Er suche sie unter Nomaden, oder ungebildeten Horden auf: — Er übernehme die schweren

Schicksale und Prüfungen der Urväter ohne höhere Erwartung: — Er beuge sich unter dem goldenen Scepter des eisernen Saturnus: — Er weihe der Schönheit der Kunst, schändlichen Statuen und Nuditäten, und der menschlichen Verdorbenheit Blumen und Kränze, und mit denselben seine Kräfte, seine Gesundheit und sein Leben: — Er mache sich seine Tage in Mitte gefahrlicher Faktionen angenehm, und werde ein freyer Sclave. — Er tödte das Pulver, und rufe die Ritterzeiten aus den Romanen hervor. — Er feyere den Triumph der Aufklärung über die ganze Vergängenheit, und setze der Vollendung des menschlichen Wissens eine ewige Pyramide: — Er werde und bleibe glücklich ohne Gott!

Doch zum Glück der Menschheit haben dergleichen heillose Ideen nie so weit um sich gegriffen, daß dadurch die große Kette der sittlichen Weltordnung wäre gesprengt worden. Durch alle Zeitalter, so verdorben sie auch waren, behaupteten noch Tugend und Religion einen Platz auf diesem Erdrunde, und das Reich Gottes, von außen verfolgt, wuchs im Stillen und sammelte neue Kräfte. Schwache Mächtige! ihr bemühet euch umsonst dieses Reich zu zertrüm-

mern! Waget es ja nicht den Völkern, bey denen der Geiſt der Religion verſchwunden iſt, zu befehlen, daß ſie euch — aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele lieben ſollen! Waget es nicht ihnen den Glauben beyzubringen, daß ſie ohne Religion glücklich ſind! — Die Weltgeſchichte ſteht zwar, wie ein großes Gewölke vor unſern Augen; allein wir ſehen von Jahrhundert zu Jahrhundert, die Strahlen der leitenden Fürſehung durchdringen, und den Menſchen auf eine beſſere Welt aufmerkſam machen: wir ſehen, wie ſich Gott von Zeit zu Zeit große Menſchen, tugendhafte Familien und gebeſſerte Völker zur Ausführung ſeiner Plane vorbehalten hat. Selbſt in unſern verworrenen Zeiten zeigen ſich dort und da ſchöne Sonnenblicke. Es zeigen ſich Männer, die zu den Siebentauſenden gehören, die ihre Knie vor Baal nicht gebogen haben. Man ſieht Duldende, die mit bewunderungswürdiger Ergebenheit den Druck der Zeit und der Verfolgung tragen. Es erheben ſich gemäßigte Denker, welche die Kraft der Einheit würdigen, und weit entfernt ſind, denjenigen mit wildem Ungeſtümme zurückzuweiſen, der ſeine Hand von weiten zur Vereinigung darbietet, öffentliche Lehrer, Freunde der ſchönen Mittelſtraße. — Es treten Damen auf, die ferne von

Aspasiens Karakter, von einem höhern Gefühle entzückt, ihre liebenswürdigen Blicke auf die Verschönerung der sittlichen Welt hinwenden: die wie Mammäa, die kaiserliche Mutter, jeden Bösen entfernen, der das Herz oder den Geist ihrer Kinder und Enkel vergiften könnte: die im edelsten Mitgefühle mit der leidenden Menschheit ansehnliche Gesellschaften der Wohlthätigkeit gründen, und mit einer goldenen Schale in der Hand die Thränen der Armen und Unglücklichen auffassen, und auf diese Weise von Gott und Menschen gesegnet selbst den Schmuck ihrer Diademe und die Perlen um den Hals dauerhafter und glänzender machen. Möge aus ihren Augen stets der hohe Blick der Tugend strahlen! und mit diesem Blicke jeden zurückschrecken, welcher in dem blinden Wahne steht, sich dadurch zu empfehlen, wenn er über alles, was Gott und Religion betrifft, leichtsinnig abspricht! Mögen sie mit gerührten Herzen in ihren Kindern den Spiegel ihrer Tugenden erblicken; ja selbst ihre Zeitgenossen zum Guten ermuntern, da ihr Ton so wirksam in der großen Welt ist! — Es ist unmöglich, daß nicht die Herzen vieler Fürsten und Könige bey dem Drange ihrer Völker, dem sie nicht ausweichen konnten, wahrhaft bluten, und nicht sorgfältig sich

bestreben sollten, ihren Unterthanen das Kostbarste, das Einzige, das sie trösten kann, die Religion im vollen Glanze zu erhalten. — Man sieht Menschen, für welche aller Trost dieser Welt verschwunden ist, noch zu den Tempeln hinwallen, um dort ihre Herzen zu erleichtern, ihr Schicksal in den Schooß der Fürsehung zu legen, ja selbst für die Erhaltung ihres Vaterlandes Gott zu bitten; die von Gott gezählt, vielleicht die Einzigen sind, deren Seufzer und Opfer die Wolken durchgedrungen, daß das Ganze nicht schon längst in Trümmer gieng.

Sammle nun, wer sammeln will, die zerstreuten nie verlöschenden Strahlen der Gottheit, und wirke, so lange er wirken kann, zum Besten der sittlichen Weltordnung. Nur dadurch können sich die Zeitalter dem Goldenen nähern, und den Druck der eisernen erträglich machen. Wer sich beruhigen will, der verbinde Zeit und Ewigkeit! Nur jenseits ist das große Ziel des Menschen:

Das goldene Vaterland.

Vorerinnerung.

Es giebt gewisse wichtige Momente für den Menschen, und diese sind die Momente eines ruhigen Blickes aus der Welt in sich selbst hinein, und von daaus in das große Jenseits. Da sieht und hört er vieles. Nur ist zu bedauern, daß das rege Verlangen des menschlichen Geistes, in die Zukunft zu sehen, sich gemeiniglich auf die Erde beschränkt, und daß er sich so selten dessen erinnert, was Anaximander zu den Sternen deutend, sagte: „Dort ist mein Vaterland!“

„Einer jeden Sache, sagt der weise Mann, ist ihre Zeit bestimmt, und alle Geschäfte unter dem Himmel haben ihren Augenblick.“ Und das wichtigste Geschäft einer ewigen Zukunft soll keinen haben? — Thürme bis in die Wolken bauen, und den Himmel vergessen, ist der höchste Grad der Kurzsichtigkeit.

Freund! verkenne den Werth jener seligen Augenblicke nicht, wo du in ruhiger Besinnung über das wichtigste deines Daseyns nachdenken kannst. Am großen Tage der Vergeltung hat die Entschuldigung kein Gewicht: „Ich habe nicht Zeit gehabt auf die Ewigkeit zu denken.“

Oft bin ich dem Gedanken nachgehangen, wie es doch komme, daß jene großen Geister der alten und neuen Zeit, welche es sich herausgenommen, Gott auf seinem Throne zu bestürmen, oder die Grundpfeiler der

Religion zu erschüttern, dennoch wieder solche Aeußerungen und Grundsätze aufstellten, welche durch einen glücklichen Widerspruch nur dazu dienten, sich selbst zu widerlegen; ja, daß sie zuweilen wie Begeisterte sprachen, so daß man sich ihrer Behauptungen selbst zur Vertheidigung der Religion bedienen konnte? — Und es kam mir vor, als liege der Grund einzig in dem glücklichen Augenblicke stiller ruhiger Besinnung, wo der Mensch von keiner Leidenschaft getrieben, entfernt von der Reibung der stürmischen Welt, und der gesellschaftlichen Einwirkung die Sprache seines Gewissens hört, und sich selbst vernimmt, wo er sein eigener Freund ist; denn nicht alle Menschen sind sich selbst die besten Freunde. Wohl dem, dachte ich, der jene seligen Augenblicke nicht versäumt, wann ein Strahl der leuchtenden Erscheinung in seine Seele dringt, und ihn einladet, seine Würde, seine Pflichten, sein großes Ziel zu sehen.

Diese Betrachtung bestimmte mich dem Wunsche einiger Leser der Sibylle der Zeit zu entsprechen, und die Sibylle der Religion anzuschließen. Man suche aber hier weder ein theologisches System, oder eine Exegese, noch eine Metaphysik der Sitten. Es sind nur Geistesblüthen der Geschichte, der Erfahrung, des stillen Nachdenkens und merkwürdiger Männer. Ich denke wie Fleury und Fenelon: „Es ist gut, die Religion zu beweisen: besser, durch die Religion zu nützen.“

Grundſätze

der

Religion.

Aus der

Welt- und Menſchengeſchichte.

Sieh auf das Vergangene zurück, betrachte die Gegenwart, sorge für den Abend deines Lebens, und frage dich öfter: Wohin?

Quem te Deus esse

Jussit. *Persius.*

I.

Plan der Fürsehung.

Verbindung der Zeit und Ewigkeit.

Schwäche der Menschen. Kraft der Religion.

Maximen.

1. Unstreitig hat die ewige Weisheit einen grossen Plan befolgt, da sie die Welt und die Menschen schuf.

2. Unſtreitig ſind wir zu etwas Großem gebohren.

3. Dieſer Plan gieng von der Gottheit in die Menſchheit über: der Gottheit würdig, der Menſchheit gedeihlich.

4. Im Plane der Fürſehung konnte nie der Zufall liegen; oder das blinde Glück.

5. Wenn Gott keinem Sterblichen ſeinen Pinſel überlaſſen hat, den Hals eines Pfauen, oder die Flügel eines Papilion zu ſchmücken, wie hätte er dem Ungefähr Staaten und Monarchien überlaſſen können, von denen Glück und Unglück, Tod und Leben des Menſchen abhängt, zu deſſen Beſten er alles geſchaffen hat! *Saavedra Idea Principis christiano politici p.* 490.

6. Vergebens ſuchen wir dieſen großen Plan in einer theoretiſchen Priorität. Sicherer und aufbaulicher zeigt ihn uns die Welt- und Menſchengeſchichte.

7. Je älter die Welt wird; deſto wichtiger werden ihre Erfahrungen; deſto mehr hat ſich der Plan des Ewigen entwickelt.

8. Wenn wir diese Welt nicht mit einer andern verbinden; so finden wir keinen Plan der Fürsehung in der Weltgeschichte: keine wahre Beruhigung unter der Sonne.

Was diese Welt ist, erklärt sich erst aus ihrem Zusammenhange mit einer Künftigen.

9. Wenn die Dauer des menschlichen Geistes blos auf die Erde beschränkt ist; so ist alles unerklärbar im Reich der Sitten und der leidenden Tugend.

10. Wenn wir aus dem Universum die sittliche Weltordnung verbannen; so entfernen wir den Urheber von seinem Werke, und die Menschheit von ihrer Hauptbestimmung.

11. Diese Hauptbestimmung hängt von den ersten und wichtigsten Fragen der Menschheit ab:

Wer sind wir?

Woher?

Wohin unser Ziel?

12. Die Beantwortung dieſer Fragen liegt anſchaulicher in der Welt- und Menſchengeſchichte, als in den immer mehr ſich durchkreuzenden Geiſtesſpeculationen.

Es iſt nun einmal ſo. Jahrtauſende ſind vorüber. Wir kommen zu ſpät, den Schöpfer zu belehren, wie er den Menſchen hätte geſtalten, oder den Plan der Welt entwerfen ſollen. Wir müſſen die Menſchen nehmen, wie ſie ſind: die Geſchichte, wie ſie war; und Gott, wie er ſich ſelbſt erklärte:

„Ich bin, der ich bin.“

Unter allen Geſchichten der Nationen über die Entſtehung der Welt und Menſchen behauptet die bibliſche Geſchichte immer den Vorzug: „Ein einziges Volk ſagt die Fabel, hat eine wahre Geſchichte, die in gerader Abſtammung bis an die Wiege der Welt hinreicht; nemlich das Jüdiſche.“ Allg. W. u. M. Geſch. 1. Thl. S. 126. Calmet nennt ſie die Quelle aller Geſchichten der Nationen: und J. Müller ſagt: „Die reinſte Quelle der Geſchichte iſt die Bibel. VII. B. S. 32.

13. Wer nach Lebensweisheit fragt, dem antwortet das Orakel der Geschichte am deutlichsten.

Wenn du das große Spiel der Welt gesehen;
So kehrst du reicher in dich selbst zurück:
Denn wer den Sinn aufs Ganze hält gerichtet,
Dem ist der Streit in seiner Brust geschlichtet.

Schiller.

Etudier l'Histoire, c'est étudier la Providence; c'est rechercher les secrets admirables de la sagesse de Dieu dans le gouvernement du monde, c'est examiner quel dessein il se propose dans tous les evénemens, qu'il ordonne, ou qu'il permet; c'est reconnôitre dans tout ce qui arrive sa bonté et sa justice, le soin, qu'il prend d'établir, de conserver, de purifier l'Eglise.“

Mem. pour l'Histoire des scienc. et des B. A. 1713.

14. Discito, o miseri, et caussas cognoscere rerum,
Quid sumus, aut quidnam victuri gignimur, ordo

Quis datus, aut metae, quam mollis
fluxus, et unde
Quem te Deus esse
Jussit. *Persius Sat. III.*

15. „Der menschliche Geist, welcher die Entfernungen der Gestirne mißt, welcher verneinte Elemente auflöst, welcher die Kenntniß der ganzen Vergangenheit umfaßt, die Meynungen und Schicksale von Millionen entscheidet, und weit in die Zukunft wirkt, wo kömt er her? wo geht er hin? Man hat dem Himmel den Blitz entwendet, Erdreich über die Meere erobert, Kometenbahnen berechnet, hohe Regionen der Lüfte durchdrungen. — Und wer sind wir? — Woher? — Wohin unser Ziel?" J. Müller Allg. Gesch. VIII. B. 1. Kap.

16. Sagt Sterbliche den Sphären ihre Zahlen,
Und sagt dem wilden Winde seinen Lauf,
Und wägt den Mond, und spaltet Sonnenstrahlen,
Deckt die Geburt des alten Goldes auf!
Doch steiget an der Wesen Kette

Bis dahin, wo den höchsten Ring
Zevs an sein Ruhebette
Zu seinen Füßen hieng!

Ramlers Ode X.

17. Dieser Ring ist es, an dem sich die ganze Kette der Weltbegebenheiten anschließen muß. Er ist der einzige Kraftpunkt, der die Vergangenheit mit der Zukunft, die Zeit mit der Ewigkeit verbindet.

Die große Kette, die alles zusammenbindet, und alles in der Verbindung erhält, trägt diese Gott oder Du?" Pope I. Brief von der Natur des Menschen III. Band.

„Kein Glied in der Schöpfungskette ist klein oder unwichtig, im Zusammenhange ist alles groß. Sander.

18. Ohne diesen Vereinigungspunkt ist das Weltall — sind alle Thaten der Menschen und Völker ein unbegreifliches Chaos: unser Hang, unser Streben nach dem Bessern, das Gefühl des Schönen und Guten, nur elende Täuschungen.

Vergebens blühen die Reiche und Völker: vergebens stürzen sie nieder.

19. Ohne diese Verbindung wissen wir nicht einmal, wer wir sind, noch weniger, was wir seyn werden.

20. Wenn der Mensch nur das seyn sollte, wie wir ihn unaufhörlich in der Geschichte sehen, voll Schwäche und Irrthum, voll Hinfälligkeit und Elend; und weiter nichts mehr; so wäre die Menschheit entweder das unsinnige Produkt des Ungefährs, oder der Plan des Ewigen hätte seinen Zweck verfehlet.

21. Schöpfung und Fortschreitung des Menschengeschlechtes deuten auf einen Uebergang zu einer andern Welt.

22. Die ganze Verkettung der Weltbegebenheiten ist von einer solchen Beschaffenheit, daß sie sich mit dem Untergange des Erdballs nicht beschließen kann.

Unmöglich konnte der Unermeßliche seine Güte auf diese Spanne der Welt, oder auf

eine Zeit beſchränken, derer Jahrtauſende vor ſeinem Blicke nicht einmal Secunden ſind.

23. Dieſe Anreihung an die Zukunft dringt ſich dem Geſchichtforſcher ohne Unterlaß auf, wenn er müde der Trauerſcenen, welche die Menſchheit zerfleiſchen, auf einem Plätzchen auszuruhen trachtet, wo er glückliche Menſchen findet.

24. Klein iſt die Weltgeſchichte ohne Geſchichte des menſchlichen Elends.

25. Wer den Wechſel der Dinge in der Weltgeſchichte unbefangen zu durchſehen im Stande iſt, das Gute mit dem Böſen vergleicht; dem wird der Plan der Fürſehung nur dann begreiflich; wenn er annimmt, daß ſich der Menſch nur in dem Vorhofe einer andern Welt befinde.

26. Als Vorhof einer beſſern Welt iſt ohne Zweifel die Gegenwärtige mit allen ihren Uebeln die Beſte.

27. „Große Männer ſind vor unſern Blicken vorübergegangen, und reinere Tugend als die

Übrige iſt denkbar. Der Gelehrteſte verachtet ſein Wiſſen; ſo weit fühlt er ſich unter ſeinem Ideal. Es ſind Gefühle in uns, deren unermeßlichen Umfang die menſchliche Faſſungskraft nicht vermag auszufüllen, und Grundſätze ſind möglich, denen die unüberwindlichſt ſcheinende Macht der Sinnlichkeit weicht; und am Ende der Laufbahn des Wahren und Guten, wäre Trennung von ſeiner Idee, ewige Abgeſchiedenheit im einſamen Grabe das Letzte?" J. Müller. Allg. Geſch. IX. B. K. 1.

28. „Unſer Leben wäre ein Schauſpiel ohne Entwickelung des Knoten, wenn ihn die Unſterblichkeit nicht löſete." Sailers Grundlehren der Religion. S. 150.

29. „Unruhig bleibt des Menſchen Herz, bis es ausruhen kann. Dein Ruhepunkt iſt Gott." Der h. Auguſtin in ſeinen Bekenntniſſen.

Wo du auch wandelſt im Raum, es knüpft
dein Zenith und Nadir
An den Himmel dich an, dich an die Axe
der Welt:

Wie du auch handelst in dir', es berühre den
Himmel der Wille!
Durch die Are der Welt geht die Richtung
der That.

Schiller.

30. Alles Leben, Streben und Leiden gewinnt erst dann eine vernünftige Ansicht, wenn der Glaube an die Unsterblichkeit in der Mitte liegt.

Alle alten Mysterien, welche Osiris in Aegypten, Orpheus in Thracien, Zoroaster in Persien, Minos in Creta, Kyniros in Cyprus, und Erechteus in Athen stifteten, waren auf die Lehre von der Unsterblichkeit gegründet.

Alle Leichenceremonien der ältesten Völker deuten auf die Fortdauer in einer andern Welt.

Gr. Stollberg hat dieses weitschichtig ausgeführt.

31. Wer löset ohne Aussicht in eine andere Welt das große Problem: warum ist so oft der Ge-

rechte, der edelste Mensch bis an sein Lebensende unglücklich?

32. Ohne Verbindung mit einem lohnenden Gott würde dieses ein ewiges Räthsel bleiben.

33. „O Mensch! ein allgemeiner Vater, eine unsterbliche Seele, ein ewiges Leben, sieh! dieß ist deine wahre Herrlichkeit.“ *Raynal. Hist. pol. Tom. V. p. 197.*

34. „Wenn Gott mächtig und gerecht ist, schrieb Rousseau an Voltaire, so ist meine Seele unsterblich. Alle metaphysische Subtilitäten machen mich keinen Augenblick über die Unsterblichkeit der Seele zweifeln.“ *Tom. XII.*

35. Nie konnte es im Plane der Schöpfung liegen, daß am Ende die Summe des Guten von der Summe des Bösen überwogen werde.

36. Ohne Religion, die uns ein anders Vaterland jenseits des Grabes zeigt, läßt sich dieses Uebergewicht nicht berechnen.

37. Die

37. Die beſſere Welt, die auf die gegenwärtige folgen muß, nennt die Offenbarung Ewiges Leben.

38. „Wenn auch das Uebergewicht des Schlimmen über das Gute einige beſonders unglückliche Sterbliche vorzüglich elend machen; wenn ſogar ein ſolcher Unſiern viele betreffen ſollte; ſo beruhiget die Religion den wankenden Geiſt über die Unordnungen eines Augenblicks mit der Harmonie einer Ewigkeit, mit Ausſichten in eine Zukunft, wo in einem unendlichen Strome von Vergnügen ein Tröpfchen Bitterkeit ſich verliert, und wo die im vollkommenſten Glanze geoffenbarten göttlichen Abſichten dem, der hier unſchuldig gelitten hat, den geringſten Schmerz mit tauſendfältigem Vergnügen erſetzen werden.“ Zimmermann v. d. Menſch. I. B. S. 138.

39. Wer der harrenden Menſchheit dieſe tröſtende Erwartung zu entreißen ſucht, iſt ein Ungeheuer, das keinen Platz in der menſchlichen Geſellſchaft verdient.

Ein herrſchender Glaube an die Sterblichkeit der Seele würde Staaten und Völker

zerrütten, und Länder und Reiche bald zur Wüste machen.

40. Ein Mensch — sich selbst überlassen — ohne Aussicht und Hoffnung, wäre das elendeste Geschöpfe, welches seine Fassungskraft nur darum erhalten hätte, um zu erkennen, wie weit besser die wilden Thiere daran sind.

41. Willst du wissen, was der Mensch im allgemeinen ist; so sagt dir ein Blick in die Welt, und in dich selbst hinein: Schwach ist der Mensch!

42. Es zeigen sich in der allgemeinen Menschengeschichte so viele Schwächen der Menschen, mit Irrthum und Mühseligkeiten verbunden, daß diese Betrachtung selbst die Weltweisen auf die Vermuthung führte, es müsse sich eine besondere Revolution in der Menschheit ereignet haben.

43. „Das Faktum, daß unsere Natur verderben ist, ist unleugbar.“ Dalberg. Ueber das Universum. S. 116.

44. „Der Mensch trägt jetzt noch Spuren seiner ursprünglichen Größe mitten unter der

Narben ſeines tiefen Falles.“ Sailers G. d. R. S. 190.

Schon der alte Aegyptiſche Prieſter ſprach von einem ſchwarzen Blutwurme in den Eingeweiden des Menſchen, der aufgewaſchen werden müßte:

Confucius von einem Flecken im Willen des Menſchen, dadurch ſeine Natur verdunkelt und geſchwächt würde.

Claudius nennt ihn den Afternimbus in unſern Gedanken und Geſinnungen, der mit dem Menſchen auf die Welt kömmt; dadurch in uns die Strahlen des Lichts gehemmt und gebrochen werden.

Pope nannte das menſchliche Leben ein groſſes Labyrinth, doch nicht ohne Plan: eine Wildniß, wo Unkraut unter den Blumen wächſt: einen Garten, der mit verbothenen Früchten verſuchet. I. B. S. 71. III. B.

Die Reinigungen, die ſich bey den älteſten Völkern finden, waren aus ähnlichen Gründen entſtanden.

„Eingebildeter Menſch! du willſt die Urſache wiſſen, warum du ſo ſchwach, ſo klein und ſo blind erſchaffen biſt? Errathe erſt, wenn du kannſt, die noch ſchwerern Urſachen, warum du nicht noch ſchwächer, blinder und kleiner biſt? Frag die Erde, deine Mutter, warum die Eichen höher oder ſtärker werden, als das Unkraut, welches ſie beſchatten? oder frag jene ſilbernen Felder über dir, warum Jupiters Trabanten kleiner ſind, als Jupiter?" Pope I. B. über den Menſchen III. B.

45. Welch ein unglückliches Loos der Menſchheit, wenn ſie auf die bloße Aufklärung der Philoſophie hätte warten müſſen!

Schon Ariſtoteles machte die Bemerkung, daß viele falſche Dinge wahrſcheinlicher, als die Wahren ſind.

46. Noch unglücklicher, wenn sie keine andere Stütze hätte.

Manche Philosophen gleichen mit ihren Theorien jenen Aerzten, die noch keinen Kranken behandelt haben.

47. Schon in bloß natürlichen Dingen zeigt uns die Geschichte die langsamen Schritte des menschlichen Geistes und seine Schwächen.

Wer nur die Geschichte der Erfindungen durchschaut, der staunt entweder über ihre zufällige Veranlassungen; oder über die Länge der Zeit, nach welcher sie erst zum Vorschein gekommen.

Jahrhunderte und Jahrtausende sind vorübergegangen, bis man auf Entdeckungen gerieth, über welche man sich dann verwunderte, daß sie nicht schon vor Jahrtausenden erfunden worden.

Mancher denkende Mann hat eine Muthmaßung gewagt, und es giengen viele Genera-

tionen vorüber, bis ein zweyter sie wieder wagte oder ausführte.

Wie deutlich hatte nicht Seneka in seiner Medea die Erfindung der neuen Welt vorhergesagt:

Venient annis secula seris,
Quibus Oceanus vincula rerum
Laxet, et ingens pateat tellus,
Typhisque novos detegat orbes,
Nec sit terris ultima Thule.

Thule machte für das Rom der Cäsaren die Grenze der bekannten Welt aus. Dennoch vergiengen beynahe anderthalb Jahrtausende, bis ein Nürnberger Behaimb bey Verfertigung einer Erdkugel das nmliche muthmaßte, und endlich Colombo trotz aller Hindernisse ausführte.

Auf gleiche Weise schrieb Seneka von den Kometen: Quid ergo miramur tam rarum mundi spectaculum nondum teneri legibus certis, nec initia illorum finesque

notescere, quorum ex ingentibus intervallis recursus est! — Erit, qui demonstret aliquando, in quibus cometae partibus errent, cur tam seducti a ceteris eant, quanti qualesque sint.“ *Nat. Quaest. L. VII.*

Veniet tempus, quo posteri nostri tam aperta nos nescisse mirentur. Ibid.

Cicero de nat. Deorum schrieb schon von beweglichen Buchstaben, da er behauptete, daß die Welt nicht aus Atomen habe entstehen können.

„Sume aeneas litteroles et conjice eas in chartam, et vide, an una ita oriatur vox.“ Dennoch vergiengen vierzehn Jahrhunderte, bis ein Guttenberg und Faust durch dergleichen Buchstaben der Buchdruckerkunst ihre Entstehung gaben.

„Es giebt nicht wenig Aufgaben, die bald aufgelöset wären, wenn sie uns beyfielen. Die treflichsten Erfindungen sind wegen ihrer Leichtigkeit belobt. — Nach Colombo kann jeder

die neue Welt finden. Nach dem ersten Compas kann man unzählige machen. Es giebt Erfindungen, daß man sich wundern muß, daß sie nicht von der ersten Welt gemacht werden.
P. Lamperts log. und phil. Abhandlung Seite 279.

Aegypter und Chineser, und alle diejenigen, welche das Alter der Welt auf Jahrtausende, und Jahrtausende berechnen, erweisen wahrhaftig dem menschlichen Wissen und Erfindungsgeiste keine große Ehre.

48. Aehnliche Schwächen zeigen sich bey der menschlichen Glaubwürdigkeit in blos natürlichen Sachen.

Alltagsbegebenheiten eines Welttheiles werden in dem andern als unmöglich verworfen. Selbst der Kunstwerth scheint dem Ungebildeten eine unbegreifliche Sache.

So begriff ein Südländer nicht, daß es im Norden eine Jahreszeit giebt, wo man um Was-

ser zu haben, eher zur Art, als zum Wasserkrug greifen muß.

Ein holländischer Gesandte, schreibt Locke, erzählte dem König von Siam, der immer Neuigkeiten von ihm wissen wollte, daß bey strengem Frost oft Flüsse so verhärtet werden, daß Menschen und Elephanten darüber gehen könnten. „Ich habe dir, sagte der König, viele wunderliche Dinge geglaubt, weil ich dich für einen ehrlichen Mann gehalten, aber jetzt weiß ichs, daß du lügst.“ Vom menschl. Verstande. Seite 508.

Mummius konnte sichs durchaus nicht erklären, wie ein Stückchen Leinwand mit einigen Farben (Ein Gemälde) eine Summe von $\frac{600}{m}$ Sesterzien habe kosten können, bis er sich endlich damit beschieden, daß das Gemäld eine magische Kraft besitzen müsse.

49. Tausend Antworten bleibt uns das menschliche Wissen in der bloßen Natur schuldig; so bald wir uns nur ein Bischen über die Erfahrung hinaus wagen.

Claudius ſcheint in ſeinem ſchönen Geſpräche zwiſchen dem Philoſophen und der Sonne dahin zu deuten:

Der Philoſoph.

Du edler Stern am hohen Himmelszelt,
Du Herr und König deiner Brüder!
Du biſt ſo gut geſinnt — du wärmeſt uns die Welt,
Und ſchmückſt mit Blumen uns das Feld,
Und machſt den Bäumen Laub, den Vögeln bunt Gefieder,
Und machſt uns Gold, das Wunderding der Welt,
Und Diamant und ſeine Brüder:
Kömmſt alle Morgen fröhlich wieder,
Und ſchütteſt immer Strahlen nieder. —
Sprich edler Stern' am hohen Himmelszelt
Wie wachſen dir die Strahlen wieder?
Wie wärmeſt du? wie ſchmückſt du Wald und Feld?
Wie machſt du doch in aller Welt
Dem Diamant ſein Licht, dem Pfau ſein ſchön Gefieder?

Wie machst du Gold?
Sprich liebe Sonne! ich wüßt es gern.

Die Sonne.

Weiß ichs? geh, frage meinen Herrn!

Schiller schließt sein Gedicht über das menschliche Wissen und einen Astronomen damit:

„Versteht er darum der Sphären mystische Tänze,
Weil ihm das Sternengewölb sein Planiglobium zeigt?

„Si l'homme pouvoit comprendre ce qu'il voit, je lui pardonnerois de douter de ce, qu'il ne voit pas. Mais la moindre chose est un abimme d'obscurité, ou sa raison se perd. Nous sommes temoins d'une infinité des merveilles que nous ne pouvons approfondir: le soleil nous prétant sa lumiere tempere l'ardeur de ses raions, la terre nous donne des fruits en abondance et pourvoit à nos besoins, la mer appaise

ses flots; l'air excito ses vents à notre faveur; le ciel fait tomber ses pluies; qu' avons nous à repondre? aucun mortel a t-il iusqu' ici compris la cause de cette reguliere succession des jours et des nuits, l'origine du flux et reflux? Tout cela arrete le cours de nos reflexions. — Incapables de connoitre ces choses, nous voulons sonder le jugemens de Dieu, nous lui demandons compte de sa conduite, nous rendons sa sagesse responsable de nos doutes." Suite des Caracteres de Theophraste et des pensées de Pascal. pag. 21.

50. Wie? wenn ſich erſt der Menſch, dem zu ſo vielen Dingen der Zugang geſperret iſt, an dem Abgrunde ſeines Nichtswiſſens in das Ueberſinnliche wagt, wenn er das größte Bedürfniß ſeiner Seele fühlt, wen ſoll er fragen?

51. Wenn ſich die Schwächen der irdiſchen Weisheit von allen Seiten ſo ſichtbar zeigen; wohin ſoll ſich dann die Menſchheit in ihrer wichtigſten Angelegenheit wenden?

52. Nie hat sich das Ansehen der Philosophie so fest behauptet, daß man ihr volles Zutrauen schenken konnte.

Durch die ewige Reitung der Opinionen ist die sittliche Welt eben so wenig aufgeklärter geworden, als die politische durch Feuer und Schwert glücklicher.

53. Was die Weisen der Vorzeit am ersten hätten erkennen sollen, und am wenigsten erkannt haben, war, worinn das höchste Gut bestehe?

Anacharsis setzte das höchste Gut des Menschen in die Rache einer Beleidigung. Crates suchte es in einer glücklichen Schiffahrt. Simonides in der Freundschaft. Architas in einem großen Siege. Gorgias in Anführung angenehmer Dinge. Chrysippus in Aufführung prächtiger Gebäude. Epikur im Vergnügen. Antisthenes in einem ausgebreiteten Ruhme. Sophokles in Hinterlassung der Kinder als Erben. Euripides in dem Besitze einer schönen Frau. Palämon in der

Beredsamkeit. Themistokles in der Abstammung von einer berühmten Familie. Aristides im Besitze zeitlicher Güter. Heraklitus in großen Schätzen. Der heil. Augustin soll nach Mark Varro 284 verschiedene Meynungen der Philosophen über das höchste Gut gesammelt haben. *Remarques phil. p.* 394. So taumeln die Menschen mit ihren Wissen und Wünschen herum, wenn sie nicht über die Erde hinaus blicken wollen, oder können. Sie träumten Systeme, und erwachten nie. Sie suchten das wahre Glück hienieden auf, und sahen sich stets betrogen.

55. Die alten Weisen und Philosophen konnten mit allen ihren Theorien und Schulen nicht verhindern, daß der ganze Himmel zuletzt nicht zur Fabel wurde.

Fit totum fabula coelum.

Manilius.

O fortunati, quibus haec nascuntur in hortis

Numina! *Juvenal S.* 15.

Aus einem unreinen Begriffe entſtanden tauſend unreine Götter. Jupiter war Gott. Dennoch hielt man ihn für den Sohn des Saturn, den Ehegatten der Juno, den Stier der Europa, den Schwan der Leda. — Wenn ſich auch dort und da ein Mann erhob, der anders dachte; ſo ſtanden dennoch ſeine Grundſätze auf einem zu ſchwachen Fuße, als daß er der herrſchenden Meynung hätte begegnen können; oder er mußte ſeine gewagte Aeußerung theuer büßen. So verjagten die Athenienſer den Stilpo, weil er geſagt hatte: die Minerva des Phidias wäre keine Gottheit. Sie verbannten den Ariſtoteles, weil er gelehret hatte: die Sonne wäre etwas ganz anders, als der auf einem vierſpännigen Wagen fahrende Apollo. Das Schickſal eines Sokrates iſt bekannt, weil er die Dinge von oben herab beſah.

55. Es iſt eine wichtige Beobachtung in der Geſchichte, daß das Zeitalter der Philoſophie gemeiniglich das abnehmende Alter der Staaten und Reiche war.

Die Philoſophie blühte erſt in dem letzten Jahrhunderte der Republiken von Griechenland und Rom. Athen hatte nur am Abend vor ſeinem Untergang Philoſophen. Cicero und Lukrez ſchrieben nur im Lärm der bürgerlichen Kriege von der Natur der Götter und der Welt. Traurige Betrachtung! wenn die Fackeln der Philoſophie nur Trauerfackeln waren, das Leichenbegängniß der Reiche und Staaten, der Vaterlandsliebe und der Tugend zu beleuchten!

Ohne Zweifel lag die Urſache in der Schwäche und Ueppigkeit der Kenntniſſe, die ſich an den Luxus der Völker angeſchloſſen. Nachdem die Griechen durch ihre Siege über die Perſer zum höchſten Gipfel des Glückes gelanget waren, ſtürzten ſie ſich in den Epikurismus. Da ſich Rom als die Beherrſcherinn der Welt erblickte, und mit der Beute Aſiens beladen war; ſo öffnete ſie der Ueppigkeit und dieſer Philoſophie die Thore. Als die Juden von der Verfolgung der Syriſchen Könige befreyt, durch den Handel zu Alexandrien bereichert wurden, ſahen ſie den Saducäismus aufkei-

men,

men, welcher nichts anders als ein grober Epikureismus war. An der Seite des Luxus glänzt die epikurische Lehre immer am schönsten.

56. Wenn die Rede von Lebensweisheit ist, so müssen Viele der gepriesenen Denker nach ihrer Moral, nicht nach dem Spiele eitler Hypothesen beurtheilet werden; dann erst zeigt sich, was die sich selbst überlassene Vernunft vermag, wie schwach und kraftlos ihre Grundlehren.

„Was liegt uns im Grunde daran, ob das Wesen der Natur Aether? Ob die Welt ein kugelförmiges Thier ist, und wir seine Insekten sind? Ob die Gestirne sich von Dünsten nähren? Ob sich der Fuß einer Mücke dergestalt theilen lasse, daß man Millionen Welten damit bedecken könnte u. s. w.? Alle diese Phantasien machen den Menschen weder glücklicher noch unglücklicher. Ganz anders verhält es sich mit den Grundsätzen der Sitten. Macht ein Sittenlehrer, ein Gesetzgeber in diesem Punkte ein falsches Räsonnement, so kann er zehen Millionen Menschen unglücklich machen.“ Allg. D. u. N. G. IX. B. S. 536.

Dieser Fall ist keine Seltenheit in der Weltgeschichte. Wir sehen ihn abwechselnd in mißlungenen Theorien, in falschen Sittengesetzen, in verunglückten Staatseinrichtungen, in gewaltsamen Reformen, in fehlgeschlagenen Erziehungsplanen, in dem empörenden Hinstreben die Menschheit systematisch zu verschlechtern.

Das größte Unglück der Menschheit ist die kalte Vernunft vieler heutigen Moral- und Staatsphilosophen von ihren Systemen und Entwürfen, so, daß sie glauben, alles erschöpft zu haben, um die Menschen aufzuklären oder glücklich zu machen, wenn sie gleich die Geschichte, die Erfahrung, Klagen und Thränen zu Gegenbeweisen haben.

57. „Welche Fortschritte hat die Philosophie seit zwey tausend Jahren in der Wissenschaft der Sitten gethan, und wie aufgeklärt wären die Nationen, wenn sie keinen andern Wegweiser gehabt hätten?“

H. Reinhard hat alle Systeme, welche die philosophirende Vernunft bisher aufstellte, ge-

prüft, und am Ende eingeſtanden, daß ihm ein entſchiedenes Mißtrauen gegen die Speculationen derſelben übrig geblieben iſt; weil er an allen dieſen Lehrgebäuden — ſelbſt an denen, die auf ihre apodiktiſche Feſtigkeit am meiſten trotzten — unläugbare Schwächen bemerkt zu haben glaubte. Friedensworte S. 194.

Jeruſalem ſagt in den Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion: S. 407. „Wenn bey Unterſuchung des Grundes von der Unruhe und Ruhe der Welt die Philoſophen ſollen die Richter ſeyn: O lieber die alte Inquiſition, als dieß neue Tribunal.“

58. „Welch ein ſchwacher und unzuverläſſiger Führer der menſchliche Verſtand ſey, ſobald er die Sinnenwelt verläßt, und ſich in die unermeßlichen Regionen wagt, hat eine dreytauſendjährige Erfahrung ſchon überzeugend erwieſen.“ Ueber den Geiſt und die Folgen der Reformation. Seitenſtück. Seite 362.

„Von dem Nus des Anaxagoras oder den Ideen des Plato, oder auch den Entelechien des Aristoteles bis auf die Substanz des Spinoza, und die Harmonia prästabilita des Leibnitz, und von dieser wieder bis auf das Fichtesche Ich und Nicht Ich, und den Schelling'schen Idealism; welche von allen diesen Systemen waren denn je im Stande, die Geheimnisse Gottes, und der Natur auf eine nur einigermassen befriedigende Weise zu enthüllen? Welcher von jenen alten und neuen Weisen war je im Stande seinen Lehren und Meynungen eine allgemein überzeugende Kraft zu ertheilen, denselben allgemeinen Beyfall zu verschaffen, und so dieselben zum herrschenden System auch nur einer schnell vorüberfliehenden Zeitgenossenschaft zu erheben? — Alle diese Systeme und philosophischen Theoreme, welche, besonders in den letztern Zeiten so rasch und schnell, wie die Schatten in einer Zauberlaterne aufeinander folgten, fanden jedesmal überall Widerspruch, wurden heftig bestritten, zerstörten einander selbst, und hatten oft kaum die Dauer einer Pariser Mode. Wer wird also nach allen diesen stets fehlge-

schlagenen Versuchen bey Untersuchung der wichtigsten Angelegenheiten, die den Grund und Zweck unsers Lebens ausmachen, sich noch ferner einem so unsichern Führer überlassen wollen? Kann es wohl noch einem Zweifel unterliegen, daß nicht ebenfalls alle die neuen philosophischen Systeme über Dinge, welche ausser der Sphäre unserer Sinne liegen, auf bloßer Einbildung beruhen, die Vernunft auf keine Weise mit reellen Einsichten bereichern, und das in der Metaphysik von jeher übliche Spiel mit Worten und Begriffen nur auf eine neue und veränderte Art jetzt treiben? Man will indessen jenes philosophische Streben unserer Zeit: alles zur Anschauung zu bringen, und auf Prinzipien zurückzuführen, hier keineswegs herabwürdigen: diesem, wie jeder andern Vorübung des menschlichen Geistes mag manches Wahre zum Grunde liegen, und manches Gute sich aus demselben entwickeln; aber nur möge nie die Menschheit das Palladium ihrer Würde, nämlich Religion und Sittlichkeit weder diesen, noch andern Philosophemen blindlings überlassen!" Ebendaselbst.

Schiller läßt in ſeinem Gedichte: Die Philoſophen: einen Lehrling erſcheinen, der ſie um einen allgültigen Satz, der auch allgemein gilt, erſucht. Es tretten acht Weiſe auf, in deren Antworten zweifelsohne die Grundſätze eines Cartes, Spinoza, Berkley, Wolf, Hume, Fichte, Reinhold und Kant aufgeſtellt ſind.

1.

Ich denke, und mithin ſo bin ich.
Iſt das Eine nur wahr, iſt das andere gewiß.

2.

Weil es Dinge doch giebt, ſo giebt es ein Ding aller Dinge,
In dem Ding aller Ding ſchwimmen wir, wie wir ſind.

3.

Juſt das Gegentheil. Es giebt kein Ding als mich ſelber.
Alles andere in mir ſteigt es als Blaſe nur auf.

4.

Zweyerley Dinge laß ich paſſiren, die Welt und die Seele.
Keines weiß vom Andern, und doch deuten ſie beyde auf Eins.

5.

Von dem Ding weiß ich nichts, und weiß auch nichts von der Seele;
Beyde erſcheinen mir nur; aber ſie ſind doch kein Schein.

6.

Ich bin Ich, und ſetze mich ſelbſt, und ſetz ich mich ſelber
Als nicht geſetzt, nun gut, hab' ich ein Nicht-Ich geſetzt.

7.

Vorſtellung wenigſtens iſt! ein Vorgeſtelltes iſt alſo,
Ein Vorſtellendes auch, macht mit der Vorſtellung Drey.

8.

Auf theoretiſchem Feld iſt weiter nichts mehr zu finden;
Aber der praktiſche Satz gilt doch: du kannſt, denn du ſollſt!

Schillers Gedichte S. 122.

Während der Lehrling der Meynung iſt, daß er mit allem dem keinen Hund aus dem Ofen locken

werde, so glauben andere Charaden oder Logogriphen zu lesen.

59. Wenn man bey einer Wissenschaft voraussetzen muß, daß schon der erste Punkt nie ganz begriffen werden kann, so ist man fortwährend der Gefahr irriger Schlüße ausgesetzt.

60. Nie wird die Vernunft alle Zweifel, die über das ewige — unermeßliche — höchste Wesen entstehen, als ein endliches beschränktes Wesen beantworten, und aufhellen können.

Pénétré de mon insuffisance, bekannte Rousseau, je ne raisonnerai jamais sur la nature de Dieu, que je n'y sois forcé par des rapports avec moi. Ces raisonnemens sont toujours téméraires; un homme sage ne doit s'y livrer qu'en tremblant, et être sur, qu'il n'est pas fait pour les approfondir." *Traité de l'Educat.*

Um Gott zu begreifen, sagte Voltaire: „Il faut être lui-meme.

„Sanctius, ac reverentius visum de actis Deorum credere, quam scire.“

Tacitus de mor. germ.

Auf einer Tafel des Jupiter Olympius in Kreta ſtanden die Worte:

„Niemand kann mich erkennen, als, der mir „ähnlich werden will.“

Und auf der Tafel der Pallas:

„Die Götter geben ſich dem Herzen zu ver„ſtehen, und verbergen ſich von denen, die „ſie mit dem Kopfe begreifen wollen.

Sailers Grundlehren der Religion S. 49.

Qui scrutator est Majestatis, opprimetur a gloria. Sprüchw. 25, 27.

Alles begreifen wollen iſt der nächſte Weg zum Nichtswiſſen.

61. „Wer ſich unter den Erfindungen der menſchlichen Vernunft vergeblich um etwas umſieht, worauf er ſich feſter fuſſen; wo-

bey er sich immer beruhigen könnte; bey dem entwickelt sich der Wunsch, daß Gott selbst geredet; daß er insonderheit der Schwachen halber, die nicht einmal selbst prüfen können, sich über die wichtigsten Angelegenheiten unsers Geistes erklärt haben möchte, gleichsam von selbst.

Reinhard Systems der christlichen Moral Vorrede zur III Auflage.

62. Hätten wir gar keine Offenbarung; so würde sich manche Stimme laut erhoben haben: Warum hat Gott nicht selbst deutlicher gesprochen?

Pythagoras, Empedokles, Xenophon, Aristoteles, Sokrates, Cicero, u. a. äußerten schon ähnliche Wünsche.

63. Plato behauptete, daß es einer sterblichen Natur nicht möglich ist in der Materie der Religion etwas gewisses zu haben.

Bergier Hauptw. d. Relgion II. Seite 206.

64. Das Menschengeschlecht fühlte von seiner Kindheit an bis auf unsere Zeiten das

Bedürfniß einer göttlichen Autorität.

Wie widerſprechend das Anſehen der Gelehrten iſt, ſieht man durch alle Zeitalter: und bis man durch die bloſſe Erfahrung nur einiger Maſſen klug und weiſe wird, iſt die ſchönſte und größte Lebenszeit dahin.

Der ganze Zuſammenhang der Geſchichte — alles beſtimmt mich, den Gott der Offenbarung dem Gotte der Philoſophie vorzuziehen.

Der Hauptgrund ſo vieler Verirrungen liegt darinn: daß man glaubt, die Moral der Vernunft leiſte ebendaſſelbe, was die Moral der Offenbarung leiſtet.

„In einem gewiſſen Verſtande, (ſind die eignen Worte eines Bayle) iſt kein Glaube auf die Vernunft beſſer geſtützet, als derjenige, welcher auf die Trümmer der Vernunft geſtützet iſt — das iſt, es iſt keine Wahrheit gewiſſer, als dieſe: „Das Zeugniß Gottes iſt dem

Zeugniße der Menſchen vorzuziehen.“
III Band. Seite 836.

Glauben, was man nicht begreifen kann, macht erſt das menſchliche Wiſſen verdienſtlich.

„Qua fideles semper habent locum, unde dubitare possint, et infideles, unde credere valeant: inde fidelibus pro fide datur praemium, et infidelibus pro infidelitate supplicium.“ *Hugo a S. vict.*

65. Aus der Geſchichte aller Religionen und aus den Bemühungen aller Sterblichen, das Reich Gottes darzuſtellen, erhellet, daß auf den reinen Vernunft-Glauben nie eine Kirche dauerhaft gegründet wurde.

Friedenswerke. Seite 195.

Die Vernunft iſt eine irdiſche Pflanze, obgleich die ſchönſte, die herrlichſte; die Religion aber eine Himmliſche.“

Eſchenmayer.

„Die Vernunft ſchien alle Formen der Religion verſucht zu haben, und alle fielen ohne

Grund zusammen: sie sehnte sich nach einer einfachen, mildstrengen und tröstenden Religion."

Jenisch.

66. Hat Gott einmal gesprochen, so mußte Er auch für die Erhaltung und Verbreitung seines Wortes sorgen; dazu aber konnte die ewige Weisheit weder Betrieger, noch Betrogene wählen.

67. Gottes Wort muß ewig Licht und Wahrheit bleiben.

„Gott ist Lieb' und Licht.
Ohne Licht und Liebe
Ist Erd' und Himmel trübe:
Ohne Licht und Liebe
Wären Erd' und Himmel nicht.

Bouterweck.

68. Zeigt uns die Weltgeschichte eine lange Verkettung der menschlichen Schwächen und Trübsale; so zeigt uns die Offenbarung die wahre Kraft, die selben von Zeit zu Zeit zu Hülfe kam durch erweiterte Aufklärungen, große Ereignisse, hohe Verheißungen und

tröstende Aussichten in die glücklichste Zukunft.

„Die Stützen meiner Wahre werden meine Hoffnung tragen; diese wird mit mir in dem Staube des Grabes ruhen.“ Hiob c. *XIII.* 15.

69. Zeigt uns die Geschichte so oft den Sieg der Bosheit über die Tugend, so steht uns das Wort des Herrn für die Strafe der ersten, und den Lohn der zweyten Bürge.

70. „Eben weil das Verbrechen auf diesem Punkt des Raumes triumphiert, muß es anderswo seine Strafe finden: eben weil die moralische Ordnung unaufhörlich durch den Menschen zerrüttet wird, muß ein Gott seyn, um sie wieder herzustellen.

Allgemeine Welt und Menschengeschichte IX B. S. 501.

71. „Der Lauf der Welt liefert für das Auge des Gottesverehrers viele Denkmale einer belohnenden und strafenden Gerechtigkeit, Spuren einer weisen Regierung.“

Sellers Geschichte der Religion. Seite 156.

Gott! — den majestätischen Gedanken
Gäb' ich um alle Welten nicht.

Gellert.

72. Vereinigung mit Gott durch die Liebe ist der hohe Zweck dieser höchsten Regierung — Hienieden und Jenseits.

73. „Sieh in der ganzen Welt umher, und erkenne die Kette der Liebe, wie sie alles verbindet, im Himmel und auf Erden."

Pope.

74. Von jeher ließ Gott das Werk der Gnade mit dem Werke der Natur im gleichen Schritte gehen, um zu beweisen, daß er der Urheber von dem einen und dem andern sey. Dieß ist der Grundsatz, von welchem man ausgehen muß, wenn man den Plan begreifen will, welchen die ewige Weisheit befolgt hat, da sie den Menschen die Religion vorgeschrieben.

Bergier.

75. Nirgends zeigt sich das Werk der Gnade erhabner und majestätischer, als in der Geschichte des Christenthums.

76. „Das Christenthum ist der letzte Zug an einem von Ewigkeit her von der Vorsehung entworfenen Plane; die Krönung eines bey der Schöpfung angefangenen Gebäudes; es ist mit den Jahrhunderten vorgerückt, und nur erst in dem Augenblicke das geworden, was es ist, als der Werkmeister die letzte Hand an dasselbe legte.“ Bergier.

Ist Beydes nicht gleich groß, der Welt ein Schöpfer seyn
Und eine Welt, die fiel, vom Falle zu befreyn?
Lichtwehr.

77. Das ewige Wort, das die Menschen zu unterrichten, und zu heiligen kam, war eben dasselbe, das sie schuf.

78. Alle großen und kleinen Weltbegebenheiten der Zwischenzeit haben eine so wunderbare Zusammenstimmung, eine solche Verkettung und einen so auffallenden Uebergang zur Sache der christlichen Religion, daß auch wir ausrufen können: „Herr! wenn wir getäuscht sind; so sind wir es durch dich!

Domi-

„Domine! si error est, quod credimus, a te decepti sumus; iis enim signis doctrina haec confirmata est, quae nisi a te fieri non potuerunt.“ *Richard a S. Victore L. I. de Trinit. c. 1.*

Wie herrlich greifen nicht die beyden Bundesbücher in die sittliche Weltordnung und in den Plan der Erlösung ein!

79. „Wenn dieser Plan nicht in dem Himmel entworfen wäre, so würde er der schönste seyn, auf den man jemals auf Erden hätte verfallen können; und wenn Christus nicht Gott wäre, so würde er der Weise und Größte unter allen Menschen seyn.

Bergier.

80. »Si la vie et la mort de Socrate sont d'un sage, la vie et la mort de Jesu sont d'un Dieu.“

Rousseau Traité de l'Education T. VIII p. 113.

Der berühmte Boerhaave berief sich oft in seinen Vorlesungen auf die Lehren des Heilandes; wobey er allemal sagte: „Jener, der

die Menſchen beſſer kannte, als Sokrates.“
Briefe über die wichtigſten Wahrheiten. Bern 1772.

„Si notre Seigneur n'est pas celui, que je crois et vous aussi, J'aurai bien de la peine à croire en Dieu.“ ſchrieb J. Müller an Bonnet. XV. Th. S. 319.

81. Dieſer göttliche Gründer der chriſtlichen Religion hat die ganze Dauer der Welt in ſeinem Plan umfaſſet, als er ſeiner Kirche verſprach, bis auf die Vollendung der Jahrhunderte bey ihr zu ſeyn.

82. In dieſem göttlichen Plane hat ſich erſt die hohe Idee einer künftigen Welt, die Verbindung der Zeit und Ewigkeit in vollem Glanze entwickelt.

Der heilige Auguſtin betrachtete die wahre Religion als eine heilige Stadt, deren Erbauung bey der Schöpfung angefangen hat, und erſt dann vollendet werden ſoll, wann ihre Einwohner mit einander im Himmel vereiniget werden.

De civit. Dei.

83. Nur in dieſem Plane erſcheint die Tugend und der Menſch von höherer Natur.

84. In dieſem Plane herrſcht mit der Wahrheit auch das Leben, mit der Aufklärung die Gnade. In ſeiner Urkunde liegt kein todter Buchſtabe, und nichts ändert ſeinen Sinn und Zweck.

85. Dieſe unvergleichliche Urkunde iſt das Evangelium oder die gute Bothſchaft. Sie iſt die Gotteswürdige Auffoderung zu einer allgemeinen Religion: Das Diplom der ewigen Liebe: Die Verſicherung eines ewigen Reiches.

86. „Wie dieſe Lehre zum Herzen, zu allen Menſchheitsbedürfniſſen paſſend, war doch kein Syſtem der Philoſophen, kein heiliges Buch der Nationen.“ J. Müller. VII. B. S. 73.

Während die Philoſophie in ewigen Theorien lebt und ſchwebt: wirket dieß göttliche Buch edle große Handlungen.

87. Das Evangelium hat ſo große, ſo auffallende und ſo vollkommen unnachahmliche Kenn-

zeichen der Wahrheit, daß der Erfinder desselben noch mehr zu bewundern seyn würde, als sein Held; wenn es erdichtet wäre. *Rousseau Emile T. III. pag. 168.*

„Die Majestät der Schrift setzt mich in Erstaunen. Sehen sie die Bücher der Philosophen mit allem ihren Prunke an, wie sie klein sind gegen das Evangelium." Ebenderselbe.

88. So lange die Welt civilisiert seyn wird, muß sie christlich seyn, und das Erste kann nicht ohne die Hülfe des Evangeliums geschehen. Bergier.

89. „Was ist wunderbarer zu sehen, als wie die christliche Religion seit dem Anfange der Welt immer auf eben denselben Gründen besteht, ohne daß die Abgötterey und Ruchlosigkeit, die sie von allen Seiten umgaben; weder die Tyrannen, die sie verfolgten; weder die Ungläubigen, die sie zu verfälschen suchten; weder die Feigen, die an ihr Verräther wurden; weder ihre unwürdigen Anhänger, die sie durch ihre Laster geschändet haben; noch die Länge der Zeit, die allein hinlänglich ist, alle menschliche Werke niederzureissen, im

Stande gewesen wären, sie zu vertilgen, ja nicht einmal zu verfälschen." *Bossuet.*

Welche Mühe gab sich nicht selbst unser allwissendes Zeitalter, ein nagelneues Religionssystem zu bilden? Und was war das Produkt dieser wüthenden Glückseligkeitslehre?

O! sagt mir doch, ihr stolzen Weisen!
Wo ist das Glück? wo ist der Mann,
Den ich als Zweifler fragen kann?

Des Cotes sagt: „Die kantische Philosophie sey im Jahre 1792 mit einem neuen Christus in die Wochen gekommen.

Käſtner verglich diese philosophirenden Gottesgelehrten mit dem Manne, der zu Leipzig seinen Guckkasten herumtrug, und ausrief:

„Das Leiden Christi auf eine andere Manier."

„Hassen, sagt Herder, müssen wir die Mühe, welche die Bibel in die Form ihres Systemes drängt. Vor Gericht heißt man diese Mühe Verfälschung." *Dobmayer tom. III. p. 408.*

Endlich iſt ein Mann aufgetreten, der den Vorſchlag machte, die Gelehrten aufzufodern, ein beſſeres Volksbuch, ſtatt des Evangeliums zu entwerfen. —

So ſucht man mit der unmäßigen Abneigung gegen alles Alte auch das durch tauſendjährige Erfahrung erprobte umzuſtürzen; während die Religion in Gottes geheimen Staat ſicher dahin ſchreitet.

Weil wir glauben alles zu wiſſen; ſo glauben wir nichts; und weil wir nichts glauben; ſo wiſſen wir wenig.

Ich will mich indeß auf die Geſchichte und auf das Evangelium ſtützen. Sie zeigen mir höhere Lebensweisheit; als die Metaphyſik der Sitten von Königsberg.

90. Unaufhörlich zeigt ſich in dem Spiegel der Geſchichte die Wohlthat, und die Erhabenheit der chriſtlichen Religion. Verfolgt, oder geachtet bietet ſie unabläßig Feinden und Freunden Stärke und Vermittlung an.

91. Zwey große Bedürfnisse stellt uns die sittliche Geschichte der Menschheit dar; und diese heißen: „Beruhigung und Versöhnung. Beruhigung der Leidenden, Versöhnung der Gefallenen.“

Vergebens tritt hier die Philosophie in das Mittel. Es mangelte ihr von jeher zur Ersten die Kraft: zur Zweyten das Creditiv.

Die Menschheit ist so sehr des Trostes bedürftig, und die Gradation des menschlichen Elendes ist so groß, daß es freylich oft nichts anders braucht, als sich zu vergleichen, um glücklich zu seyn: Nemo miser, nisi comparatus; nemo felix, nisi comparatus. — Doch wo ist die Beruhigung für die Zukunft?

Schon Sokrates warf die Frage auf: Wie soll man Gott versöhnen? Dieses Problem war von jeher der Stein des Anstoßes, der sich selbst überlassenen Vernunft: der Knoten, den nur Gottes Ausspruch oder Vollmacht lösen konnte.

92. Nur jene Religion kann Beruhigung und Versöhnung gewähren, die von oben herab durch Glauben, Hoffnung und Liebe wirkt.

Alles, sowohl in der politischen, als in der sittlichen Weltordnung schwingt sich durch diese drey Spannfedern. Von Gott gestählt haben sie von jeher Wunder der Kraft gewirkt.

Diese drey göttlichen Tugenden sind wesentlich mit einander verbunden. Der Glaube ist der Grund der Hoffnung, und auf beyde gründet sich die Liebe. So wie sich keine Hoffnung ohne Glauben denken läßt, so giebt es auch keine Liebe ohne Hoffnung. *S. August. in Ench. c. 8.*

93. Nur der christlichen Religion ist diese Macht eingeräumt, die schwachen Sterblichen auf das Wort des Ewigen über die Leiden der Gegenwart, und die Erwartung der Zukunft zu beruhigen.

Duldet muthig Millionen!
Duldet für die bessre Welt!

Droben übern Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.

Schiller.

94. Das Christenthum ist die einzig wahre Philosophie der Zeit und Ewigkeit.

95. Nur in dieser Schule entwickelt sich die Bestimmung des Menschen am hellsten. Nur in dieser göttlichen Anstalt klärt sich sein künftiges Schicksal am sichersten auf; nur diese zeigt ihm das große Jenseits — in einem ewigen Leben; und löset die dem Menschen einzig wichtige Frage: Wohin! — Denn darauf kömt doch alles an; und dahin läuft am Ende die ganze Existenz der Menschheit hinaus.

96. Hat dann Gott in seinem Plane Zeit und Ewigkeit, irdisches Leiden und ewiges Glück verbunden; so verbinde sie auch der Mensch durch Glaube, Hoffnung und Liebe; und mache sich auf die Grenzlinie — auf den Zeitpunkt gefaßt, wann ihm hienieden die Sonne zum letztenmale scheinet.

97. Der Blick in die Zukunft ist der Hauptgesichtspunkt der Menschheit.

98. Der Uebergang des Menſchen in die Ewigkeit iſt das Wichtigſte ſeines Daſeyns.

99. Der letzte Tag des Menſchen iſt der Haupttag, der zugleich über den Werth der Vergangenen entſcheidet.

Als Epaminondas gefragt wurde, wen er von den Dreyen am Höchſten ſchätzt, den Chabrias, den Iphikrates, oder ſich ſelbſt? ſo gab er zur Antwort: „Man muß uns ſterben ſehen, ehe man den Ausſpruch thut.“

100. Wende daher, da es noch Tag iſt, deinen Blick aus der großen Welt in dich ſelbſt hinein, und forſche, was du gethan haſt, das der Ewigkeit würdig iſt!

Quid feciſti aeternitate dignum?

Seneca.

Tecum habita, et noris, quam ſit tibi curta ſupellex. *Perſius.*

101. Höre dich ſelbſt, und verachte dieſen Zeugen nicht.

102. Je näher der Mensch zur Ewigkeit hinrückt; desto bedeutender wird die Sprache seines Gewissens. Der Weise hört sie bey Zeiten.

Barklai ließ sich auf seinem Sterbebette das XI. Kapitel Johannes verlesen, worinn unter andern folgende Stellen vorkommen: „Hat nicht der Tag zwölf Stunden? Wer beym Tage wandelt, der stößt nicht an; denn er sieht das Licht dieser Welt. Wer aber bey der Nacht wandelt, der stößt an, weil er kein Licht hat. — Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, wenn er auch schon gestorben ist." v. 9 — 25.

Voltaire konnte am Ende seines Lebens — 2 Monate vor seinem Hinscheiden — der lauten Stimme seines Gewissens nicht mehr widerstehen. Er suchte sich mit Gott und der Kirche auszusöhnen, er bath Gott um Barmherzigkeit, und die Kirche um Verzeihung. Sowohl diese, als noch andere Erklärungen sind zu Paris gerichtlich aufbewahret. Sey es nun, daß er sich wieder änderte, oder von seinen Mitgesellen abgehalten wurde; der Priester Gaulthier kam

erſt 6 Stunden vor ſeinem Tode zu ihm, wo er ihn ſchon im Wahnſinne antraf. Von dieſem Zeitpunkte der Verzweiflung ſchrieb ſein eigener Arzt Tronchin. „Stellet euch alle Wuth und Raſerey des Oreſtes vor; ſo habt ihr nur ein ſchwaches Bild derjenigen, welche Voltaire in ſeiner letzten Krankheit litt. O wie wäre zu wünſchen geweſen, daß alle unſere Philoſophen als Zeugen der Gewiſſensangſt und der innern Wuth des ſterbenden Voltaire gegenwärtig geweſen wären! *Proceſs. Verb.*

Racine, das Wunder und die Ehre der franzöſiſchen Schaubühne, auf welcher er, wie der Gott der Leyer glänzte, erſchien unvermuthet bey herannahendem Ende ſeines Lebens in dem Hauſe der Andacht, und eingehüllt in das Kleid eines Büßers, gab er der Welt ein Beyſpiel ſeiner großen Beſinnung.

Der unnachahmliche La Fontaine erklärte auf ſeinem Sterbebette in Gegenwart Mehrerer der franzöſiſchen Akademie, wie ſehr er wünſchte, einige ſeiner frechen Gedichte auslöſchen zu können, und machte eine öffentliche Abbitte.

Wie erbauend und gehaltvoll iſt J. Müllers ſchönes Geſtändniß! „Manchmal überwachsen mich die traurigſten Gedanken über das nicht wohl benützte Leben. Ich hätte ungemein viel mehr thun ſollen, und wie viel laſſen. Mit Mühe reiße ich mich davon los; ich fühle, daß das Feſthalten dieſer allzuwahren Gedanken mir gleich ſchwarze Nächte, wie vormals dem großen Haller bereiten würde. Iſts aber auch recht ihnen nicht nachzuhängen? Iſt die Vernichtung weiterer Plane nicht eine ſehr mögliche Sache? Iſt die ſchaudervolle Nähe der Nacht, wo niemand wirken kann, zweifelhaft? Man muß ſich an die Erbarmungen Gottes feſtklammern. — Wer die Ewigkeit glaubt, kann rechnen, daß ſich endlich Zeit für alles finden ſoll.“ VII. B. S. 260. v. J. 1807.

„Wie ſehr war mein Herz mit der Welt, wie mit einer Rinde überzogen! bekennet Eduard Young! wie ſehr hatte ich meine kriechende Seele in eigene Feſſeln verwickelt! wie tief war ich gleich einem Wurme in weiche Gedanken eingehüllt, welche die kriechende Einbildung webte, bis die umwölkte Vernunft von unaufhörlicher

Luft hienieden, ganz eingewunden lag, und noch nicht ihre Schwingen ausbreitete, um den Himmel zu erreichen. Unſere wachenden Träume ſind uns tödtlich. Und von welchen unmöglichen Dingen hat mir nicht geträumt! von beſtändigen Freuden im beſtändigen Wechſel! vom feſtgegründeten Vergnügen auf der tobenden Welle! vom ewigen Sonnenſchein in den Ungewittern des Lebens! Mit wie vielen koſtbaren Teppichen gemalter Freuden waren nicht meine mittägigen Phantaſien ausgeſchmückt! bis ich über den Glockenſchall des Todes, deſſen ſtets rege eiſerne Zunge täglich ſeine Millionen zu ſeiner Speiſe abfordert, erſchrocken aufwachte, und mich verlohren fand. Wo ſind nun die prächtigen Verzierungen meiner Phreneſie? — Die mit Spinneweben behangne Hütte mit ihrer zerfallnen Mauer von mürbem Laim iſt gegen mich ein königlicher Palaſt! Der Spinne dünſter Faden iſt ein ſtarker Strick gegen das zarte Band, welches den Menſchen mit irdiſcher Glückſeligkeit verknüpfet. Es bricht mit dem geringſten Hauche der Luft. O! ihr ſeligen Scenen eines immerwährenden Vergnügens! deſſen Fülle kein Maaß, deſſen Dauer keine Grenzen kennt!

Nur eine beſtändige Dauer von Glückſeligkeit iſt Glückſeligkeit.“ Von Leben, Tod und Unſterblichkeit. I. M. S. 10.

Klopſtock hatte den großen Gedanken der Ewigkeit ſich ſelbſt, und ſeinen Leſern ſehr oft an das Herz gelegt:

Laß mich im Heiligthume
Dich Allgegenwärtiger!
Stets ſuchen, und finden! und iſt
Er mir entflohen, dieſer Gedanke der Ewigkeit,
Laß mich ihn tief anbetend
Von den Chören der Seraphim
Ihn mit lauten Thränen der Freude
Herunterrufen!
Damit ich dich zu ſchauen,
Mich bereite, mich weyhe
Dich zu ſchauen
In dem Allerheiligſten!

dem Allgegenwärtigen.

103. Glücklich derjenige, den die Stunde nicht überraſchet, wo er nicht mehr wirken kann!

Inter vitae negotia, extremumque diem oportet aliquid temporis intercedere: „ſagte ein Officier dem Kaiſer Karl V. da er um ſeine Entlaſſung bath.

Auf das Sterben muß man eher denken, als man ſtirbt.

104. „Eile, und rette deine Seele; denn auf dieſer Welt iſt keine wahre Ruhe zu finden!“

Dieſes ſchrieb Friedrich Chriſtian Markgraf von Bayreuth mit ſeinem Ringe in das Fenſter ſeines Kabinets.

105. „Der letzte Tag deines Lebens iſt der Geburtstag der Ewigkeit.“

Seneka.

Dies quem tanquam extremum reformidas, aeterni natalis est. *Ep. CII.*

106. Glücklich derjenige, deſſen Haus und Seele dann in Ordnung ſind.

Unglücklich der, dem die Stunde zu frühe geſchlagen!

107. „Wollt ihr mit geſchloſſenen Augen zu euerm Grabe gehen; ſo werdet ihr anſtatt, daß vernünftige Menſchen in ihrem Grabe einen Hafen finden, an dem euri;en als an einer Klippe ſcheitern. Pope II. Brief u. d. wohl. S. 322.

Aus des Irrthums falſchen Weiten
Sammelt euch, und ſucht bey Zeiten
Euch zurecht zu finden.

Schiller.

108. Der wahre Troſt in der groſſen Stunde des Austrittes aus dieſer Welt iſt nicht in der Macht der Welt. Er kömt einzig aus der Hand der Religion.

Sie macht dir erſt die Lebens Anmuth ſchön,
Sie wird im widrigen Geſchicke
Dich über dein Geſchick erhöhen.
Sie wird im letzten Augenblicke,
Wann alle traurig von dir gehen,
In himmliſcher Geſtalt zu deiner Seite ſtehen,
Und in die Welt der Herrlichkeit
Den Geiſt, der ſie geliebt, begleiten.

Schwarz. Handb. I. S. 92.

109. Wohl dem, der in dieſer wichtigen Stunde vertrauensvoll und ausgeſöhnt den Seinigen ſagen kann:

Auf Wiederſehen!

110. „Du Menſchenkind! ſieh um dich her!
Und weißt du eine Lehre,
Die größer und die tröſtlicher
Für uns hienieden wäre? —
Dort wo die Siegespalmen wehen,
Iſt Seyn nur, iſt kein Werden,
Kein Sterben und kein Auferſtehen
Wie hier bey uns auf Erden.

Dort, freun ſie ewig — ewig ſich;
Ja ewig Licht und Friede.

Claudius.

Hiſtoriſche Betrachtungen.

I.

Der Menſch.

Der Menſch — der Sohn der Erde, der Enkel des Nichts — war kaum von Gottes Hand geſtaltet, und von dem Hauche des Ewigen beſeelet, ſo war das groſſe Verhältniß zwiſchen Gott und ſeinem Geſchöpfe gebohren, und von dem von Ewigkeit her entworfenen Plane das erſte Blat aufgerollt, auf welchem die Würde, die Macht, und die Beſtimmung des Menſchen gezeichnet ſtand. Der Menſch ſollte Gottes Ebenbild ſeyn, der Beherrſcher der Erde und Thiere, die Hauptperſon der Schöpfung werden.

Hohe geistige Eigenschaften, Vernunft, Verstand, Gedächtniß, Wissenschaft, Gerechtigkeit, Unschuld und Freyheit sollten ihn nicht nur zu einem Wiederscheine seines Urbildes machen; er sollte auch wie Gott, auf Erden Gutes wirken — und leben.

„So erschuf Gott den Menschen nach seinem Bilde. Zum Ebenbilde Gottes schuf er ihn. Er erschuf aber zwey Geschlechter: Mann und Weib. — *Gen. I. 27.* In diesen beyden Personen sollte der Keim und die Bestimmung der ganzen Nachwelt liegen. Beyder Herrschaft ward die Erde unterworfen: beyde erhielten den Segen des Ewigen, sie sollten sich mehren, und weit in die Zukunft wirken, und die Stammglieder einer Kette seyn, die sich nur dort verliehren soll, wo ihr göttliches Urbild ewig glänzt. Nur der reinste Mensch konnte dann unmittelbar aus Gottes Hand hervorgegangen seyn, in dessen Antlitz der Allerhöchste sein Bild erblicken, und das gotteswürdige Werk der Schöpfung, da Himmel und Erde in voller Pracht und Glanz, und der Mensch in seiner Unschuld dagestanden, damit beschließen konnte, daß er alles gut, sehr gut gemacht habe. Doch der

freye Mensch sollte sein Verhältniß zu seinem Wohlthäter und Schöpfer durch dankbare Unterwürfigkeit bezeichnen; zugleich aber dadurch der Miturheber seines Glückes werden, um sein Glück noch mehr zu erhöhen. — Das schöne glückliche Eden war dem rein-schönen Menschen zum ersten Aufenthalt angewiesen. Auf diesem unvergleichlichen Platze der Schöpfung befanden sich aber unter andern zwey merkwürdige Bäume: Der Baum des Lebens, und der Baum der Wissenschaft des Guten und Bösen. Jener hatte die Kraft der Unsterblichkeit für den seinem Gott getreuen Menschen; und dieser sollte ihn über das Glück seines ersten Standes und das Unglück des folgenden aufklären; sobald er sichs beygehen ließ, gegen das Gesetz des Allerhöchsten von seiner Frucht zu genießen. Geschmeichelt und irregeführt von einem bösen Geiste unter der Maske einer Schlange griffen nun die beyden Stammältern nach der verbothenen Frucht, und in eben dem Augenblicke, da sie wie Götter seyn wollten, war ihr Schicksal entschieden. Man nehme von der Schöpfungsgeschichte eine Ansicht, welche man will. Genug! der reinste Mensch ist dahin! — In eben dem Augenblicke war das erste Blat des

göttlichen Planes umgeschlagen, und auf dem Zweyten stand der Tod.

Verdunkelt war das schöne Bild, und verfinstert der Geist und die Sonne der Unschuld. Geist, und Körper sind in Widerspruch gerathen. Wie ganz anders zeigte sich jetzt der gefallene Mensch; noch kurz vorher das glänzende Ebenbild des Allerhöchsten, der reine Spiegel der Gottheit, das Meisterstück der Schöpfung und Schönheit! Ja! Sie wurden aufgeklärt, die beyden Unglücklichen, und schämten sich. Sie sahen, wie sie sich selbst aus dem Verhältnisse zu Gott hinausgerücket hatten, und nun nicht mehr der himmlisch reine Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens seyn konnten. Schon von eigenem Gewissen angeklagt, vernahmen sie jetzt das bestätigende Urtheil aus dem Munde ihres Schöpfers, daß der Zutritt zu dem Baume des Lebens gesperret sey, und sie durch eine lange Reihe von Mühseligkeiten wieder zur Erde zurückkehren werden, aus welcher sie genommen sind — Sie, und alle Geschlechter der Nachwelt. — Hier bey dieser Thatsache verstummt ohne Zweifel die figürliche Auslegung. Noch ist der Tod auf Erden: Die Na-

tur ist zerrüttet: Der Schweiß liegt auf der Stirne von Millionen: Arbeit, Krankheiten und Leiden sind der Antheil der Menschheit: — So ward der Mensch aus dem Paradiese in diese Welt verstossen; das heißt: aus dem Ewigen in das Zeitliche, aus der Fülle in Mangel, aus der Kraft in Schwäche, aus dem höchsten Gut in das Niedere. — Doch der Plan des Ewigen sollte keineswegs abgebrochen seyn. Ein neues Verhältniß sollte hergestellt, das Werk der Schöpfung und Allmacht sollte durch ein Werk der Versöhnung und Liebe ins Gleichgewicht gebracht, und ungeachtet des körperlichen Todes die Geistes Unsterblichkeit gesichert werden. Das verdunkelte Ebenbild sollte ein neues Licht, einen neuen Werth, eine göttliche Verschönerung erhalten; sollte es auch dadurch geschehen, daß Der, der die Welt geschaffen hatte, noch einmal vom Himmel herabsteigen, und als Mensch und Gott, als Aufklärer und Versöhner, der Menschheit Licht und Tugend, den Trost der Zeit, und das Glück der Ewigkeit zurückeführen sollte. So stand es in dem Plane des Allerhöchsten, den die Zeitenfolge so schön und groß und sichtbar entwickelt und den göttlichen Orakelspruch in Erfüllung ge-

bracht hat, daß der Saame des Weibes den Kopf der Schlange zertretten wird. Die ganze Reihe der folgenden Begebenheiten, und die durch so viele Familien heilig aufbewahrte Uebergabe von der Ankunft eines Retters, und die Folgen und Wirkungen dieses Glaubens bezeugen es zu Genüge, daß sich schon unsere Stammältern auf diesen Glauben stützten, und ob sie gleich den Tod des Körpers vor Augen sahen, auf die Unsterblichkeit der Seele bauten, außer dessen hätte schon der Tod des gerechten, und Gott gefälligen Abels nicht nur allein sie; sondern ihre ganze Nachkommenschaft in Verzweiflung bringen müssen.

Sirach 17.

Betrachtet man alle Begebenheiten der Folgezeit in ihrem Zusammenhange; so zeigt es sich klar, daß die Mosaische Schöpfungsgeschichte in dieser Verbindung die Einzige ist, die dem Menschen einen Aufschluß gegeben, was er war, was aus ihm geworden, woher seine Schwächen und Leiden rühren, worauf sich seine Hoffnung gründet; man glaubte zwar selbe dadurch zu entkräften, wenn man das Alter der Welt um Jahrtausende hinausetzte, um mittels der Zeitrechnung auch die Wahrscheinlichkeit der Thatsachen

zu schwächen. Und so mußten die Strahlen der Fixsterne, die Veränderung des Meeres, ausgebrannte Vulkane, versunkene Wälder, Muschel und Fossilien zum Behufe dienen. Allein die Zeitrechnung entscheidet hier nichts. Ich mache aus der Chronologie eben so wenig einen Glaubensartikel, als aus der Thatsache ein Phantom.

„Mag die Welt, sagt Bergier, zweytausend Jahre älter oder jünger seyn, dieß ändert nichts, weder im Wesentlichen der h. Geschichte, noch in der Ueberlieferung der geoffenbarten Lehrsätze, noch in der Gewißheit der Beweise der Offenbarung.“ V. Thl S. 364.

2.

Weltplane der Menschen.

Je mehr sich aber der Mensch durch Stolz, diesen unseligen Antheil des Menschenfalles, aus dem Verhältniß zu seinem Gott verlor, desto mehr entfernte er sich von seiner Quelle, vergaß seinen Urheber, und erkünstelte sich dann selbst Plane und Systeme über seine Entstehung. Man baute Welten, schuf Sonnen und Sterne, und gab dem Menschen ein eingebildetes Daseyn — alles

ohne Gott, oder mit einem Gott nach eigenen Begriffen. Der Stolz war es, der schon die ältesten Völker verleitet hatte, sich einen besondern Ursprung zu geben, theils um von keiner andern Nation abzustammen; theils um das älteste Volk der Welt zu seyn. Bald nahmen sie Millionen Jahre seit ihrer Entstehung an, bald die Ewigkeit selbst. Jetzt machten sie der Sonne den Vorzug des Alters streitig, jetzt waren ihre Urstämme wie die Ceder ihrer Berge aus der Erde hervorgesprungen. Bey allem dem zweifle ich recht sehr, ob sich die ältesten Völker in ihren Meynungen oder in ihrem Glauben so weit verloren hatten, wie die Weisen der aufgeklärten Jahrhunderte. Es ist eine Wahrheit, die sich in der Geschichte nur zu oft bestätiget hat, daß der Mensch, je aufgeklärter er sich dünkte, nur desto monströsere Irrthümer hervorbrachte, besonders wenn sich die menschliche Weisheit mit der göttlichen messen wollte. Daher die mannigfaltigen, die widersprechenden, die abgeschmackten Hypothesen über die Entstehung der Welt, die ein Jahrhundert theils aufgewärmet, theils erfunden hat, welches man als die Gottheit der Aufklärung angebethet hat. In diesem leuchtenden Jahrhunderte erhoben sich dann die großen Geister, welche die Erd- und Himmelskugel zwischen ihre

ger nahmen, und überlegten, welche Entste-
g oder Bestimmung sie denselben, oder ihren
wohnern ertheilen wollen: da entstanden dann
e exaltirten Schöpfungssubrogate, bey derer Er-
einen man nicht wußte, ob man die Verstim-
ng oder den Flug des menschlichen Geistes be-
hen oder bedauern sollte. Der Eine machte die
elt zu einem ewigen Uhrwerk, das sich aber,
n jede äußere Kraft entbehrlich zu machen, im-
er selbst aufziehen muß. Er läßt dann die Son-
alles Wasser der Erde an sich ziehen, bis
ese wegen Trockenheit in Brand kommen, und
egen ihrer Leichtigkeit zur Sonne fliegen, von
her wieder ein ganzes Meer herholen, und sich
ihren vorigen, oder einen andern leeren Platz
nrückbegeben werde. Die Anhäufung des Was-
rs an den beyden Polen wäre die Ursache, daß
ie Menschen erst aus Meerthieren entstanden.
Ein anderer trat mit Urstäubchen auf, theilte ih-
en eine Geburtskraft zu, und betrachtete sie als
Eyer, aus welchen er tausend Welten machte.
Aus dem Zusammentritt mehrerer homogenen
Parthien seyen Berge, Meere, Luft und Men-
schen entstanden. Die Sateliten der Planeten
wären neue Geburten ihrer selbst. Ein Dritter
machte die Erde zu einem Originalthier, das von
Ewigkeit her besteht. Der Mensch aber wäre zu-

erſt eine denkende Materie, dann ein Thierchen z. B. eine Mücke, dann eine Maus, dann ein Hund, ein Pferd, zuletzt erſt ein Menſch geworden, der aber den nämlichen Weg wieder zurückgeht. Wieder ein Anderer behauptete, daß anfangs nur krumme, lahme, gehörloſe Figuren auf die Welt gekommen wären, und Adam und ſeine Nachkömmlinge ſich mit Tygern und Wölfen gepaaret hätten, woraus die verſchiedenen Völkerſchaften geſtammen ſind. Endlich erſchien das große Licht der naturhiſtoriſchen Welt, Büffon, um das große Thema der ganzen Schöpfung zu löſen:

„Die Sonne, ſprach er, wäre der erſte erſchaffene Körper, und zwar von fließender Glasmaterie mit Waſſer umgeben geweſen. Ein zweytauſendmal dichterer Komet hätte an ſelbe angeſtoßen, die Planeten davon abgeriſſen, und jeden gewiſſe Millionen Stunden davon entfernt. Die auf der Sonne liegende Zinnmaterie hätte den Merkur, die Schmergelmaterie die Venus, das geſchmolzene Glas aber unſern Erdball geſtaltet, wie der Sonnenmarmor den Mars, die Kreidenerde den Jupiter, und der Bimsſtein den Saturn hervorbrachte. — Die Sterne ſeyen eben ſo ausgeworfene Sonnenſchlacken, wie man ſelbe

bey einem Feuerwerke an einem laufenden Rade ſieht. Die Kometen aber entſtanden aus einem zweyhundert Stunden im Durchſchnitte dicken zweyten Sonnenkörper, welcher zerplatzte, und fünfhundert kleine Sonnen formirte, deren Licht erloſch, und ſtatt deſſen ihnen ein Bart oder Schweif geblieben. Der Zeitpunkt für die Kometen wäre zwey Milliarden und ſiebenhundert Millionen Jahre früher, als für unſere Erde, die nur fünf und ſiebenzig tauſend Jahre alt ſeyn ſoll, und in der erſten Hitze durch die Bewegung den Mond auswarf. Die Sonne, welche die Planeten nach ihrer Erkaltung drückte, und von ihnen wieder gedrückt worden, wäre durch den erſten Stoß ſchief geworden, und habe daher ihren täglichen Lauf genommen. Weil aber alle zu eben dieſem Körper als ihrem Centrum trachteten; dieſer jene auch an ſich zog, haben ſie dadurch ihren Jahreslauf erhalten. — Nach der erſten Erkaltung der Erde ſchwamm das Waſſer zwanzig tauſend Klafter hoch über derſelben, welche durch deſſen ſtete Reibung zum Theil aus Glas Thon wurde, woher ſo viele Schiefer und Granitberge kämen. Das ſiedende Waſſer, ſo ſich mit der Luft und dem Feuer verband, wurde auch daher geſalzen, und brachte die organiſche Materie zu Auſtern, Meerſpinnen ꝛc. hervor,

die die Glasgebirge zu Kalk zerfraßen; überhaupt aber höhlte der Lauf des großen Meeres die unterirdischen Tiefen aus, wo im Erdballe sich die Flüße und Baumquellen gestalteten. Sobald sich das Wasser solchergestalten zurückzog, war der hunderste Theil der Erde schon mit Bäumen und Gewächsen besetzt. Die schnelle Abkühlung machte aber Spälte und Risse, woher das unterirdische Feuer mit Gewalt ausbrach, und die Berge zusammenstürzte, wie dann noch Vulkane genug zu sehen wären. Als endlich die Erde ganz in Ruhe war, gaben sich die organischen Stoffkügelchen (Moleteln) in Bewegung, und es fügte sich nach und nach ein Kopf, eine Nase, die Ohren, das Herz, die Nerven, Augen, Wehrwaffen und ein Rüssel zusammen, und da stand auf einmal ein Elephant. So gieng es mit allen Thieren, ja mit dem Menschen selbst, und so gehe es immer fort. Weil es am Polus zuerst kalt wurde, wohnten auch die Thiere und Menschen in dem mittägigen Syberien und der Tartarey, wo die Kalmucken sind, deren nachbin die Meisten nach dem Aequator zogen. Die ersten Menschen waren alle achtzehn Schuhe hoch, und lauter Astronomen, wurden aber nachher von Zwergen vertrieben. Adam der erste Kalmuck lebte vor ungefähr dreyzehn-

tausend Jahren in dem dasigen Paradies. Endlich wurde durch einen schrecklichen Vulkan das ganze Atlantische Reich achtzehnhundert Stunden weit von Spanien bis Amerika getrennt. Durch Entstehung dieser großen und kleinen Inseln sollen alle seltene Thiere und Gewächse aus Norden bis nach Kanada gekommen seyn. Schließlich erfand der Mensch Künste, bearbeitete die Erde, machte sie fruchtbar, und half der Natur auf, welche aber vor lauter Frost in neun und zwanzig tausend 9038 Jahren zu Grund gehen wird." Man sehe: Neues Christliches Heidenthum. S. 2.

Man hätte freylich vermuthen sollen, daß dergleichen Weltplane schon ihrer Albernheit wegen sogleich bey ihrer Entstehung zusammengestürzt wären; allein die Namen eines Büffon, Maillet, Robinet, Diderot, La Mettrie u. a. hatten eine zu große Celebrität, als daß man nicht vor jedem Idole die Knie gebogen hätte, welches sie aufstellten; weil sie sich um das Verdienst bewarben, die Religion aus der Menschheit zu verdrängen. Voltaire, der gemeiniglich abspricht, ohne zu beweisen, machte es am kürzesten, indem er sagte: daß zur Erschaffung der Welt ein Gott gar nicht nothwendig wäre; wie wohl er von der Betrachtung der erstau-

nungswürdigen Maschine der Welt und ihren Wesen hingerissen, dennoch am Ende bekannte: „Gott allein ist der Ursprung aller Dinge. Alles ist aus ihm und durch ihn!“ *Encycl. Quest. Litter.*

Immer wird dann nur jene Schöpfungsgeschichte den Vorzug behaupten und verdienen, welche so majestatisch beginnt:

Am Anfange schuf Gott Himmel und Erde, und welche bestimmt erklärt, daß Welt und Mensch göttlicher Abkunft sind. Sie, die Mosaische Geschichte, ist nicht wie die vorhergehenden aus dem Gehirne eines einzelnen hervorgegangen: war kein Machwerk der Phantasie. Was das Volk lange wußte, und durch eine heilig gehaltene Uebergabe gesichert war; sollte dadurch noch mehr gesichert werden, daß es in ein heiliges Buch eingetragen wurde. Dieses überaus schätzbare Buch ist es, welches schon in Rücksicht seines Alterthums über zwey tausend Jahre weiter hinauf steigt, als irgend ein historisches Denkmaal. Vor dieser Urkunde verschwinden alle die Neugeburten des Witzes, durch welche der Mensch weder seine Ahnen, weder den Ursprung des Guten und Bö-

Bösen, noch sich selbst, am wenigsten seine Hoffnung kennen lernt.

3.

Die Götter der Menschen.

So unglücklich die Menschen über ihren Ursprung räsonnirten, eben so abentheuerlich und schwach waren ihre Urtheile, ihre Muthmaßungen, ihre Erfindungen über Gottes Daseyn, sobald sie den Faden der Uebergabe verloren hatten. Der Anblick des Weltalls und ein inneres Gefühl zog sie zwar immer zu einem höhern Wesen hin; allein wie krank zeigte sich der menschliche Verstand in der Bestimmung dieser höhern Macht! wie groß steht die Verdorbenheit, wie beschämt die menschliche Weisheit da, wenn man ihr die Götter vorhält, die sie erfunden, oder den Gott, den sie bestritten hat! Es war eine Zeit, da häufte man Götter auf Götter, Altäre auf Altäre. Es war die Zeit der Genien und Mythen. Es trat eine Epoche ein, da kam man zwar auf Einen Gott zurücke; allein man ließ ihn nur des Volkes wegen passiren. Es war der Gott der Politik. Endlich glaubte man in dem Erleuchtetsten der Jahrhunderte al-

les erschöpft zu haben; indem man einen Beweis erfand, daß ein Gott erwünschlich ist. Auch hier läßt sich die Frage aufwerfen, zu welchem Zeitpunkte die menschliche Weisheit größere Schwache zeigte? Zu jenem mit vielen Gottheiten, oder zu jenem ohne Gott? Die ersten Menschenfamilien kannten nur einen einzigen Gott, und blieben ihm so lange getreu, so lange sie nicht die Uebergaben ihrer Urreligion aus den Augen verloren, welche ihnen den Urheber zeigte, den sie zu preisen hätten. Nachdem Sirach von der Schöpfung unserer ersten Aeltern geredet hat, setzte er hinzu: Gott hat sie mit dem Lichte der Vernunft erfüllet, hat ihnen die Wissenschaft des Verstandes gegeben, hat ihr Herz mit Empfindungen begabt, ihnen das Gute und das Böse gezeigt; er hat sein Auge über ihre Herzen leuchten lassen, damit sie die Pracht seiner Werke sehen, seinen heiligen Namen preisen und ihn wegen seiner Wunder und der Größe seiner Werke verherrlichen möchten. Er hat ihnen Verhaltungsregeln vorgeschrieben und ihnen das Gesetz des Lebens anvertrauet. Er hat einen ewigen Bund mit ihnen gemacht, und sie die Gebote seiner Gerechtigkeit gelehret. Sie haben den Glanz seiner Herrlichkeit gesehen, und sind mit den Lehren seiner Stimme beehret wor-

den; er hat zu ihnen gesagt; fliehet jedes Unrecht: und einem jeden unter ihnen befohlen, auf seinen Nächsten bedacht zu seyn." Sirach XVII. 5. folg.

Nachdem sich aber die Familien in verschiedene Weltgegenden zerstreuet, und nach und nach größere Gesellschaften und Völker gebildet hatten; so verfielen sie in desto größere Irrthümer, je mehr sie sich von der originälen Ueberlieferung, welches ihr einzig wahres Orakel hätte seyn sollen, entfernten. Hingerissen von dem, was sie sahen und fühlten, selbst von der Wohlthätigkeit der Natur, machten sie sich bald eben so viele Gottheiten, als es Wesen in der Natur giebt; oder vielmehr sie machten dasjenige, woraus sie Gott hatten erkennen sollen, zu einem Gott. Man kam auf die Gedanken der Genien, welche die Natur und die Thiere beleben, und jedes Volk schuf sich nach eigener Phantasie, oder aus Rivalität mit andern Nationen besondere Schutzgötter. Bald gab es so viele Religionen, als Völkerschaften, und so viele Götter als der Eigennutz bedurfte. Und auf diese Weise kamen sogar die Thiere auf die Altäre. Die Aegypter verehrten den Viehhopf,

weil er mit dem Wehen der Hundstagswinde pünktlich zurückekömt, um die Würmer und Insekten aufzuzehren: Den Ibis oder Storch, der jedes Jahr erscheint, die Schlängen zu vernichten: Den Ichnevmon, der die Eyer des Crocodils aufsucht, um sie zu zerbrechen: Den Hund, wegen seiner unverletzlichen Treue gegen seinen Herrn. Je nachdem die Thiere, oder Elemente den Nationen gute Dienste geleistet, wurden sie vergöttert. Die Phrygier betheten die Katzen an, und die Trojaner erwiesen denselben göttliche Ehren, weil sie die Sehnen an den Bogen ihrer Feinde abgenagt hatten. Die Syrer holten ihre Götter aus dem Meere, und verehrten die Fische. Die Assyrier betheten die Tauben an; die Thessalier die Schwanen; die Samogizier die Schlangen; die Mogoln die Kühe; die Inder einen weißen Elephanten. Die Perser erzeugten den Flüssen göttliche Verehrung, so daß sie sich nicht einmal von ihrem Wasser zu waschen getrauten. Die Massageten betheten die Sonne an; die Tartarn den Mond; die Lybier und Numidier die Planeten. Eben so gieng es mit den Produkten der Natur; so daß man sogar Zwibel und Knoblauch vergötterte. Allen die-

sen Vergötterungen lag meistens der Begriff zu Grunde: die Natur werde durch besondere Intelligenzen oder Genien beherrscht und geleitet, und die Verehrung komme mehr diesen, als ihren Symbolen zu. Ich zweifle daher recht sehr, ob denn der Aegypter, der aus Achtung und Dankbarkeit nutzbare Thiere verehrte, thörichter handelte, als wenn in dem aufgeklärten Griechenland ein Schöngeist der Nymphe eines Flusses einen Stier, oder in dem glänzenden Rom der fromme Horaz der blandusischen Quelle im Ernste eine Ziege opfern. Juvenal spottete über die Ehrerbietung, welche diese Völker den Vögeln erwiesen, und vergaß, daß man ihnen in Griechenland und Rom sogar einen prophetischen Geist zuschrieb, und sie über Staatsangelegenheiten um Rath fragte. Wenn die wilden Völker steif glaubten, daß die Thiere von Genien belebt sind; so weiß ich denn doch nicht, ob es witziger war, als wenn der große Cartes die Thiere zu bloßen Maschinen macht. Wären alle jene Völker bey der bloßen Verehrung der Thiere und der Natur geblieben; so würde die Abgötterey nie so weit um sich gegriffen, und jenen hohen Grad der Verdorbenheit erreicht haben, den sie durch die Dichtkunst und die abscheuliche Götterlehre erhalten hatte. Sobald man

angefangen, nicht nur die Menſchen, ſondern auch ihre Leidenſchaften zu vergöttern; nicht nur der Tugend, ſondern auch dem Laſter Tempel zu bauen, und ſolche Opfer zu entrichten, gegen welche ſich die Menſchheit ſträubte; ſo erloſchen auch die letzten Strahlen der Gottheit und mit dieſen alles ſittliche Gefühl. Wer erſtaunt nicht, den mythiſchen Olymp und die irdiſchen Tempel mit ſolchen Göttern angefüllt zu ſehen, in deren Geſellſchaft zu ſeyn, nur das glänzende Athen und das große Rom ſich nicht ſchämen konnten! Um dem Laſter den höchſtmöglichen Schwung zu geben, brauchte es nichts anders, als die Götter ſelbſt zu Mitſchuldigen zu machen. Wer würde ſich wohl getrauen, ſagt Bossuet, die Zeremonien der unſterblichen Götter und ihre unreinen Geheimniſſe zu erzählen? Ihre Liebeshändel, ihre Grauſamkeiten, ihre Eiferſuchten und alle die andern Ausſchweifungen waren der Gegenſtand ihrer Feſte, ihrer Opfer, der Loblieder, welche man ihnen ſang, und der Gemälde, welche man ihren Tempeln widmete. Alſo ward das Laſter angebethet, und zum Dienſte der Götter für nothwendig erklärt. Der anſehnlichſte aus den Philoſophen verbeut das Uebermaas im Trinken, es wäre dann an den Feſttagen des Bachus, und zur Ehre dieſes Gottes. Ein

anderer, nachdem er alle ungebührlichen Gemälde mit aller Strenge bestraft hatte, nimmt hievon die Bildnisse der Götter aus, welche durch dergleichen Ehrlosigkeiten geehrt werden wollten. Man kann nicht ohne Erstaunen die Ehrenbezeugungen, welche man der Venus erweisen mußte, und die Unzuchten, welche zu ihrer Verehrung eingeführt waren, lesen. Griechenland, für so fein und weise es auch immer gepriesen wird, hatte diese verabscheuungswürdigen Geheimnisse. In dringenden Geschäften gelobten die Privatpersonen und die Republiken öffentliche H—n der Venus an, und Griechenland erröthete nicht, sein Heil den Gebetern, welche sie ihrer Göttinn verrichteten, zuzuschreiben. Nach der Niederlage des Xerxes und seines fürchterlichen Kriegsheeres stellte man in dem Tempel ein Gemälde auf, wo ihre Gelübde und ihre Bittgänge mit dieser Aufschrift des Simonides, eines berühmten Dichters, vorgestellet waren: „Diese haben die Göttinn Venus gebeten, welche aus Liebe zu ihnen Griechenland gerettet hat.“ Wenn doch die Liebe anzubeten war, so hätte es wenigstens die ehrbare Liebe seyn sollen; allein es verhielt sich nicht also. Selbst Solon führte zu Athen der unzüchtigen Venus, oder der unreinen Liebe ei-

nen Tempel auf. Das ganze Griechenland war mit Tempeln, welche dieſer Göttinn geheiliget waren, angefüllet, und die eheliche Liebe hatte in dem ganzen Lande nicht einen Einzigen. — Das römiſche Anſehen behandelte die Religion nicht ernſthafter, weil es der Ehre der Götter die Unreinigkeiten der Schaubühne, und die blutigen Auftritte der Kämpfer widmete, das iſt, alles dasjenige, was man nur verderbtes und grauſames erſinnen konnte." *Discours sur l'Hist. univ. II.*

Wer ſich hierüber näher überzeugen will, der leſe in einem Tacitus, Sueton und Ammianus Marzellinus die ſchrecklichen Wirkungen der barbariſchen Schauſpiele in den Amphitheatern — den Göttern geweyht! — in Ovid und Juvenal den Einfluß, welchen die Unflätereyen der Schauſpiele und Pantomimen auf die Sitten hatten: im Terenz und Lucian die unſeligen Eindrücke, welche die unzüchtigen Statuen und Gemälde machten: in dem Ovid die laſterhaften Gebete, welche die Heiden an ihre Götter richteten. Doch die menſchliche Verdorbenheit hatte es einmal ſo weit gebracht, daß ſie ſogar ihren Laſtern die Würde eines religiöſen Sinnes zu geben wußte, wenn

gleich hieraus die ungeräumtesten und abscheulichsten Gottheiten entstanden sind. Solche Geburten treten an das Tageslicht, wenn Menschenhände oder unberufene Künstler an Gott und den Altären pfuschen. — Und was trugen endlich alle die Tausende und Tausende der Götter zum Wohl der Menschheit bey? Welche Beruhigung verschafften sie dem Menschen über seine Zukunft? Wo sind die Wunderthaten vergötterter Heroen und Könige? Welches Licht und welches Glück haben sie auf die Welt gebracht? Wie haben sich ihre Werke behauptet, wo sind die großen Denkmäler der Götter und Menschenhände hingekommen?

4.

Die Werke der Menschen oder die Trümmer der Vorzeit.

Ohne Unterlaß zeigt uns die Weltgeschichte die getäuschte Tendenz der Menschen und Völker — sich, oder ihre Werke zu verewigen. Die größten Staatengebäude sind zusammengestürzt, wie die Denkmäler begrabener Großen. Staats- und Reichsverfassungen geisterten aus, wie die philosophischen Systeme. Die Geschichte des

Vorzeit ist vor unsern Augen größtentheils eine Geschichte ihrer Trümmer. Was der Fackel der Eroberer oder der Wuth der Empörungen entfloh; kam oft in die Hände der Unwissenheit; und was beyden entkam, zerstörte der Wurm der Zeit.

Alle Staaten der Vorwelt sind gefallen; zerbrochen die Scepter der Könige, wie die Ruthenbündel der Republiken; versunken unüberwindliche Flotten; ungeheuere Zeughäuser und Waffenplätze sind leer geworden; unbezwingliche Festungen erstürmt oder geöffnet. Die glänzendsten Trophäen sind entweder in das Meer der Vergessenheit hingeworfen, oder von der richtenden Nachwelt mit Verachtung bedeckt. — Erdbeben, Feuer und Menschenhände haben den Weltwundern ein Ende gemacht. Die Grundflächen des unvollendeten Thurms der Verwirrung sind verschwunden. Die Hängenden Gärten einer Semiramis sind von ihren Pfeilern herabgeworfen. Die Mauern von Babylon, auf denen zwey Wagen neben einander fuhren, sind eingestürzt. Die Reste der Königinn aller Pyramiden sind verwittert. Das Grabmaal einer Arthemisia ist zerstört, wie der Aschenkrug eines Töpfers. Die

Trümmer des Koloſſes der Sonne zu Rhodus wurden von neunhundert Kamelen weggetragen. Der Thurm zu Pharos leuchtet keinem Schiffer mehr. — Ein gleiches Schickſal widerfuhr den merkwürdigſten Tempeln der Erde. Der unermeßliche Tempel zu Theben wurde, wie alle heiligen Gebäude der Aegypter, von einem Cambyſes in Brand geſteckt. Den Tempel der Diana zu Epheſus hat ein Heroſtrat angezündet. Der Tempel des Jupiter Amon mit hundert Altären iſt vernichtet. Der Tempel des Auguſtus zu Rom iſt im Rauch aufgegangen, gleich dem Tempel des Kapitoliniſchen Jupiters. Das Pantheon und der Tempel der Flora wurden der Witterung Preis gegeben; und über den Untergang des herrlichſten Tempels des Friedens zu Rom ſtreitet man, ob das Feuer, das ihn in die Aſche gelegt, von der Hand der Menſchen, oder vom Himmel kam. Von Griechenlands erſten Wundern der Baukunſt erhielt ſich noch am längſten das Parthenon, oder der Tempel der Minerva, er ſtand noch im ſechszehnten Jahrhunderte; allein die Türken machten ihn zu einem Pulvermagazin, und eine Bombe des Moroſini ſprengte ihn in die Luft. — Selbſt die Geſchichte der Vorzeit hat ihren großen Reich-

thum mit dem Untergange der berühmteſten Bibliotheken verloren; gleich als ob es Verhängniß geweſen wäre, die Werke des Geiſtes und der Kunſt auf Einen Platz zuſammenzuhäufen, um ſie einer augenblicklichen Zerſtörung in die Hände zu ſpielen. Die Bibliothek eines Piſiſtratus zu Athen iſt von den Perſern theils verwüſtet, theils abgeführt worden. Die Bibliothek des Ptolomäus Philadelphus zu Alexandrien hat Julius Caſar mit dem Palaſte verbrannt. Die Bibliothek des Königs Attalus zu Pergamus wurde vom Antonius abgeführt und dann zerſtreut. Rom brachte es unter Auguſt, Tiber, Trajan, Adrian, Gordian dem jüngern ſo weit, daß es zu Konſtantin des G. Zeiten neun und zwanzig öffentliche Bibliotheken hatte; und dieſe ſind theils vom Feuer verzehrt, theils von einbrechenden Völkern zerſtreuet worden. Die ſtattlichen Bibliotheken zu Konſtantinopel ſind unter dem Kaiſer Baſiliskus größtentheils in die Aſche geſunken, und die Neuerrichteten wurden von dem Stürmer Leo Iſaurikus verbrannt. — Umſonſt bemühten ſich die Weiſen von Aegypten und Ethiopien die Thaten ihrer Fürſten in Marmor und Bronz einzugraben, um ſie zu verewigen: ſie ſchrieben in Hieroglyphen, und wir

können die Hieroglyphen nicht mehr entziffern. Umsonst vertrauten Druiden und Barden ihrem Gedächtnisse die Großthaten ihrer Völker und Helden, um sie der spätesten Nachwelt vom Munde zu Munde zu überliefern: Die Barden sind verschwunden. So sind auch Künste verloren gegangen, Archive vermodert; und große Säle mit Gemälden, Statuen und Seltenheiten der Natur in langen Reihen geschmückt, wurden ein Opfer der Zerstörung, wie die Felsenburgen mit ihren Alterthümern, von denen nachher die Eulen Besitz genommen.

So schwinden die Werke der Menschen dahin. Dann kommen Zeichner und Maler, Dichter und Reisebeschreiber, fassen ihre Ruinen begierig auf, und finden die Ruinen schön — ohne Zweifel, weil sie auch hohe Erinnerungen an die Vergangenheit wecken, und ernste Gedanken für die Zukunft. Doch es leistet ja selbst die Natur keine Bürgschaft für die Dauer ihrer Werke. Es haben sich Erdtheile geschieden; Meere sind zurückgewichen; und Flüsse ausgetrocknet. Auch die Eislasten des Hochgebirges — ewig genannt — brechen. Es sind Alpen eingestürzt. — Der Wassertropfen macht Steine hohl: der Rost verzehrt das härteste Eisen: Würmer machen die

Seide, und Würmer verzehren sie: Das Gold verschwindet an den Altären, und wird an den Thronen blaß: Die Farben springen vom Kupfer ab: Der Holzwurm durchbohrt die Bonaroti, die Rembrands und Dürer: und die Rubens und van Dyks werden mit der Leinwand vermodern u. s. w.

Vergebens suchen sich die irdischen Größen einen ewigen Platz auf diesem Erdrunde. Dagegen spricht sich die große Wahrheit immer deutlicher aus: Wenn alles in Trümmer geht, so kann das, was geschehen ist, wieder geschehen. Allein Macht und Aufklärung weigerten sich von jeher diesen Satz zu unterzeichnen, so lange sie sich in ihrer hinreißenden Täuschung oder Betäubung befanden.

Wer hätte es je wagen dürfen, dem Dreytagereisen langen Ninive vorherzusagen: „von dir wird man keine Spur mehr finden:" — oder der glänzenden Tochter Sions: „du wirst die Erlaubniß, über der Asche deines Vaterlandes zu weinen, noch um Gold bezahlen!" — Hätte jemand behauptet: man werde einst auf den Ruinen von Sparta nur mehr die Hütte eines Ziegenhirten sehen, dessen Reichthum in

dem Grase besteht, das auf den Gräbern wächst, wo Achis und Leonidas ruhen: — Es werden die Storchen dort ihre Nester bauen, wo die Weisen im Areopagus sich versammelten: — Man werde da nur wildes Getöne hören, wo Pindar sang: — Der flüchtige Marius werde auf den Trümmern von Karthago sitzen: — Die Steine jener ungeheuern Amphitheater, Säulengänge und Rotunden werden zu Cloaken dienen: — Das große Reich eines Augustus werde mit einem Augustulus enden: — Das tiefgebeugte Rom werde einem nordischen Odoacer die Thore öffnen: — Ein Attila werde vom kaspischen Meere bis in die Gefilde von Chalons: — und die Mogoln bis nach Schlesien und Ungarn dringen: — Man werde in der prächtigen Sophienkirche zu Konstantinopel die schrecklichen Reste des griechischen Kaiserthums in aufgethürmten Christenköpfen erblicken: — so würde man seine Behauptung für eben so thöricht gehalten haben; als man heut zu Tag ähnliche Vermuthungen von der Verwesung unserer Denkmäler, von dem Einbruche weit entfernter Völker, von Reisenden, die aus dem wieder emporblühenden Orient einst kommen werden, um unsere Ruinen anzusehen u. s. w. für tollkühn halten würde. Auch wir lachen darüber, durch Macht und Aufklärung ge-

borgen! dieß mag die spätere Nachwelt entscheiden! die Vorzeit hat gesprochen. — Doch was liegt dem, der genießen will, an den Trümmern der Vorzeit, an dem Schicksale der Nachwelt, oder an den Erwartungen der Zukunft? Nur die Gegenwart ist seine Sache: der Genuß sein Zweck, und das Erdenglück seine Gottheit.

5.

Das Glück und die Glückseligkeit der Welt.

Das Glück — dieser Name ohne Wesen, dessen Erklärung so schwer läßt — ward zwar immer ein angebethetes Idol; allein Tausende haben vergebens ihre Hände nach selbem ausgestreckt, und Tausende wurden von dieser Schönen, die stets auf Reisen ist, bald verlassen, bald betrogen. Daher betrachteten einige das Glück nur als ein blindes Phantom, oder als eine Geburt des Zufalles; andere behaupteten, daß dem Namen Glück kein Platz in der Grammatik des Mannes von Genie gebühre, und jener Grieche Recht hatte, der in dem ihm gegebenen Beynamen: der Glückliche, weder Ruhm

noch

noch Ehre fand. Ungeachtet die Heiden nicht wußten, was ſie mit dem Glück machen ſollten; ſo hatte dennoch das Glück verſchiedene Tempel in Griechenland und Rom. Kupalus einer der älteſten Bildhauer ſtellte es als ein Frauenzimmer vor, das eine Himmelskugel auf dem Kopfe, und in der Hand ein Füllhorn hatte. Galen erzählt, daß er es auch auf einem Rade mit einem Steuerruder in der Hand und verbundenen Augen geſehen habe. Die Himmelskugel ſoll ſeine Gewalt, das Füllhorn den Reichthum, das Steuerruder ſeine Regierung, die verbundenen Augen ſeine blinden Zufälle oder ſchlechte Wahl unter Würdigen und Unwürdigen, und das Rad ſeine Unbeſtändigkeit anzeigen. Da man es auch mit Feuer in der Rechten, und mit Waſſer in der linken Hand abbildete, ſo wollte man ihm dadurch die Erfindung des Guten und Böſen zuſchreiben. Einige, welche dem Füllhorn den Cupido beygeſellten, ſuchten dadurch anzuzeigen, daß die Ehre mehr auf das Glück und den Reichthum gegründet ſey, als auf die Tugend. Das Sinnbild, durch welches das Glück mit blinden Augen auf einem Wagen, den auch blinde Pferde ziehen, jedoch mit einem Blitze in der Hand vorgeſtellet wird, hat Ovid erkläret:

Fortuna arbitriis tempus dispensat ubique,
Illa rapit juvenes; corripit illa senes:
Quoque ruit, furibunda ruit, totumque per orbem
Fulminat, et coecis coeca triumphat equis.

Ganz natürlich mußten die Menſchen auf dergleichen Ideen gerathen, ſobald ſie ſich den Lauf der Weltbegebenheiten ohne höhere Leitung, ohne Macht der wahren Tugend, ohne die Beſtimmung des Menſchen zu kennen, erklären wollten. So wenig ſie ſich daher eine beſtimmte Aufklärung über das, was ſie Glück nannten, geben konnten; ſo irrig waren ihre Begriffe über die Glückſeligkeit ſelbſt, die ſie einzig hienieden aufſuchten. Es ſcheint, man habe die Glückſeligkeit nur da aufgeſucht, wo man am meiſten verlieren konnte, und nur denjenigen glückſelig geprieſen, der bey dem allgemeinen Geſetze der Natur alles Empfangene zurückzugeben, bey ſeinem Austritte aus der Welt nur deſto mehr verlaſſen und verlieren mußte. Dieſer iſt der natürliche Standpunkt der Glückſeligkeit aller derjenigen, wel-

che sich einzig in den Gütern dieser Erde; und der Beschränktheit des gegenwärtigen Lebens glücklich wähnen. „O! Glückseligkeit! ruft Pope denjenigen zu, die nicht über die Erde hinaussehen wollen, wenn du auf die Erde herabgefallen bist, so sprich, in welchem sterblichen Boden wachsest du? Eröffnest du etwa deine Schönheit an dem milden Strahl eines Hofes, oder in der Tiefe der flammenden Mine unter Diamanten? Flicht man dich mit in die Kränze parnaßischer Lorberen, oder ärndtet man dich auf dem eisernen Schlachtfelde? — wo wächst sie? — wo wächst sie nicht? — Frage die Gelehrten, welcher Weg zu ihr führe? — Die Gelehrten sind blind; dieser will, man soll den Menschen dienen; und jener will, man soll sie fliehen: einige setzen die Glückseligkeit in die Thätigkeit, andere in Muße; jene nennen sie Vergnügen, und diese Zufriedenheit: einige, zum Vieh herabgesunken, finden, daß sich die Wollust in Pein endige; andere, zu Göttern aufgeschwollen, versichern, daß sogar die Tugend vergebens sey; oder sie fallen aus Trägheit auf beyde äußerste Meynungen, und glauben entweder alles oder nichts. Wer so die Glückseligkeit beschreibt, sagt der wohl mehr oder weniger, als: Glückseligkeit ist Glück-

seligkeit?“ IV. Brief von der Natur des Menschen. Pope wollte hiedurch die Meynungen der Cynischen, Demokritischen, Epikureischen, Stoischen, Pythagoräischen und Scepticischen Secten bezeichnen. Man taumelte endlich mit der Bezeichnung des Glückes so lange herum, bis man auf das ungöttliche und unmenschliche Fatum gerathen, gegen welches, wie es Homer schildert, selbst Jupiter nichts einwenden konnte.

Wenn wir die so mannigfaltigen Begriffe, welche sich die Weisen und Großen der Vorzeit von der Glückseligkeit machten, durchschauen, so scheinet es, daß diejenigen am klügsten dachten, welche geradezu erklärten, daß über das Glück des Menschen erst sein Lebensende entscheiden müsse. Deßwegen sagte Solon zum Krösus: Niemand kann vor seinem Ende glücklich genannt werden.

Deßwegen legte Plato dem Könige Dionys mehrmalen den Denkspruch an das Herz: „Sieh auf das Ende“ Deßwegen behauptete Anarimander: „Von allen denjenigen, die man bisher die Glücklichen genannt hat, weiß ich keinen einzigen, der es war. Deßwegen sagte der sterbende

Severus, was nutzt es mir jetzt, daß ich alles war! Deßwegen sagte Varro: „Du weißt nicht, was dir der Abend bringt!“ und Ammian: „dein Glücksrad kann sich noch vor Sonnenuntergange drehen.“ Deßwegen staunte Seneka über das große Gesetz der Natur, das allen Menschen nur einen, und den nämlichen Eingang in diese Welt gegeben hat, und so vielerley Ausgänge. Nirgends zeiget sich dieses deutlicher, als in der Geschichte der Großen; ja aller derjenigen, welche Aufsehen in der Welt erreget haben; es sey durch Heldenthaten und Lorber, oder durch Weisheit und Macht. Wer nur einige der so mannigfaltigen tragischen Ausgänge aus der Welt, welche diese genommen haben, zusammenfasset, der muß sich mit Erstaunung überzeugen, wie wenig die Glückseligkeit großer oder berühmter Männer zu beneiden, wie widersprechend der Anfang und das Ende, wie täuschend die Erwartungen der Welt sind. Gott! wie vielerley tragische Todesarten zeigt uns hier die Geschichte!

Abimelech wurde durch einen von der Mauer herabgeworfenen Mühlstein erschlagen. Achilles endete sein Leben durch einen Schlan-

genbiß. Herkules ſtarb wüthend an ſeinem vergifteten Kleide. Semiramis beſchloß ihre Laufbahn durch die Mörderhand ihres Sohnes. Sifara gab ſeinen Geiſt durch einen Nagel auf, den ihm Jabel durch die Schläfe ſchlug. Agathokles ſtarb durch einen vergifteten Zahnſtocher. Saul durch Verzweiflung und Selbſtmord. Cato wurde im Theater mit Kaſtanien zu Tode geworfen. Sardanapal verbrannte in der von ihm ſelbſt angezündeten Reſidenz. Cambyſes gieng durch ſein eigenes Schwert aus dem Leben. Xerxes ward von der eigenen Leibwache getödtet. Themiſtokles ſchaffte ſich ſelbſt durch Gift aus der Welt. Pauſanias mußte im Tempel verhungern. Alcibiades wurde auf der Flucht mit Pfeilen durchbohrt. Conon verſchmachtete im Gefängniſſe. Sokrates mußte den Schierlingsbecher trinken. Artaxerxes ſtarb aus Gram über die Nachſtellungen ſeines Sohnes. Dionyſius Siculus in der Betrunkenheit. Philipp von Macedonien wurde gerade in dem Augenblick ſeiner Vergötterung erſtochen. Alexander genannt d. G. endete durch Gift. Pyrrhus wurde durch einen Ziegelſtein, den ein Weib von ihrem Hausdache herabgeworfen, zu Boden geſtreckt. Scipio ſtarb im Exil, und Hannibal, der ewigen Nachſtellungen müde, an ſelbſt genomme-

nem Gift. Antiochus wurde von Würmern zerfressen. Romulus ward von den Senatoren umgebracht. Tullus Hoſtilius erſtickte in der Feuersbrunſt ſeines Palaſtes. Antonius machte ſeinem Leben ſelbſt ein Ende. Kleopatra ſank durch eine Viper dahin, die ſie ſich an die Bruſt ſetzte. Pompeius fiel durch Meuchelmord. Cäſar erhielt die letzte Wunde aus der Hand ſeines Adoptivſohnes. Cato ſtürzte ſich in ſein Schwert. Cicero wurde in ſeiner Sänfte umgebracht, und ſeine Zunge von Fulvia mit Nadeln geſtupft. Dem Seneka ward zu Tod zur Ader gelaſſen. Tiber anfangs krank, und als er ſich zu erholen ſchien, ward er durch aufgehäufte Betten erſtickt. Alexander Severus wurde in Mitte ſeines Lagers in der ruhigſten Mittagsſtunde von den Verſchwornen ermordet. Maximinus ſtarb in einer ſcheußlichen Krankheit. Maxentius ertrank nach eingeſtürzter Brücke. Jovinianus gieng durch Kohlendampf zu Grunde. Valens in einer von den Gothen angezündeten Bauernhütte. Valerianus mußte dem Könige der Perſer Sapor zum Fußſchämel dienen, und ward endlich geſchunden. Theodoſius II. erblaßte nach einem Sturz vom Pferde. Zeno II. wurde lebendig begraben. Baſiliſkus verhungerte und erfror im Elende.

Anaſtaſius ward vom Blitz erſchlagen. Theodoſius kam während der Tafel bey dem Anblicke eines Fiſchkopfes, der ihn an den ermordeten Symmachus erinnerte, vom Sinnen, und verſchied. Mauritius wurde ſammt ſeinen fünf Söhnen auf Befehl des Phokas hingerichtet; und Phokas ſtarb auf Befehl des Rächers Heraklius in einem Feuerofen, nach einigen geſtümmelt. Hunrich K. der Vandalen verzweifelte. Arius ſtarb an verfaulten Eingeweiden. Attila geiſterte in der erſten Brautnacht aus. Juſtinianus II. ſchloß ſein Leben nach abgeſchnittener Naſe, und Philippus Bardanes nach ausgeſtochenen Augen. Bajazeth ſtieß ſich den Kopf an den eiſernen Stangen des Käfiges entzwey, in welchem ihn Tamerlan als Gefangenen herum führte. Karl der Kahle war ein Opfer ſeines Leibarztes. Karl der Dicke ſtarb abgeſetzt, arm und verlaſſen. Otto III. war durch vergiftete Handſchuhe aus der Welt geſchafft. Philipp wurde beym Schachſpiele erſtochen. Friedrich III. von Habsburg ſtarb an zu viel genoſſenen Melonen. Karl I. von England ſtarb auf dem Schaffot. Heinrich IV. wurde in ſeiner Kutſche erſtochen. Karl XII. von Schweden fiel durch eine Kugel als Opfer ſeines Starrſinns ꝛc. — Doch genug! laßt uns hier abbre-

chen. Wie viele hunderte zeigen sich in der syrischen, persischen, griechischen, römischen, und den Geschichten der spätern Zeiten, die, wie viele der obigen, den nämlichen oder einen ähnlichen Ausgang aus der Welt genommen haben! Die unbedeutendsten Dinge oder Ereignisse haben oft dem Menschenleben ein Ende gemacht. Verschluckte Mücken, Fliegen, Fischgräten und Birnen haben große Männer erstickt. Perlen, Haare, Nägel und Glasscherben haben nicht selten den Tod herbeygeführt. Solche Gallerien stellt uns das Glück und der Dauf der Welt vor Augen!

Wollen wir dagegen die Glückseligkeit der Welt in dem Herzen eines guten Monarchen, der so ganz Vater seines Volkes ist, und in seinem stillen Hingange aufsuchen, so zeigt sich ebensobald, wie wenig das Glück des besten Regenten zu beneiden ist. Wie schwer liegt die Last der Regierung auf der Brust theilnehmender Herrscher, welche fühlen, was ihr Volk fühlt! Stürmische Zeiten, und kurze Friedenspausen! wie ununterbrochen wirket ihr auf das Herz eines guten Fürsten, das für viele Tausende schlägt, und sorgen soll! dem besten Herzen wird unter dem Geklirre der Waffen sein Spielraum eingeenget, und

wenn dann endlich auch der goldene Friede eintritt; so muß er sich oft, um die Wunden des Krieges zu heilen, nur solcher Mittel bedienen, die neue Schmerzen verursachen; und so ist er unablässig zwischen dem besten Willen, und dem Drange marternder Umstände getheilt. Der schönste Friede bringt neue Sorgen und Arbeiten mit, und wenn gleich die Krone auf einige Zeit von außen nicht beunruhiget ist; so ist dennoch oft dadurch die innere Herzensruhe nicht hergestellt. Ein Volk glücklich machen, ist der schwerste Beruf der Welt. Wie vielen Täuschungen aber sind die Großen bey der Unmöglichkeit alles selbst zu sehen ausgesetzt, und wie voreilig und ungerecht sind daher nicht selten die Urtheile der Menschen? Wenn die Sonne zuweilen verfinstert wird, so ist es nicht ihre Schuld; der Schatten kömmt von dem Monde. Wer daher einen edeldenkenden Monarchen beneidet, der ist nicht einmal einer Gemeinde vorgestanden, vielweniger, daß er wüßte, ein Königreich zu leiten. Die vermeintlichen Freuden, die ein an dem Wohl und Wehe seiner Unterthanen theilnehmender Fürst genießt, sind ihm wohl zu gönnen; sie werden alltäglich, und gleichen oft seinem Orchester, dessen unvergleichliche Harmonie nur

dazu dienet, die innere Stimmung der trauernden Seele nur desto mehr zu spannen. Und wann endlich die Stunde schlägt — die Stunde aller Monarchen, wo sie Krone und Scepter abgeben müssen — auf wie viele Punkte müssen sie ihrem Gewissen antworten? wie unglücklich wären sie, wenn die blosse Ehre oder der zweydeutige Dank der Welt ihre einzige Belohnung seyn sollte! „Wer zu wissen verlangt, was alle Freuden unter der Sonne für einen König sind, der vernehme das Geständniß eines Salomos, der sie alle genossen — aber leyder so genossen hat, daß bey seinem Hinscheiden das gedrückte Volk nicht getrauert hat:“ Der Prediger. I. Kapitel.

Daß Schlachten und Siege — dieß blutige Würfelspiel — keine Bestandtheile der Glückseligkeit sind, hat die Weltgeschichte längst erprobet.

Wie wenig Reichthum, Schätze und Gold — das gelbe Roth der Erde — die Glückseligkeit des Menschen ausmachen, darüber liefert das Meer und das Land unzählige Beyspiele. Wie viele Schätze liegen in dem Ocean! wie viele Menschen hat der Reich-

thum unglücklich gemacht! Wo sind jene glänzenden Handelsstädte hingekommen, welche der Welt Gesetze vorgeschrieben und nicht selten ihre Feinde mehr durch die Masse des Goldes als durch Waffen besieget haben? Sydon, Gaza, Tyrus, Troja, Carthago, Rom, alle großen Handelsstädte der Vorzeit sind arm gestorben. Ihre Nachfolgerinnen hatten kein besseres Schicksal. Marseille, das sich am längsten erhalten hatte, verkleinerte eine schreckliche Pest am Anfange des vorigen Jahrhunderts. Doch das Schicksal Lisabons hat alle an Schnelligkeit des Sturzes übertroffen. Unvermuthet scholl der Ruf durch alle Welttheile: Die Königinn der Handelsstädte ist dahin!

„Sie war die Gränzstadt der alten Welt, die Bewunderung der Neuen, und durch ihre Reichthümer und Lage die Hauptstadt von Beyden. Sie war auf Bergen gegründet, welche an einem Tage mit der Zeit geboren wurden, und deren Wurzeln sich in den Abgründen des Oceans verlieren, welcher zwo Welten zu gleicher Zeit verbindet und trennt; auf Bergen, welche unerschüttert blieben, da ein Welttheil untergieng, da Atlantis versank, und der arbeitende Ocean das mittelländische Meer gebahr. Die Spitzen

ihrer Thürme verloren sich in den Wolken, und die stolzen Höhen ihrer geraumen Paläste waren von weiten das glänzende Ziel, auf welches täglich tausend Segel zueilten, welche ihr aus allen Welttheilen reiche Lasten zuführten. Sie war der Mittelpunkt des Handels, und der allgemeine Sammelplatz der Nationen. Auf ihren Märkten bothen beyde Indien ihre Schätze feil. Sie war das Schatzhaus des Erdbodens, dessen Reichthümer in einer immerwährenden Ebbe und Fluth in ihr ab- und zufloßen. Ihre Kaufleute waren Fürsten, welche die Schätze der Erde unter alle Nationen der Erde austheilten. Durch sie wurden alle Handelsstädte des Weltkreises reich, beneideten sie, und beteten für ihre Erhaltung. Die schreckliche Stunde des Verhängnisses schlägt. Der Allmächtige winkt, und die Dünste der unterirdischen Höhlen fassen plötzlich Flammen. Schnell dehnen sie sich aus, und drängen die äußere Erdrinde empor. Der Boden des Weltmeeres bäumet sich auf. Dreymal wird der Ocean aus seinem Lager gehoben; dreymal beben die Küsten beyder Welten. Erschütterte Königreiche sehen ihre Monarchen erblassen ihren wankenden Thronen entfliehen, die jetzt gerne vergessen, Götter zu seyn. Und nun bricht Lisabons Schicksal herein. Die Gründe ihrer Berge werden bis zu ihren tief-

sten Wurzeln erschüttert. Ihre Thürme und Paläste taumeln prasselnd zu Boden, und begraben eine Welt in ihren Ruinen. Eine schreckliche Viertelstunde vernichtet die Arbeit vieler Jahrhunderte. Das Verderben verschlingt ihre Schätze, verwandelt ihre Paläste in Staub, und giebt sie den Winden preis. Die prächtigste Stadt des Erdbodens ist ein Steinhaufen, und ihre Fürsten sind nicht mehr, was sie waren." Der Christ in der Einsamkeit. S. 40.

Mit Lisabon fielen die größten Häuser, und unterzeichneten ebenfalls den wichtigen Satz von der Hinfälligkeit irdischer Güter, und der Wandelbarkeit des Reichthumes, — eine Wahrheit, welche sich bis auf die gegenwärtige Stunde auch ohne Erdbeben und Feuer sichtbar behauptet hat. — Die Schicksale der Banquen und Handelshäuser durch Kriege und geänderte Handelsverhältnisse haben manchen reichen Mann in kurzer Zeit zum Bettler gemacht. Ueberhaupt war man von der beschränkten Dauer des Reichthums aus der Erfahrung so sehr überzeugt, daß man schon da und dort den Bestand eines Hauses höchstens bis zur dritten oder vierten Generation berechnet hat; wobey zuweilen auch Luxus oder Ungerechtigkeit im Spiele waren. So unbestimmt ist die Dauer des

Erdenglückes! Was sind endlich alle Schätze, alle Freuden der Welt für den, der sie nicht genießen kann, was sind sie für einen Kranken? — „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt; aber an seiner Seele Verlust leidet! was kann er für seine Seele eintauschen?“ Math. XVI. 26. Alle diejenigen, welche daher so vieles von Glück und Reichthum sprechen, kennen weder die Geschichte, noch konnte sie die Erfahrung belehren.

Was soll man dann von denjenigen denken, die, indem sie Glückessysteme träumen, sich so weit verlieren, daß sie den größten Theil des menschlichen Geschlechtes vergessen, der sich im steten Wogen zwischen Arbeit und Leiden befindet — oder um ja nicht die Glückseligkeit dort zu suchen, wo sie wahrhaft anzutreffen ist — zuletzt das Glück der goldenen Zufriedenheit in der armen Strohhütte rühmen; wenn gleich in selber einzig die Erwartung einer bessern Welt der Verzweiflung Schranken setzt?

Es giebt nur einen Gedanken, der die großen und kleinen Sterblichen über den Wechsel der Dinge, über die Sprünge des Glücks, über die Tü-

cken der Welt, und über die Leiden der Zeit beruhigen kann, und dieser iſt der Gedanke der Unſterblichkeit.

6.

Die Unſterblichkeit.

Göttlicher Schöpfer! was wäre deine Welt, wenn ein Raſen, oder Leichenſtein alles bedecken ſollte!

Unmöglich können Leib und Seele miteinander ſterben! — Unmöglich kann man dieſen Saz der Sterblichkeit annehmen, ohne auf den Plan des Ewigen den widrigſten Schatten zu werfen, ohne die ganze Weltgeſchichte zu verdunkeln, ohne die Menſchheit aus allen höhern Verhältniſſen zu Gott hinauszuſchleudern, ohne der Tugend ihre Schnellkraft zu entreißen, und den Millionen Leidenden unter der Sonne ihre einzig wahre Beruhigung. „Wenn es bewieſen wäre, ſagt Bergier, daß die Seele des Menſchen mit dem Leibe umkommen muß; ſo wäre dieß die traurigſte unter allen Wahrheiten; und die demüthigendſte für die Menſchheit; es würde dann

zu

zu wünſchen ſeyn, daß ſie allen Menſchen unbekannt geblieben wäre.“ Abh. v. der wahren Rel. III. Th. S. 192. Doch der Glaube an die Unſterblichkeit, die Hoffnung eines zukünftigen Lebens hat ſich ſchon bey den älteſten Völkern ohne Ausnahme eingefunden. Sie war denſelben ſo wichtig und heilig, daß es damit bis zum Mißbrauche gekommen, und daß dieſe hehre Wahrheit eine Quelle des Götzendienſtes geworden. Allein der Mißbrauch einer Lehre ſetzt allemal einen Glauben an dieſelbe voraus. Die Vergötterung großer Männer und der Gebrauch, denſelben nach dem Tode göttliche Ehrenbezeugungen zu erweiſen, und ſie als Wächter über das Glück der Nation anzurufen, wären nie eingeführt worden, wenn man geglaubt hätte, daß der Menſch nach ſeinem Hinſcheiden an Leib und Seele todt wäre. Die Thorheit, die Todten über das Zukünftige zu fragen, iſt allgemeiner Aberglaube geworden. Moſes verboth ihn in ſeinen Geſetzen, und Homer und Virgil reden von ſelbem als von einer alten Sitte. Die Aegypter, die man als die erſten Urheber des Götzendienſtes betrachtet, glaubten nicht nur allein die Unſterblichkeit der Seele, ſondern auch die Auferſtehung der Leiber. Vergebens hat man den Aegyptern die Ehre der Erfindung dieſer

Lehre beymeſſen wollen. Die Inder, die Chineſen, die Scythen, die Gallier, die Britanier, die Isländer, die Amerikaner holten ſie nicht aus Aegypten. Die Hebräer hatten in den erſten Zeiten ihre Todten mit einer ähnlichen Zuverſicht begraben; das Grab der Sara, der Ehegattinn Abrahams, welches das Begräbniß dieſes Patriarchen und ſeiner Nachkommen wurde, iſt älter, als die Pyramiden. Indem von Abrahams Tode die Rede iſt; ſo heißt es: er wäre mit ſeinem Volke und ſeinen Vatern vereiniget worden; dieß konnte nicht von dem bloßen Begräbnißorte verſtanden werden; denn ſeine Väter waren in Chaldäa verſtorben, Abraham aber ſeiner Sara beygeſetzt. Eben ſo ſagte der ſterbende Jakob: „Ich werde nun bald meinem Volke beygeſellet werden; begrabet mich zu meinen Vätern.“ Er wollte ebenfalls dadurch nichts anders anzeigen, als: ich werde dorthin kommen, wo mein Volk und meine Väter ſind. So ſteigt der Glaube an ein weiters Leben bis zur Geburt der Welt hinauf. — Selbſt Bolingbroke — kein Freund der unſterblichen Seele — geſtehet, daß dieſe Lehre älter ſey, als unſere hiſtoriſchen Kenntniſſe. *Oevr. poſt. Tom. V. p.* 237. Und auch Bayle erkläret: „Man habe bey Wilden, die ſonſt keine Merk-

male eines öffentlichen Gottesdienſtes hatten, Symbole und Beweiſe von derſelben gefunden.“ *Contin. de pensées div.* §. 14.

Doch wir wollen uns nicht mit den Jahrbüchern alter Völker, nicht mit Pyramiden und Mauſoläen, nicht mit Leichenceremonien und Mythen abgeben! Ein einziger umfaſſender Blick in die Weltgeſchichte, wie ſie ſeit Jahrtauſenden bis auf den gegenwärtigen Tag vor unſern Augen ſteht, kann uns den großen Gedanken der Unſterblichkeit am beſten aufhellen. Wer die ununterbrochenen Umwälzungen der Welt, die Kataſtrophen der Reiche, die Schickſale der Großen, die Mühſeligkeiten der Kleinen, das ewige Hineilen aller Menſchen zum Grabe nur im allgemeinen überſieht; dabey aber den Glauben an die Zukunft und die Unſterblichkeit aufgegeben hat, der kann in der vermeintlichen Weltordnung nichts anders erblicken, als ein gewaltſames, elendes, ungöttliches und planloſes Syſtem der Zertrümmerung und Vernichtung. Wer ſich aber aus eben dem Grunde von der Unſterblichkeit überzeuget fühlt; vor deſſen Augen erſcheint in eben dem Augenblicke die Welt in einer ganz andern Geſtalt. Die Stürme nehmen eine andere Wendung: die Wolken zer-

freuen sich: der Geist wird helle: das Herz ist gestärkt, und der Schöpfer gerechtfertiget.

Wie schön und gehaltvoll drückt sich hierüber der Verfasser der drey Briefe über die Fortdauer des Menschen nach dem Tode in Einem derselben aus! „Lassen sie uns, sagt er, in Gedanken zu einem offenen Grabe hintreten, wenn eben eine Leiche hinabgesenkt wird, und hier noch einmal überdenken, was es nun dann mit diesem Exmenschen und mit seinem ganzen Leben gewesen war. Das war also noch vor wenigen Stunden ein grosses, edles, frey- und selbstthätiges Wesen, begabt mit den wunderbarsten Kräften und Fähigkeiten, ausgestattet mit Anlagen, welche in das Unendliche hinüber zu reichen schienen? und nun hat dann also alles davon sein Ende erreicht! So war also dieß ganze Leben ein bloßer Traum, ein leeres Possenspiel, eine eitle Gaukeley! war dann nun diese elende Farce auch all des Kunst- und Prachtaufwandes werth, mit dem sie begann und durchgeführt wurde? Was hat dann nun dieses edle Vernunftwesen für ein (seiner würdiges) Ziel erreicht, und mit aller seiner Thätigkeit errungen? Was hat sein mächtiger Schöpfer dabey seiner Würdiges ge-

than? Wenn es des Menschen ganze Bestimmung ist, so armselig zu enden, unterzusinken in diese Tiefe, warum muß er so groß anfangen, warum auf eine solche Höhe mit so vieler Mühe hinaufklimmen? Wenn sonst im ganzen unermeßlichen All der Schöpfung überall nichts, auch das Geringste und Schlechteste, der verwesende Strohhalm, das mersche Baumblatt nicht verloren gehen darf, und alles wieder so weislich zu Nutzen gebracht wird, so wird nun hier ganz gegen alle Ordnung und Regelmäßigkeit mit dem Alleredelsten in der bekannten Weltschöpfung die heillosesste Vergeudung getrieben; die erhabensten Gedanken, die kühnsten Ideen, die edelsten Gefühle, die wohlthätigsten Gesinnungen werden hier Moder und Grasdünger, und es wächst nicht einmal schöneres besseres Gras von diesem edlen Dünger! Ist es dann nun aber wirklich nicht anders, was ist alsdann die ganze Schöpfung, als ein gehaltloses Räthsel, worinn offenbar alles auf den Menschen berechnet ist, und doch er selbst wieder das Wesen seyn soll, für dessen Vollendung das Wenigste gethan ist? Was ist die ganze Natur, als eine sinn- und planlose Gährung, wo die edelsten Theile der aufbrausenden Masse mit aller Pracht emporperlen, um nach Augenblicken als Schaum

an der Oberfläche zu verschwinden? Und dieß Gaukelspiel, diese Posse wird nun schon seit Jahrtausenden so fortgespielt, von Jahrhundert zu Jahrhundert unzählige Male erneuert, und kann allem Anscheine nach noch Jahrtausende so fortwähren? Nein! entweder hat kein mächtiges, weises, gütiges Wesen den Plan zum Menschenleben entworfen, oder es kann damit hier noch nicht am Ende seyn.

„Hingegen was für eine ganz andere Gestalt bekommt alles! Wie groß und erhaben stellt es sich dem Auge des nüchternen Forschers dar, wenn man annimmt, daß in diesem organischen Körper hier nur die erste Epoche der Kraftentwickelung statt findet; daß alle jene Kräfte hier nur vorgeübt, und bis auf einen gewissen Grad, bis zu einer angewiesenen Stufe veredelt und ausgebildet werden; daß sie hier erst in eine gewisse Harmonie und Uebereinstimmung gebracht werden sollen, und daß alsdann, wenn nun das Denk- und Begehrungs-Vermögen hinreichend entwickelt und ausgebildet ist; wenn das Gedächtniß sich einen mit dem zukünftigen Zustande verhältnißmäßigen Vorrath von Begriffen gesammelt; der Verstand selbe gehörig gesondert und verbunden; die Phan-

taſie hinreichend belebt; und nun der Wille durch ſie ſich ein geordnetes Begehren und Verabſcheuen angeeignet hat, wieder eine neue Periode der Wirkſamkeit beginnt; wo unter veränderten glücklichen Verhältniſſen, Beziehungen, Entwickelungen u. ſ. w. alle dieſe Kräfte zu einem erhöhten Grade von Thätigkeit gelangen; und daß die ſtufenweiſe Ausbildung und Vervollkommnung bis ins Unendliche ſo fortgehe; daß ſolchergeſtalt dieß Ebenbild der Gottheit ſeinem unerreichbaren Vorbilde Ewigkeiten hindurch immer ähnlicher werde! Nun hat der forſchende Weiſe nicht umſonſt die Bahnen wandelnder Welten erſpäht, ihre Diſtanzen gemeſſen, ihre Verbindungen berechnet; es waren Seherblicke in die Heimath, die ſeiner wartet, und die er, nun nicht mehr ganz Fremdling, betreten ſoll; nun hat der großmüthige Menſchenfreund nicht vergeblich die oft verkannten und vereitelten Aufopferungen für fremde Wohlfahrt gemacht; es waren Saamenkörner, die in beſſern Welten zur Reife kommen ſollen; nun hat die Tugend nicht unnütze Kämpfe gegen die Sinnlichkeit und Unthätigkeit gekämpfet; die Früchte davon ſind Palmen und Lorbeern einer unverweltlichen Natur; nun haben die fleißigen Bürger und der redliche Landmann das Stück

Brod nicht vergeblich so mühsam gewonnen, das sie bey Betrug und Wucher viel gemächlicher hätten essen können, sie haben sich Himmelslohn damit verdient; nun haben die frommen Dulder und Dulderinnen schwerer, schmerzlicher Verhängnisse, deren Namen keine Martyrologien nennen, keine Nekrologen der Welt verkünden, nicht vergebens so schön geduldet, und dem auch noch so unrühmlichen Tode, fern von jeder andern Tröstung, als der ihres hohen Glaubens so ruhig entgegengelächelt, ihr letztes Hoffen, es werde auch um sie einst besser werden, ist nicht zu Schanden geworden, ihr stilles Ahnen von Jenseits hat sie nicht getäuscht; nun haben gute Mütter, die nicht so glücklich geboren, daß sie der ausgestandenen Schmerzen augenblicklich vergessen konnten, weil ein Mensch zur Welt ist geboren worden, die unsäglichen Geburtsschmerzen nicht fruchtlos überwunden; die unreife Menschenpflanze ist nun früher in jene unbekannten Regionen verpflanzt worden, wo sie glücklicher gedeihen kann; nun bekömt mit einem Male alles Zusammenhang, Verbindung und Einheit; nun ist das Menschenleben kein Traum mehr; der Mensch selbst nicht mehr ein gedungener Frohnknecht der Sinnlichkeit, dessen ganze Thätigkeit ihren letzten Grund in der steten Reibung seiner Magenhäute

hat, und ſeine erhabenſten Gedanken und edelſten Geſinnungen nicht mehr gleich den Sternſchnuppen, die einen Augenblick flimmern, und dann aus der Reihe der Wirklichkeiten auf immer dahin ſind. Das groſſe Schauſpiel: das Göttliche im Menſchen genannt, erhält alsdann eine Entwickelung, welche dem ſo künſtlich angelegten Plan entſprechend iſt; nun heben ſich alle Widerſprüche; nun klären ſich tauſend Zweifel auf; nun löſen ſich wie von ſelbſt die meiſten und gröſten Schwierigkeiten in Anſehung des Verhältniſſes, in welchem der Menſch zu der übrigen Schöpfung ſteht; nun macht das Geſchöpf ſeinem Schöpfer Ehre, eben ſowohl in Hinſicht auf ſeine Weisheit und Güte, als in Anſehung ſeiner Macht und Herrlichkeit; nun hat der Menſch hienieden nicht umſonſt gelebt, ſeine Anlagen ausgebildet, ſeine Kräfte geübet; und mit dem ſüßen Vorgefühle, daß neues Leben, neue Thätigkeit ſeiner warten, tritt er nun auf die würdigſte Weiſe aus dem Bildungsinſtitute dieſes Lebens hinaus, um dort wieder anzufangen, wo er hier geendet hatte.“

Neue Theolog. praktiſche Monatſchrift von Ling. V. Jahrg. 1807. I. B. S. 356.

Eduard Young, der den groſſen Gedanken der Unſterblichkeit mit gleicher Stärke ausge-

führet hat, nennt das Gegentheil das Glaubensbekenntniß der Thorheit. Er bedauert diejenigen, die ungeachtet der hinreissenden Ueberzeugung ihre Glückseligkeit noch an diese Erde knüpfen. Er schwingt sich in seinem Geistesfluge in jenes glückliche Leben hinüber, wo alles Wesen, fest und unveränderlich ist, und sieht von dort aus auf den Erdball herab, wo er nur Schatten und Wüste, nur ein Leichenthal und die Gruft der Schöpfung findet. „Und dennoch, sagt er, scharrt der Mensch, der thörichte Mensch! hier alle seine Gedanken ein, und begräbt himmlische Hoffnungen ohne einen einzigen Seufzer. Ein Gefangener der Erde, und unter dem Monde eingefesselt, bindet er alle seine Wünsche an das, was hier ist, sie, die doch vom Himmel beflügelt wurden, um sich dem Unendlichen nachzuschwingen, und es dort zu erreichen, wo Seraphim von dem schönen Baume des Lebens, dicht am Throne Gottes, Unsterblichkeit sammeln.“ Klagen I. Nacht.

O! möchten doch diejenigen, die ihre unsterbliche Seele so leichtsinnig vorübergehenden Täuschungen preis geben, die Würde und die Bestimmung ihres Geistes besser beherzigen! Möchten doch die grossen Geister, die über die Sterb-

lichkeit ihrer Seele so kühn absprechen, nur eine einzige Viertelstunde wählen, und in ernster ruhiger Besinnung dem schrecklichen Gedanken nachhangen: Vernichtung! — Sie würden es fühlen, wie sehr sich ihr Geist dagegen sträubt!

Wenn nun die menschlichen Bewohner der Erde bloße Pilger sind, und nur jenseits ihr großes Vaterland glänzt; wenn aber der Weg dahin über Klippen und Dornen geht; wenn es so viele Irrwege giebt, die den Menschen von seinem Ziele ablenken; wenn er Mittel braucht, um seine Reise glücklich zu vollenden; wenn er, wie der reisende Kämmerling der Königinn Candace, da er eine Stelle des Propheten las, bekennen muß: wie kann ich das verstehen, wenn es mir Niemand erklärt? Wenn der Blinde eines Führers, und der Schwache einer Stütze bedarf — Wo ist der Wegweiser? Wo sind die Mittel? Springen sie wohl aus dem Geiste des Menschen selbst hervor? Welche Nationen, welche Weisen haben sie gefunden? — Oder finden wir sie vielleicht da, wo alle Weisen versammelt sind — in einer Bibliothek?

7.

Die Weisheit der Welt.

Betrachtung in einer Bibliothek.

Wie oft war ich schon in eurer Mitte ihr großen Geister der alten und neuen Welt! Wie oft habe ich die Todten und Lebendigen um Rath gefragt! Wie oft habe ich mich durch eure Produkte belehren, oder täuschen lassen! Und nie ist es mir beygefallen, über eure ganze Versammlung, wie sie sich meinen Augen darstellt, eine allgemeine Betrachtung anzustellen! —

Da steh ich nun in einer schweigenden Masse von dem Geiste aller Welttheile und Jahrhunderte umgeben — umgeben von Männern, die gelebt und gearbeitet haben; von Männern, die den Trieb ihres unruhigen Geistes gefühlt und in rastloser Thätigkeit auf dem Kampfplatze zerstörender Ideen gerungen haben. Wie viele haben sich den Namen Groß erworben, und das folgende Jahrhundert hat sie klein gemacht! Wie viele wurden als Orakel ange-

bethet, und der Sturm der Zeiten hat ihre Blätter verweht! Wie viele haben einen Ton angestimmt, der den Erdball schnell durchgelaufen, und eben so bald verhallet ist! Wie viele haben ein Feuer angezündet, das weit und breit um sich gegriffen hat! Wie viele haben den ersten Schritt vorwärts gethan, und eine schöne Bahn gebrochen; und eine neue Generation hat ihren Ruhm angefochten, oder zweydeutig gemacht! Wie viele glänzen wirklich mit vergoldeten Rücken, und wie bald dürfte sie, wie ihre Vorgänger, der Staub bedecken! Wie viele suchten sich durch ihren mächtigen Aufschwung selbst von Kabalen beflügelt, unsterblich zu machen, und wie bald gieng dennoch ihre Verewigung zu Ende! — Wie viele glaubten die Wahrheit entdeckt zu haben, und wie viele haben daran verzweifelt! — Wie? so ist denn auch in der Geisterwelt ein ewiger Wechsel, eine beständige Ebbe und Flut der Meinungen, des Geschmacks und der Systeme? — Wer sollte nicht glauben: Hier in dieser ausgebreiteten Versammlung großer Denker; in dieser glänzenden Niederlage der Geistesprodukte von Jahrtausenden, von allen Völkern und Religionen;

hier in dieser grosen Halle der Weisheit dürfte man nur erscheinen, um zu erfragen, was schön und gut, was groß und recht, was heilig ist! allein wo ich hinsehe, so erblicke ich Welten ohne Ende, stolzes Selbstbehagen und eine stürmische Reibung, Systeme gegen Systeme, Hypothesen gegen die Wahrheit, die Philosophie gegen die Geschichte, die Politik gegen das urkundliche Recht, das tauschende Schöne mit dem Geistigen im Kampfe. Welch eine reichhaltige Sammlung von Widersprüchen ist eine Bibliothek — das wahre Bild der menschlichen Gesellschaft!

Hier stehen zween Männer nebeneinander, und ihre Grundsaze stehen wie Himmel und Erde von einander ab. Der Eine holte das Licht und die Wahrheit von dem Throne des Allerhöchsten; der andere hielt es für überflüßig, baute auf seine erhizte Phantasie und foderte von seinen Genossen, so und nicht anders — wie er zu denken. Der Geist des folgenden Jahrhunderts wollte entscheiden, und kam in neue Labyrinthe. Hier preiset der Verfasser die Zeiten, wo es Sitten ohne Gesetze gab; an seiner Seite staunt ein Dritter, wo es Gesetze ohne Sitten giebt. Hier ist die Tugend alles; bey dem Andern ein

Werk der Einbildung. Hier sehe ich den Staat auf die Religion gebaut, und dort die Religion auf den Staat. Hier sehe ich die Gesetze der Gerechtigkeit wie in steinerne Tafeln eingegraben und vertheidigt: und dort sogar die Gebote Gottes unter der Diktatur der Konvenienz. Hier erblicke ich nur Zwiespalt und Trennung, und erst rückwärts in der zweyten Reihe den schönen Wunsch der Vereinigung. Hier steht der Mann mit dem ewigen Kriege; nicht ferne sein Antipode mit dem ewigen Frieden. — Was ist aus diesen weitschichtigen Schranken, wo die Staats- und Kirchenpublicisten dicht an einander gereihet sind, in diesem Augenblicke geworden? was ist das endliche Resultat ihrer ungeheuern Commentarien? Männer, die sie nie gelesen haben, Männer mit der eisernen Feder haben ihr Schicksal entschieden! Pragmatische Sanktionen, allgemeine Fundamentalgesetze, goldene Bullen, Verträge und Concordate, Sprüche der Reichsgerichte, Entscheidungen der Rota, heilige Friedensschlüsse als ewige Basen der Völkerruhe sind entkräftet, und stehen, wie verlassen da. — Dort sehe ich das Völkerrecht in der strengsten Vertheidigung, und nebenbey eine Abhandlung, wie und wann man öffentliche Verträge brechen

kann? Hier öffnet ein großer Mann allen Nationen das freye Meer, und an seiner linken Seite steht sein Gegner, der es allen verschließt. Hier sehe ich beynahe in allen Sprachen die ausgesuchtesten Grundsätze einer glücklichen Regierung, und auf einer höhern Stelle den Mann mit dem furchtbaren Machiavellismus, und einen Zweyten mit einer tumultuarischen Volksregierung. Wie majestätisch prangt das Theater der Prätensionen an der Seite gegenseitiger Garantien! wie genau und ausführlich sind den glänzenden Amnestien die Urkunden beygelegt, damit ja dasjenige der Nachwelt aufbewahrt bleibe, was man nach öffentlichen Instrumenten vergessen sollte! — Hier steht die schwere Kunst Staaten einzurichten oder zu verbinden; und dort die bewährte Lehre, wie man sie zerstören kann. Endlich erblicke ich das große Meteorische Lebensprincip der Staatskörper, Finanzwissenschaft genannt, mit allen seinen handgreiflichen Grundsätzen und Formen; und dann den vergoldeten Aushängschild mit der herzbrechenden Devise: »Sterben und Abgaben geben muß man überall.“

Wie

Wie bange wird mir um das Herz, wenn ich mich zur Geſchichte hinwende! wie vieles ſagt ihr Schild! wie heilig iſt ihre Pflicht der Wahrheit, wie groß ihr Beruf, die Lehrerinn der Menſchen, und die Seele der Erfahrung zu ſeyn! doch wie ſauer iſt mir oft meine Arbeit geworden, wenn ich aus ihren Geiſtesprodukten klug werden wollte! wie vielerley Darſtellungen und Anſichten! jetzt ſollte mich das Kolorit, jetzt der Schatten, jetzt der Geiſt der Zeit, jetzt das Anſehen täuſchen! wie oft mußte ich zehen und zwanzig, und noch mehr berühmte Männer fragen; und da geſchah's, daß der Eine verneinte, was der Andere bejahte, dieſer die Sache ſo, und ein anderer ganz anders ſah; da doch Geſchichte und Thatſache nur ein einziges Mal wahr ſeyn können. Ihr ungeheuern allgemeinen Welt- und Menſchengeſchichten! ihr voluminöſen Encyklopädien! die ihr euch ſo ſehr vergrößert und vermehret; wer wird euch in der Folgezeit mehr zu Rathe ziehen können! Ihr werdet da ſtehen, wie die ägyptiſchen Pyramiden, der Bewunderung, nicht dem Gebrauche aufbewahrt. Und ihr einzelne Völker und Staatengeſchichten — nicht ſelten nach den Launen der Geſchichtſchreiber, oder dem Intereſſe der Nationen bearbeitet — wie

wenig haltet ihr oft die Feile der Kritik aus! Was soll ich von den mannigfaltigen großen Reisebeschreibungen denken? — Hier sehe ich einen Unermüdeten, der, nachdem er die Erde umsegelt, die Meere durchkreuzet, und viele Städte und Sitten gesehen, seine Erfahrungen der begierigen Welt in kostspieligen Auflagen mitgetheilet hat. Es reiste ihm ein Zweyter nach, der bey seiner Rückkehr behauptete: der Mann hat nicht recht gesehen! wenn es gleich weder bey dem Einen noch bey dem Andern erwiesen ist, daß sie alles mit eigenen Augen gesehen haben. Dort sehe ich eine lange Reihe geographisch- und staatistischer Werke, die kaum geschrieben, wieder umgeändert werden mußten; je nachdem eine mächtige Hand die Gränzen der Landcharten bezeichnet, oder ein neuer Geist die innere Staats- und Religions-Einrichtung geformet hat.

Philosophie! — Mißbrauchte Schöne! — Was ist aus dem Jahrhunderte geworden, dem man deinen Namen gab! — Hier steh ich, nachdem ich von allen Weisen der Vorzeit vorübergegangen, bey deinen neuen Areopagiten, die freylich unter sich selbst im ewigen Kampfe sind. Kaum daß ich es wage hier frey zu spre-

chen; denn nicht ferne stehen ihre prätorianischen Kohorten — feurige, alles zermalmende Recensenten. Und dann auf der obersten Stelle der Geist der Zeit mit allen seinen Inconsequenzen. Doch ich mache dir deine transcendentalen Flüge nicht streitig; aber du hast uns einen verheerenden Scepticismus an die Stelle der Wahrheit und des Glaubens gesetzet, und machtest an uns die thörichte Forderung, an allem zu zweifeln, nur an deiner Weisheit nicht. — Und dennoch hat deine neue Weisheit so Vieles von der Alten entlehnt, aufgewärmet, aufgewühlet: und damit nichts geleistet.

Du sprichst in unsern Zeiten — in diesen Zeiten einer mehr als babylonischen Sprachenverwirrung, sogar wieder von Glauben und von Liebe. Aber du redest von Glauben an — dich selbst und von Liebe zu dem Gotte, der du einsetztest in ein Reich, dessen Verfassung du entwarfst; oder auch von Liebe zu dem Gotte, der im Steine starrt und im Tropfen feuchtet.

Hier bey den alten und neuen Votivtafeln Aesculaps, bey dieser den Menschen nothwendigen Wissenschaft, Medicin genannt, die so oft über Tod und Leben entscheidet, sollte

man ja dennoch hoffen dürfen, daß man wenigstens über die ersten Grundlinien Eines geworden. Allein auch hier zeigen sich die widersprechendsten Widersprüche. Dort stehen die Pneumatiker, nach welchen der Körper ein bloßes Automat, und seine Verrichtungen ein nothwendiges Marionettenspiel sind. Die Seele ist ihnen Eines, und Alles, das Alpha und Omega, von welcher alles Körperliche ausgeht. Dagegen erscheinen die Somatiker, denen der Körper, der materiele Organismus das Höchste, das Primitive, das Superiöre ist, von welchem sich allmählig, secundär, bey fortschreitender Entwickelung und Vervollkommnung das Geistige entfaltet, mithin der Materie subordinirt bleibt. In einem weiteren Felde sind zwo Partheyen im Kampfe begriffen. Die Eine macht den Körper zur absoluten Thätigkeit, Activität: die Andere zur absoluten Empfänglichkeit, Passivität, Receptibilität. Dort kömt der Organismus aus sich zu Stande, lebt, nährt, und erhält sich durch seine eigenthümlichen Kräfte, und beherrscht durch sie die Einwirkungen der Aussenwelt. Und da existirt ohne Reiz kein Leben. Die Erregbarkeit, Empfänglichkeit, muß durch äußere Einwirkungen zur Thätigkeit, zu Lebensäußerungen aufgeregt,

und auf diesem Wege Leben und Lebensdauer erzwungen werden. — Dann treten die Mechaniker, Chymiker, Physiker auf, welche alles nach hydraulischen, dynamischen, chemischen Verwandschaftsgesetzen, nach elektrischen und galvanischen Grundsätzen erklären, und den Körper bald zu einem mechanischen Druckwerke, bald zu einer Retorte, bald zur galvanischen Saule umschaffen. — Endlich sagt mir ein großer noch lebender Mann, der seine ausgebreiteten Kenntnisse mit vieljähriger Erfahrung verbindet, in das Ohr: „Der Grund aller Widersprüche liegt in Aufsuchung der Extreme, in Abweichung von der glücklichen Mittelstraße, und in Vernachlässigung des Satzes: daß alles nur durch Action und Reaction, Thätigkeit und Empfänglichkeit, Expansion und Kontraction zu Stande komme."

Was soll ich bey dieser reizenden Niederlage der schönen Wissenschaften und Künste denken, wenn ich bemerken muß, daß die ersten Kunstrichter nicht einmal über das Ideal des Schönen bis auf diese Stunde einig geworden! daß wir die ewigen Bewunderer, Nachahmer und Kopisten der Griechen und Römer bleiben, ohne sie zu übertreffen, obgleich unser Geschmack und unsere Aufklärung der ganzen

Verzeit den Vorzug streitig machen will. Ihr Dichter und Schauspieler, wie nützlich und wie schädlich habt ihr euere Kunst getrieben! Ihr habet, was ihr mit der einen Hand bautet, mit der andern niedergerissen. Wenn ich aus euern langen Reihen einen oder den andern Band herausziehe, so gerathe ich bald auf die erhabensten Bilder der Tugend und Sitten, und dann wieder auf entehrende Ruditäten, verführende Beyspiele, verhunzte Geschichte. – Und ihr – ihr kleinen niedlichen Halbgötter der eleganten Welt — in Marrokan — und in färbigen Umschlägen — Mit Vignetten, Tänzen, Charaden — welch ein grosser Handelszweig seyd ihr bey einem beständigen Wechsel auf Kosten der Solidität geworden!

Wenn ich mich endlich zu der gewaltigen Masse kleiner flüchtiger Schriften hinwende; so finde ich wohl manches Gute und Reelle; allein wie oft gerathe ich entweder auf leidenschaftliche Gegner, die nimmermehr Unrecht gehabt haben wollen, oder auf junge Fechter, die, nachdem sie eine kurze Zeit auf einer hohen Schule herum schwadronirten, oder sich durch eine freyere Lektüre begeistert fühlten, es sichs sogleich herausnahmen, mit ergrauten Rittern eine Lanze

zu brechen, und der erstaunten Welt ihr Daseyn durch ein Bändchen voll Ausfälle zu verkünden; wenn sie sich gleich zu ihrer Fehde nur des Spottes bedienten, der schwächsten und erbärmlichsten Waffe der Widerlegung.

Doch genug! Ich will diese Betrachtung nicht weiter verfolgen. Ich will nicht mit den Astronomen Himmelan steigen, um das uns bekannte System der Welt, das ist, eine einzige Sonne und eine Handvoll Planeten durchzuwandern. Schon ist ein Mann aufgestanden, der die Erde wieder stehen läßt. Ich will indeß alle fremde Sprachen schweigen lassen, bis wir in der Unserigen den Weg aus dem ABC heraus gefunden haben. Ich will auch jedem Produkte des Witzes seinen Werth belassen, wo der Kluge so oft den Narren belacht, und der Narr den Klugen, und Beyde Recht haben.

Ich übergehe den Schatz der Manuscripte; der Dank der Welt verkennt ihre Urheber oder Erhalter, und die Kritik sammelt oft nur Varianten, wenn es darauf ankömmt, das Recht, die Geschichte, oder die Religion zu schwächen. — Ich berühre die Incunabeln nicht, die man jetzt,

wie die Ruinen so begierig aufsucht; während man alles Alte verachtet.

Es dürfte eine Zeit kommen, wo die Gebäude der Bibliotheken einer Stadt gleichen werden; dann mögen gleichwohl die künftigen Jahrhunderte die Riesengenies gebähren, die den Stein der Weisheit aus diesen Gebirgen herauszuwühlen im Stande sind!

Nur eines, ihr großen versammelten Geister der dunklen und lichten Welt! nur eines wünschte ich von euch zu wissen, wenn es anders mehr möglich ist, euere Stimme zu vernehmen. Es ist nur ein Geschäft, das dem Menschen vor allen übrigen das Wichtigste ist; und dieses ist das Geschäft seiner Zukunft, und des ewigen Lebens. O! Sammelt euere Stimmen, und zeiget mir den Weg dahin? — Oder zeiget mir das einzige Buch, worinn er enthalten ist! — Es muß aber ein Buch seyn, das dem Weisen erhaben, und dem Gemeinen verständig, dem Reichen wie dem Armen, dem Könige wie dem Bettler, dem Glücklichen wie dem Unglücklichen, dem Gefallenen wie dem, der augenblicklich steht, wichtig und nothwendig ist. Ein Buch,

welches den Plan des Ewigen, und das große Ziel des Menschen enthält, und von der sichersten Hand geschrieben ist. Ein Buch, das nie veraltet. — Kurz! ein Buch, das auf die ganze Menschheit ohne Ausnahme paßt. — Vielleicht rufet ihr mit einem Rousseau aus euern Gräbern hervor: Dieses Buch ist das Evangelium!

8.

Zustand der Welt beym Eintritte des Evangeliums.

Wenn je ein Zeitpunkt geeignet gewesen wäre bey dem allgemeinen Verderbnisse der Menschen eine zweyte Fluth zur Vertilgung des Menschengeschlechtes herbeyzuführen, so war es jener, da Juda keinen Scepter mehr hatte, und Rom die Herrschaft der Welt.

Das Genie und die Politik Roms, welches seine Kraftentwicklung nur dazu gebrauchte, die Gebietherinn aller Nationen auf den Ruinen der Sitten und der Gerechtigkeit zu werden, hatte es endlich durch das Übergewicht der Waffen dahin gebracht, daß es der Bren-

punkt des wildesten Feuers der Verdorbenheit geworden, dessen Funken nicht allein sich in die übrige Welt zerstreuten, sondern von den übrigen Völkern wieder neu belebt zurückprellten. Tacitus nannte das große Rom „den Mittelpunkt aller Laster und Unverschämtheit, wo beyde nicht nur allein ihren Sammelplatz hatten, sondern auch Achtung und Ehre.“ *Ann. XV.* 44. Hier war es, wo die Politik alle Götter der Nationen, so schlecht sie immer waren, aufgestellet hat, wenn sie nur dadurch die Völker oder ihr Geld an sich ziehen konnte. Hier wurde das Laster mit einem heiligen Ansehen bewaffnet, und die allgemeine Sittenlosigkeit hatte ihr Interesse in dem freyen Zügel der Leidenschaften. Hier standen Götter auf den Altaren, die man, als Menschen betrachtet, wie Verbrecher hätte bestrafen sollen. Hier wurde selbst die Ausübung von Schandthaten das Werk einer gottesdienstlichen Handlung, und die Verletzung der Reinigkeit, oder der ehelichen Treue ein heiliges Opfer. Nur kein Vergehen wider das vermeintliche Vaterland oder den Thron! alle übrigen Pflichten waren der Willkühr preisgegeben; und das alles zur Zeit der römischen Aufklärung. Doch die hellern Kenntnisse wur-

den nur dazu angewendet, die Menschheit entweder zu täuschen, oder zu verschlechtern, da sie doch nur dazu hätten dienen sollen, sie für das wahre Gute empfanglich zu machen. Der größte Theil der Philosophen huldigte eben so sehr dem Aberglauben des Volkes, als dem Unglauben der Großen. Auf diese Weise behauptete dann, wie gemeiniglich, diejenige Philosophie den Vorzug, die den Sinnen am besten zu schmeicheln wußte. Ungeheuer war der Luxus, die Folge römischer Beuten und Eroberungen, und mit demselben der Zusammenfluß verschlimmerter Sitten, Irrthümer, und Gebräuche aus allen Theilen der unterjochten oder geplünderten Welt. — Der reich gewordene Römer, der glückliche Räuber, führte nicht nur einen asiatischen Prachtaufwand, sondern war auch von Sclaven umgeben, welche selbst die römischen Gesetze — zur Schande der Menschheit — wie Waare, nicht als Menschen behandelten. Welch ein schreckliches Recht war dieß Recht der Sclaverey, welches einem wilden und wollüstigen Herrn verstattete, mit dem Vermögen, mit der Person, mit dem Leben der Sclaven, mit Menschen seines gleichen nach Belieben zu schalten und zu walten! wenn sie alt oder krank wurden, brachte man sie auf

eine Insel in der Tiber, und ließ sie da Hungers sterben. Italien war voll von Gefängnissen für diese Unglücklichen. Ihr Zeugniß bey Prozessen wurde allemal durch die Tortur ausgepreßt, und um des geringsten Versehens wegen wurden sie fast zu todt geprügelt. Selbst Cato both seine Sclaven zur gemeinen Wollust feil. Als einst ein Römer, der ihrer Vierhundert hatte, ermordet worden; so wurden sie alle hingerichtet. So verlor sich das Gefühl der Menschlichkeit, wie der Hang nach Tugend und edler Sitte. Daher kam es auch, daß die Polizeyanstalten oder Gesetze, welche die äußerste Noth erzwang, in Roms schönem Jahrhunderte nichts vermochten; denn es war nichts vorhanden, das zugleich das Gewissen band. Kinder, die ihrem Vater nicht gefielen, auszusetzen, war ein Zug der Menschlichkeit, weil man sie außer dessen hätte tödten können. Gleichwie der Stolz gemeiniglich der Gefährte des Uebermüthigen ist; so war es auch dem herrschsüchtigen Römer nicht genug, Königen ihre Kronen zu entreißen, sondern auch Könige, Königinnen und ihre Kinder, wie Missethäter, mit Ketten gefesselt im Triumphe einzuführen, der Mißhandlung des Pöbels bloß zu stellen, ja wohl gar zu ermorden — weil sie überwunden worden. Diese

und noch mehrere Thatsachen gründen sich auf die Zeugnisse eines Sallust, Cicero, Tacitus, Seneka, Plutarch, Dio, Sueton, Justin, Tertullian u. m. a. Ein vollständiges Gemälde der römischen Verdorbenheit oder Aufklärung würde jenen Zeitpunkt weit übertreffen, da sich die rächende Fluth über die höchsten Berge Armeniens erhob.

So wie es in der Hauptstadt der Welt ausgesehen; so sah es auch größtentheils in den Provinzen und bey allen Nationen aus, die von ihr entweder durch die Huldigung oder als Kolonien, wie in Gallien und Hispanien, oder durch Handel und Verkehr abhängig geworden. Die Feste der Flora wurden in den Provinzialstädten eben so zügellos gefeyert, wie in der Hauptstadt. Eines theilte dem Andern seine Sitten mit, und der Verkehr der Laster ward allgemein. Nicht nur die Geschichte, sondern selbst die Ruinen und Reste bezeugen noch heut zu Tage diese Wahrheit. „Die kupfernen Lampen, die in den Ruinen des Herkulanums gefunden worden, sind wegen ihrer verschiedenen Gestalten eben so viele Denkmäler der Verderbenheit des Verstandes und des Herzens der Einwohner, die sie besaßen.“ *Encycl. Art. Herculanum.*

Griechenland, welches dem herschenden Rom auf der Wage der politischen Rivalität das Gleichgewicht nicht halten konnte, hielt es ihm doch von der Seite der Abgötterey und der Versunkenheit der Sitten, oder vielmehr es bereicherte das stolze Rom mit allen Producten seiner Uppigkeit, besonders da die griechische Sprache zur Lieblings Sprache Roms, und vieler andern Nationen geworden.

Athen stand allen Göttern der Welt, und zuletzt allen nur erdenklichen Superstitionen so weit offen, daß es zum Sprichworte geworden: zu Athen trifft man mehr Götter, als Menschen an. Auch ward daselbst ein Altar errichtet mit der Aufschrift: Dem unbekannten Gott. Berühmt durch seinen Namen, durch seine Philosophie, durch seine schönen Künste, und Eleganz zog es die Blicke und das Geld des Auslandes immer mehr an sich. Jeder reiste dahin, der sich verfeinern wollte; beglückte sich dann mit den Grundsätzen des Epikurismus, und kehrte als Künstler, oder Weichling in sein Vaterland zurücke. Unter allen Städten Griechenlands hob sich besonders Korinth, die schöne Haupt- und Handelsstadt von Achaia, an Reichthum, Luxus

und Vergnügen über alle übrigen empor. Wer immer sein Leben genießen, das ist, sein Vermögen, seine Kräfte und seine Gesundheit aufopfern wollte, begab sich nach Korinth. Da aber der Aufwand und die Freuden der schönen korinthischen Welt zu kostspielig waren, so sagte man im Sprichworte: es ist nicht jedem gegeben nach Korinth zu kommen. Korinth stritt mit allen andern Städten um den Vorzug der Sittenlosigkeit. Wenn Rousseau von den Tugenden von Sparta und Griechenland spricht; so bezeichnet er dadurch nur jenen Zeitpunkt, da sie bey ihrem Entstehen noch einfache Sitten hatten. Auf gleiche Weise herrschte das Verderbniß in Macedonien und Asien; und wo die Armuth ihr einige Schranken setzte, da war entweder die höchste Sclaverey oder die tiefste Verwilderung, das roheste Heidenthum. So sah es bey den Parthern, so in Medien, Persien und Indien aus: wobey im allgemeinen zu bemerken ist, daß die Nationen ungeachtet aller Zügellosigkeit keine glücklichen Völker waren. — Das Jüdische Volk zeichnete sich zwar noch durch Erkenntniß des einzigen wahren Gottes aus; allein der Geist ihrer Religion war jetzt in einen leeren Ceremoniendienst ausgeartet, und die entstandenen Sekten der Pha-

risäer, Sadducäer und Essener verstrickten die Nation mit Vorurtheilen, mit irrigen Meynungen und mit Zänkereyen ohne Ende, an welche sich dann auch der Verfall der Sitten, und endlich das grenzenlose Unglück der ganzen Nation angereihet hat. Die damalige Weltlage war dann nichts anders, als eine unselige Mischung von allen nur erdenklichen Leidenschaften, von Luxus und Armuth, von Despotie und Unterdrückung; von wilder Sitte und elendem Menschenleben, die wahre Tugend war verschwunden. Allgemein war die Versunkenheit der zum Höhern gebohrnen Menschheit. — Allein das Menschengeschlecht vertilgen lag nun nicht mehr in dem Plane des Allerhöchsten. Der Zeitpunkt war eingeschritten, wo Hülfe und Erbarmung am nothwendigsten waren. Das große Blatt war aufgerollt: und auf demselben stand: „Versöhnung, Licht und Gnade. Das einzige wahre Palladium der Menschheit kam vom Himmel herab. Die gute Bothschaft erschien, und die Devise des göttlichen Bothen, der sie überbrachte, war:

„Ich bin nicht gekommen, die Welt zu richten; sondern zu retten."

9.

Der Stifter der christlichen Religion.

Doch wer umfaßt den Standpunkt der damaligen Welt, ohne über die Größe des Unternehmens zu staunen, sie aus dem fürchterlichen Abgrunde der Versunkenheit herauszureißen; ohne den grosen gigantischen Plan als bloßes Menschenwerk für unmöglich zu erklären? Es war ein Zusammenstoß zweyer Extreme: der äußersten Verdorbenheit und der strengsten Sittenlehre: ein Kampf zwischen Licht und Finsterniß, zwischen der Sünde und der Verzeihung: zwischen Hölle und Himmel, zwischen Tod und Leben. Eine verderbene Welt in die Schranken der Sittlichkeit zurückzuweisen; ihr ein neues Licht mitzutheilen, oder das Erloschene aufzuwecken; einen Krieg wider die Leidenschaften einzuleiten; die Menschen zu vermögen, ihre Götter von den Altären herabzustürzen, einen einzigen Gott auf die Ruinen des Politheismus hinzupflanzen; eine Religion einzuführen, die unter jedem Himmelsstriche der Erde, den Herrschern wie den Völkern ihre Pflichten zeigt; eine Religion, die nichts weniger, als den Sin-

nen ſchmeichelt; eine Religion, die ihre großen Verheißungen erſt in einer andern Welt zu erfüllen verſpricht; eine Religion, die, indem ſie die Unſterblichkeit der Seele neuerdings garantirt, ſogar die Auferſtehung im Fleiſche zuſichert; eine Religion, die über das eine Sprache der Geheimniſſe führt; die der Menſchenverſtand zwar vernünftig glauben, aber nicht begreifen kann; eine Religion, die bis zum Ende der Welt dauern, und ſich über Städte und Länder, über Meere und Gebirge bis in die tiefſten Wildniſſe verbreiten ſoll — Kurz eine Religion feſt zu gründen, die ſchon bey ihrem Beginnen den Juden ein Scandal, und den Heiden Thorheit war: u. ſ. w. Welch ein ungeheueres Unternehmen! — Schon im erſten Augenblicke hat es das Anſehen, daß es kein Werk eines bloßen Menſchen ſeyn konnte.

Wer war nun der Held und der Weiſe, der dieſes groſe Werk begann? Es war der ſchon lange verheißene Retter. Ein Menſch, der ſich für den Sohn des Ewigen erklärte und als Gott legitimirte. Die Schilderung aber, die uns die Schrift von ſeinem Karakter entwirft, iſt die einfachſte von der Welt. Sie laßt nur ſeine Thaten ſprechen. Thut er Gutes, ſo ſagt

ſie nur: das hat er gethan. Schlägt er eine Krone aus; ſo hat er ſich hinweggeſchlichen. Hat er einen Todten erweckt; ſo iſt der Todte aufgeſtanden. Befiehlt er den Elementen; ſo haben ſie gehorchet u. ſ. w. Stirbt er den Tod für die ganze Welt; ſo hat er den Geiſt aufgegeben, und ſein letztes Wort iſt: Es iſt vollbracht! Indeß ſind von Zeit zu Zeit große Männer aufgeſtanden, die es auf ſich genommen, ſein groſſes Bild im Zuſammenhange zu zeichnen; jedoch nicht ohne Ueberzeugung, daß ſie weit unter dem Original zurückgeblieben ſind. Von den erſten Vätern bis auf unſere Zeiten liegen mir ſo viele ſchöne Schilderungen vor Augen, daß mir die Wahl ſchwer fällt, nachdem ich es mir nicht zumuthen will, ihre Zahl zu vermehren. Boſſuet, Condillak, Calmet, Bergier, Maſſilon, Perronſeau, Paſcal, Addiſon, Leß, Herder, Schwarz, Jeniſch, Berger, Paley, Graſer, ſelbſt Rouſſeau haben den Stifter der chriſtlichen Religion mit den erhabenſten, Gotteswürdigen Zügen geſchildert.

Ich will hier nur die Bilder eines Schwarz, Jeniſch und Rouſſeau zuſammenſtellen, ob-

ne der Schönheit und dem Werthe der Uebrigen nahe zu treten.

„Der Stifter der Religion der Christen, schreibt Schwarz, hat sich durch einen Karakter ausgezeichnet, der alle Aufmerksamkeit auf ihn erwecken muß.

„Seine erste Periode verlebte er in der Dunkelheit und in den Pflichten des Privatlebens. Im dreyßigsten Jahre, wo ein Lehrer nach jüdischer Sitte erst öffentlich auftretten durfte, fieng er das große Werk an, Wahrheit zu verbreiten und dadurch die Menschen zu bessern und der Glückseligkeit fähig zu machen.

„Seine Lehrart war den Bedürfnissen und Fähigkeiten seiner Zuhörer vollkommen angemessen. Anfangs suchte er bloß Aufmerksamkeit, bloß den moralischen Karakter zu wecken, die Nothwendigkeit einer gänzlichen Sinnesänderung vorzustellen: er gieng von dem leichtern zu dem schwerern über, und schonte anfangs manches ihrer Vorurtheile, um sie von der Wahrheit nicht völlig zurückzuscheuchen.

„So sehr er sich aber zu seinen Zuhörern herabließ, so streng war er, wenn es die Sache der Wahrheit betraf: da widersetzte er sich ihren Vorurtheilen, griff ihre falsche Begriffe an, entwickelte die schädlichen Folgen davon, ob er gleich vorher sah, daß er sich dadurch den Haß und die Verfolgung der Volkslehrer und der Großen im Lande, ja selbst den Tod zuziehen würde.

„Sein Vortrag hatte bey der genauesten Bestimmtheit nichts vom Tone der Schule: bey der größten Erhabenheit der Gegenstände war er populär: den tiefsten Wahrheiten konnten die Zuhörer auch bey dem einfachsten Vortrage nicht widerstehen; so schienen sie aus den Herzen der Zuhörer nur herausgelockt zu seyn. Die allgemeinsten Lehren waren ihren Umständen so angepaßt, mit so tiefem Blicke in ihr Herz vorgetragen, als wenn es individuele Erfahrungen wären.

„Die Geister- und Körperwelt schien ihm bey seinem Vortrage ganz zu Gebote zu stehen; sie mußten ihm die passendsten Bilder liefern: jeder Umstand ward benützt, ohne doch ins Gezwungene des unzeitigen Moralisten zu fallen.

„Mit welcher edeln Einfalt, wie so ganz ohne Anstrengung, ohne mühsam ausgesuchte Beweise, ohne Besorgniß eines Widerspruchs redete er von göttlichen Dingen und den wichtigsten, erhabensten Gegenständen, wie wir von gemeinen Ereignissen des Lebens, von Sachen, die uns ganz gewöhnlich, zu sprechen pflegen.

„Ich sage euch: dieß war manchmal der ganze Beleg seiner Lehre, und Niemand fand etwas dagegen einzuwenden. Seine Zuhörer bemerkten es ja selbst, und fanden den großen Unterschied zwischen ihren andern Lehrern und ihm. Er lehrte als einer, der Macht hätte.

„Wer kann ohne Rührung sein Gespräch mit der Samariterinn beym Johannes am 4. Kap. lesen, oder die Erzählung vom ungerathenen Sohne, oder von dem Reisenden, der unter eine Mörderbande fiel, oder die letzte Abschiedsrede an seine Freunde, nebst dem erhabenen Gebete an Gott am Abend vor seinem Tode?

„Wenn man die Methode des Sokrates so sehr und mit Recht bewundert; so ver-

gleiche man doch auch damit die Lehrart Jesu; und wer Xenophons sokratische Denkwürdigkeiten so schön findet, lese doch auch den Evangelisten Johannes in einer guten Uebersetzung.

„Dieß nun, Wahrheit zu verbreiten, war sein Hauptgeschäft: er nannte es darum sein Werk: kurz vor seinem Tode konnte er sich auch das Zeugniß geben: Gott! ich habe das Werk vollbracht, das du mir aufgetragen hast: und der römischen Magistratsperson, die ihn um seine Bestimmung fragte, antwortete er: Ich bin auf die Welt gekommen, um der Wahrheit Zeugniß zu geben.

„Also Gutes zu thun, Wahrheit zu lehren, und dadurch die Erkenntniß und wahre Verehrung der Gottheit auszubreiten, dadurch die Menschen zu ihrer wahren Bestimmung hinzuleiten, war so sehr seine Angelegenheit, daß er es seine Speise nannte.

„Wie erhaben sprach er auch von dem höchsten Wesen, auf welches er alles bezog, alle seine Vorzüge und seine Einsichten; die

Verherrlichung seiner Majestät war ihm das angelegenste Geschäft:

Vater und Herr der ganzen-Welt!

Möchte doch deine Majestät überall erkannt werden!

Möchte doch dein Plan zur Beseligung der Menschheit bald in Erfüllung gehen!

Möchte doch, so wie von den himmlischen Geistern; so auch von den Menschen deinem Willen nachgelebt werden!

„Dieß sollte mit der Hauptinnhalt des Gebetes seiner Schüler seyn, und nur durch solche Gesinnungen konnte man sich Anspruch auf seine Freundschaft erwerben. Wer den Willen meines Vaters thut, ist mir Mutter, Bruder und Schwester.

„Aus eben dieser Achtung für den Willen Gottes floß die gr[illegible]müthige Ergebung in die [illegible]werfen Leiden, [illegible]e ruhige stille Seelengröße

dabey. Er empfand sie zwar, er war nicht stoisch unempfindlich; aber aus Gehorsam gegen Gott übernahm er sie. Entferne, so bat er, diese bittere Stunde von mir! gehört es aber zu deinem göttlichen Plane, daß ich dieß schwere Leiden übernehme; so übernehme ich es aus Gehorsam gegen dich.

„Er beweist seine Unschuld mit Gegenwart des Geistes, spottet der Drohungen nicht: er kennt die legitime Macht seiner Richter: kurz in seinem ganzen Betragen zeigte sich die größte Selbstbeherrschung und Mäßigung, ohne doch in Unfühlbarkeit überzugehen. Er besuchte die Gastmale, wozu man ihn bat, und nahm an den Freuden so, wie an den Leiden der Menschen den lebhaftesten Antheil. Immer sich ähnlich, immer ruhig: von Herzen demüthig ohne Niederträchtigkeit, entfernt von jeder Herrschsucht und Würde, die er in mehr als einer Gelegenheit ganz leicht hätte erhalten können, doch ohne Verachtung der Menschen, ohne philosophischen Stolz und ohne epikuräische Liebe zur Ruhe.

„Nie kann das Betragen eines Menschen gegen andere edler und vollständiger gezeichnet

werden, als es die wenigen Worte thun, mit denen ihn einer seiner Schüler charakterisiert: Er ging umher, und that Gutes.

„Sein ganzes Leben war Arbeit für Beglückung anderer, und sein Lohn Haß, Verfolgung und Tod. Er hatte nichts, wo er sein Haupt hinlegte. Mit welcher Sanftmuth trug er die Ungelehrigkeit seiner Schüler, ihre Schwachen und Unvollkommenheiten? auch unter den Todesschmerzen erinnerte er sich noch seiner Mutter und seines Freundes.

„Unerschöpflich war die Liebe gegen seine Verfolger. Wie edel sind die Thränen, die er bey dem Anblicke der Stadt vergoß, die ihn verfolgte, und deren Untergang er vorhersah! Wie heldenmüthig die Fürbitte für seine Peiniger, die er in den entsetzlichsten Martern verrichtete: „Vater vergieb ihnen! sie wissen nicht, was sie thun.

„Er durfte ja auch seine Todesfeinde auffodern, ihn einer Sünde zu bezüchtigen, und sie wußten in ihrer größten Bosheit nichts gegen ihn aufzubringen, als die Uebertrettung eines Ceremonialgesetzes, dessen Geist sie verfehlt hat-

ten, und die Anmaſſung der königlichen Würde, die ſie auf eine Verdrehung des Titels Meſſias (geſalbter König) baueten.

„Pilatus, eben kein Mann, der für Tugend und Wahrheit viel Gefühl hatte, ſprach ihn nach den ſtrengſten Unterſuchungen hochachtungsvoll ſchuldlos: und der Schüler, der ihn aus falſcher Politik an ſeine Feinde verrieth, und der ſo lange in ſeiner genauen Geſellſchaft war, ſein Betragen und ſeine Plane gewiß kennen mußte, geräth in Verzweiflung, weil ihm ſein Gewiſſen vorwirft, er hätte einen Unſchuldigen in den Tod geliefert.

„Wo findet man einen mit ſich ſelbſt ſo ganz harmoniſchen Karakter, als der Karakter Jeſus war? Handbuch der chriſtl. Relig. 1. B. S. 73.

„Wie erhaben und äſthetiſch ſchön iſt die Schilderung, die H. Jeniſch davon entwarf!

„Der Sohn Gottes, ſagt er, der lange Verheißene und Erwartete tritt auf dem Schauplatze der Erde als Menſchenſohn auf. In ſtiller Herrlichkeit, wie Gott in ſeiner Schöpfung, wandelt er unter den Menſchen herum, einem

Könige gleich, der in Sclavenhülle sein Reich durchwandert. Er zeigt die Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes vom Vater und des Menschenerlösers. Er übertrifft die Ideale von Abraham, David, Johannes. Er spricht von Gott nicht als Diener, sondern als Sohn; von Gottes Ratschlusse nicht als Gesandter, sondern als Theilnehmer: von der unsichtbaren Welt, als seinem Vaterlande, aus welchem er auf einige Zeit zur Vollziehung des Planes auf die Erde gekommen sey. Er beglaubiget seine Würde durch große Thaten, die kein Erdensohn vollbringen kann; durch Thaten, die zu moralischen Zwecken der Belehrung, Besserung und Beglückung geübt werden. Er ist durch ein Leben voll jeder sanften und großen Tugend das Vorbild des Gott wohlgefälligen Lebens, und stirbt den schmerz- und schmachvollen Tod als Martyrer für seine Würde, und als Opfer der Versöhnung einer ganzen Welt von Sündern.

Der Tod Christi schürzet gleichsam den Knoten des ganzen Drama. Denn er ist Verherrlichung der Heiligkeit und Gerechtigkeit des Vaters der Menschen, die dem Sünder im großen Versöhnopfer in der Größe ihrer furchtbaren

Majeſtät erſcheint, und mit der Donnerſtimme durch die Erde ruft:

Discite justitiam mortales!

„Der Tod Jeſu iſt in Rückſicht — auf Gott: Beweis der Liebe, Gerechtigkeit, Heiligkeit; — auf Chriſtus: Gehorſam, Liebe, Heldenopfer: — auf Menſchen: Genugthuung und Verſöhnung u. ſ. w.

„Nun die verklärende Epoche in der Geſchichte des Gottes und Menſchenſohnes — die Belohnung ſeines Gehorſames, das Siegel ſeiner Sendung, die Verherrlichung ſeiner Verdienſte.

„Nach drey Tagen geht er aus dem Lande des Todes ſiegreich als Fürſt des Lebens hervor. Nun wird alles helle — die Würde ſeiner Perſon — der Zweck ſeiner Sendung — der Geiſt ſeiner Lehre. Nun war die ſeligſte Erwartung in einer Thatſache dargeſtellt. Triumphirend ſteht er auf — der große Todte, und ruft in die Gefilde der Schöpfung: „Tod! wo iſt dein Stachel?“ Die Menſchheit hört's, und neues Leben ſtrömt durch Geiſt und Herz, ſie fühlt ſich nun gewiß unſterblich.

„Nach vierzig Tagen geht er sichtbar zurück in den Himmel — Herr des erlösten Brudergeschlechts, Beschützer desselben, und Richter am Tage der Vergeltung.“

Sollte Religion den Menschen jemals entbehrlich werden? p. 65.

Selbst Rousseau wurde von der Betrachtung des großen Urhebers der christlichen Religion hingerissen, und erkannte seine Lehre und sein Bild als etwas Uebermenschliches.

„Je vous avoue, sagt er! que la majesté des Ecritures m'etonne, la sainteté de l'Evangile parle à mon cœur. Voyez les livres des Philosophes avec toute leur pompe; qu'ils sont petits près de celui là! Se peut-il qu'un livre, à la fois si sublime, et si simple, soit l'ouvrage des hommes? Se peut-il que celui dont il fait l'histoire ne soit qu'un homme lui-même? Est ce-là le ton d'un enthusiaste ou d'un ambitieux sectaire? Quelle douceur, quelle pureté dans ses moeurs! quelle grace touchante dans ses instructions! quelle élévation dans ses maximes!

quelle profonde sagesse dans ses discours ? quelle présence d'esprit ! quel finesse et quelle justesse dans se réponses ! quel empire sur les passions ! Où est l'homme, où est le sage qui sait agir, souffrir et mourir sans foiblesse et sans ostentation ? Quand Platon peint son Juste imaginaire couvert de tout l'opprobre du crime, et digne de tous les prix de la vertu, il peint trait pour trait Jesus-Christ: la ressemblance est si frappante, que tous les Peres l'ont sentie, et qu'il n'est pas possible de s'y tromper. Quels préjugés, quel aveuglement ne faut-il point avoir pour oser comparer le fils de Sophronisque au fils de Marie ? Quelle distance de l'un à l'autre! Socrate mourant sans douleur, sans ignominie, soutint aisément jusqu' au bout son personnage, et si cette facile mort n'eût honoré sa vie, on douteroit, si Socrate, avec tout son esprit, fut autre chose qu un Sophiste. Il inventa, dit-on, la morale. D'autres avant lui l'avoient mise en pratique; il ne fit que dire ce qu' ils avoient fait, il ne fit que mettre en leçons leurs exemples. Aristide avoit été juste avant

que Socrate eût dit ce que c'étoit que justice; Léonidas étoit mort pour son pays avant que Socrate eût fait un devoir d'aimer la patrie; Sparte étoit sobre avant que Socrate eût loué la sobriété: avant qu'il eût défini la vertu, la Grèce abondoit en hommes vertueux. Mais où Jesus avoit-il pris chez les siens cette morale élevée et pure dont lui seul a donné les leçons et l'exemple? Du sein du plus furieux fanatisme la plus haute sagesse se fit entendre, et la simplicité des plus héroïques vertus honora le plus vil de tous les peuples. La mort de Socrate philosophant tranquillement avec ses amis, est la plus douce qu'on puisse desirer; celle de Jesus expirant dans le tourment, injurié, raillé, maudit de tout un peuple, est la plus horrible qu'on puisse craindre. Socrate prenant la coupe empoisonnée benit celui qui la lui présente et qui pleure; Jesus au milieu d'un supplice affreux, prie pour ses bourreaux acharnés. Oui, si la vie et la mort de Socrate sont d'un sage, la vie, et la mort de Jesus sont d'un Dieu. Dirons-nous que l'histoire de l'Evangile

est

est inventée à plaisir? Mon ami, ce n'est pas ainsi qu'on invente, et les faits de Socrate, dont personne ne doute, sont moins attestés que ceux de Jesus Christ. Au fond, c'est reculer la difficulté sans la detruire; il seroit plus inconcevable que plusieurs hommes d'accord eussent fabriqué ce livre, qu'il ne l'est qu'un seul en ait fournit le sujet. Jamais des auteurs Juifs n'eussent trouvé ni ce ton, ni cette morale, et l'Evangile a des caracteres de verité si grands, si frappans, si parfaitement inimitables, que l'inventeur en seroit plus étonnant que le héros." *Traité de l'Educat. Tom. VII. p.* 111.

10.

Gründung des Chriſtenthums.

Wie hat es nun dann dieſer große Urheber der chriſtlichen Religion angegangen, um ſein Reich zu gründen? — War es wirklich das Werk eines Gottes? — Würde man ihn als einen bloßen Menſchen, als einen Philoſophen der Zeit, oder als den feinſten Betrüger betrachten; ſo müßte man ohne weiters behaup-

ten, daß er sein ungeheures Werk auf die allerungeschickteste Weise eingeleitet und fortgeführet hatte. Ein weiser, ein kluger Mann, der einen großen Zweck erreichen will, überlegt wohl den Zeitpunkt, wann er sein Werk beginnt; die Grundsätze, die er aufstellt; die Mittel, derer er sich bedienet; die Gehülfen, die er sich wählt; die Kraft, welcher er entgegen zu wirken hat; die Stimmung des Zeitgeistes, die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges und das Ende. — Wie zweckwidrig zeigen sich nun Einleitung, Wahle, Lehren und Thaten des Stifters der christlichen Religion, wenn kein höheres — kein höchstes Wesen in seinem Karakter lag!

Welcher war sein Zweck? — Die Menschheit mit Gott zu versöhnen, eine verderbene Welt zu bessern, und in ihr ein Reich bis in die Ewigkeit hinüber zu gründen. — Welche war seine eigene Erwartung von der Welt? — Verfolgung und Tod. — Was versprach er seinen Anhangern, um sie zu reizen? — Sein eigenes Schicksal. — Welche waren diese Menschen, die er sich zur Ausführung dieses großen Planes wählte? — Ungebildete, ohnmachtige

Leute. — Wie waren seine Grundsätze beschaffen? — Gerade der herrschenden Sitte zuwider. — Wie war die Empfänglichkeit der damaligen Welt für seine Lehren? — Allgemein entgegen wirkend mit Wuth und Macht. — Was konnte er sich endlich, als man ihn zum Tod verurtheilte, als Mensch von der Vollendung seines Planes versprechen? — daß er fehlgeschlagen. — Für einen Menschen von dem aufgeklärtesten Verstande wäre ein solches Werk und solche Mittel, in einer solchen Weltlage nichts weniger, als das Werk eines durchdringenden Geistes; nicht einmal ein Wagestück gewesen.

Nach einer langen Verborgenheit tritt er gerade bey jener Nation am ersten auf, welche man als die Unbändigste kannte, als ein auf seinen Glauben und seine Ceremonien bis zur Raserey erpichtes Volk. Anstatt es zu gewinnen, greift er ihm sogleich tief in das Herz, indem er ihm die Hoffnung seines irdischen Reiches benimmt. Er selbst erklärt sich für den Messias; fängt es aber so an, daß er gegen alle Vorstellungen und Vorurtheile der ganzen jüdischen Nation im ersten Augenblicke anstößt. Sie erwartete einen mächtigen und glorreichen Retter und König; und er sagt es selbst vorher, daß er werde

getödtet werden. Sie hoffet die ewige Dauer ihres Gesetzes, ihrer Ceremonien, ihres Tempels, und er verkündiget ihre Vernichtung. Sie rühmte sich, mit Ausschließung aller übrigen Völker, allein Gottes Volk zu seyn; und er erkläret ihr, daß ihr im Reiche Gottes die Fremden werden vorgezogen werden. Das Vertrauen der Nation lag auf den Priestern, Pharisaern und Schriftgelehrten, und sein rastloses Bestreben zielte dahin, sie zu entlarven und zu beschamen. Er nimmt sich sogar heraus, alles bestimmt vorherzusagen — nicht nur seinen Tod, sondern auch, was nach demselben geschehen wird, und da er Dinge vorhersagt, die ganz außer der Sphäre des menschlichen Wissens liegen; so setzt er sich der Gefahr aus, daß man es sogleich nach seinem Hinscheiden erkennen werde, daß er die Welt nur getäuscht habe. Welche Grundsätze, welche Lehren, welche Räthe trägt er vor, um nicht bloß ein einziges Volk, sondern die ganze Welt zu gewinnen — oder zu hintergehen? Er stellt eine Sittenlehre auf, deren Hauptabsicht – gegen den Ton der damaligen Welt – Wahrheit, Gerechtigkeit und Heiligkeit ist. Er trägt das große Gesetz der Liebe vor — der Liebe Gottes und des Nächsten; aber nicht nach dem Geschmack ver-

dorbener Menſchen. Er verlanget von allen, Gott über alles zu lieben, und ihren Nächſten wie ſich ſelbſt: treu in ihren Verſprechen, wahrhaft in ihren Reden, rein in ihren Gedanken, ſtarkmüthig in ihren Bemühungen, geduldig in ihren Leiden, demüthig in ihrem Selbſtgefühle, vernünftig in ihren Meynungen, uneigennützig in ihren Ausſichten, weiſe in ihren Entwürfen, vorſichtig in ihren Unternehmungen, gemäßiget in ihren Begierden, heilig in ihren Sitten, unſträflich in ihrem Betragen, aufrichtig in ihren Abſichten, billig in ihren Urtheilen, unerſchütterlich in der Ausübung ihrer Pflichten zu ſeyn. Er beſchwöret alle, ſich nur als Brüder und Schweſtern, als Kinder einerley Vaters anzuſehen, die Widerwärtigkeiten als Mittel zu betrachten, ihre Tugenden zu üben, nur von Gott allein ihre Glückſeligkeit zu erwarten, und wegen des Abganges zeitlicher Reichthümer ſich mit der Hoffnung ewiger Güter zu tröſten. Er geht in ſeinen Foderungen und Räthen noch weiter, um die Menſchen auf den höchſten Standpunkt der Tugend zu erheben: Böſes mit Guten vergelten; erlittene Beleidigungen mit Wohlthaten erwiedern; die Empfindung der Unbild ohne Anſtand aufopfern; den Verfolgern vom Herzen vergeben; ſeine Feinde ſo lie-

ben, daß man ſogar ihren Bedürfniſſen zuvorkömmt; bey anderer Unglück mitleidig ſeyn, und an ihren Schmerzen Theil nehmen; immer bereit ſeyn hülfreiche Hand dem Elenden zu reichen, der unter dem Schute ſeines Unglücks ſeufzet; die Wunden des Fremdlings pflegen, den die Räuber geſchlagen und geplündert haben; ſich ſelbſt der Gefahr ausſetzen, um andere zu retten, die aus Abgang der Hülfe zu Grunde giengen; ſeine Kleider ausziehen, um die Nakten damit zu bedecken; ſich das Brod entziehen, um es dem Mangelleidenden zu reichen; ſein Bett einem armen Kranken, der auf der Erde liegt, überlaſſen; in ſein Haus diejenigen aufnehmen, die aus Mangel eines Schutzdaches den Ungemächlichkeiten des Wetters ausgeſetzet ſind; über das die Reinigkeit des Herzens, die Keuſchheit des Leibes, die Redlichkeit des Gemüthes bewahren; durch kein Band an die Erde gefeſſelt ſeyn, und hienieden ſo, wie die Engel im Himmel leben u. ſ. w. Welche Foderungen, welches Verlangen von der damaligen Welt!

Nicht zufrieden heroiſche Tugenden zu verlangen, machte er ſogar die ſtrenge Foderung, den Verſtand dem Glauben zu unterwerfen,

und sprach von Geheimnissen, die dem menschlichen Geiste unzugänglich dennoch auf sein Wort geglaubt werden sollten. — Nichts ist empfindlicher und gefährlicher, als ein Volk bey seiner Religion anzugreifen; und er wagt es frey und öffentlich zu erklären, daß er gekommen sey, das Gesetz der Juden zu vollenden, und die Götter der Heiden zu zertrümmern.

Und zu diesem weitumfassenden Vorhaben wählt er sich solche Anhänger, die ganz und gar nicht dazu geeignet waren, als Lehrer in Judäa aufzutretten, vielweniger als Gesandte in Griechenland und Rom. — Obgleich einige reiche und angesehene Männer, ja selbst Gelehrte seine Lehre annahmen; so wählte er sie doch nicht zu seinen Aposteln; er zog arme, unwissende Fischer vor. Er machte ihnen die Hoffnung, die Welt zu bekehren:, verheißt ihnen aber in dieser Welt keinen andern Lohn, als einen Tod, wie den Seinigen.

Da der Augenblick kömt, den er zu seinem Tode festgesetzet hat, übergiebt er sich willigst in die Hände seiner Feinde. Er erscheint vor seinen Richtern ohne Furcht und Trotz. Man fragt ihn über seine Göttlichkeit, und er

bejaht sie ohne Stolz und Umschweif. Er unterwirft sich seiner Verurtheilung mit Sanftmuth und Ergebenheit, stirbt bittend für seine Mörder — Und setzt seine Feinde und die ganze Philosophie der Welt in Verlegenheit, was sie aus diesem Betrüger machen sollen.

Magnanima menſogna!
Eh! quando è il ver si bello?

Tasso.

Allein in diesem großen Augenblicke gewinnt alles eine andere Gestalt. Der Tod hat die Laufbahn des Helden nicht geschlossen. Erst jetzt beginnt das große Werk. Erst mit dem Tode fangt die wahre Ueberzeugung und das Leben an, und mit seiner Auferstehung entsiegelt sich ganz das goldene Buch der Gnade. Die trauernde Natur machet die Menschheit aufmerksam auf den, der gestorben ist. Die Erde zittert, das Meer brauset; die Sonne verfinstert sich, die Gestirne erbleichen, die Felsen zerspringen, die Gräber öffnen sich, und die Todten treiten hervor, der Vorhang des Heiligthums in dem Tempel zerreißt von oben bis unten. Der Hauptmann, der die Wache

hatte, erschrickt, und er und seine Soldaten rufen: „Wahrhaftig! dieser war Gottes Sohn!“ Jetzt schlägt man sich auf die Brust: jetzt erinnert man sich seiner Wohlthaten: jetzt hält man seine Wunder nicht mehr für Zauberkünste. Man rollt die heiligen Blätter auf: man vergleicht die Propheten, und sieht, daß alles das geschehen würde.

Man geht in der heiligen Geschichte weit zurücke, und findet Schritt für Schritt alle Vorbereitungen zu diesem erstaunlichen Werke, und alles vorhergesagt bis zum großen Augenblicke. Die harrenden Apostel sehen ihn wieder, wie er es ihnen versprochen hatte, den vom Tod Erstandenen. Mit voller Ueberzeugung betheuern sie es öffentlich, daß er Wort gehalten, und breiten es in der Hauptstadt, in Judäa und in der bekannten Welt aus, bereite auf ihre Aussage zu leben und zu sterben. Nach einer solchen Thatsache erkennen sie selbst immer mehr die Entwickelung seiner Worte und des göttlichen Planes; und die Welt erkennt in seinen Anhängern, was der Geist und die Kraft des Herrn vermag. Weit entfernt, sich durch das Schicksal ihres Meisters schrecken zu lassen, und sogleich in fremde Länder hin-

zuwandern, erwarten sie vorerst die Ankunft des verheißenen Geistes; und tretten nun vollends gestärkt selbst in der Hauptstadt als Redner für die Sache des Gekreuzigten auf. Ihr habet den Urheber des Lebens ermordet, sagen sie. Sie erzählen seine Wunder und seine Auferstehung, nehmen die Einwohner selbst zu Zeugen dieser Thatsachen, und haben das Herz und den Muth, sich auf die Stadtkundigsten derselben zu berufen. Dieß sagen sie zu einem Zeitpunkte, wo noch alles im frischen Andenken war, fünfzig Tage nach dem Tode Jesu, gerade zu einer Zeit, da der Zulauf des Volks zu Jerusalem am zahlreichsten war, und da die gesammten Zeugen aus den verschiedenen Gegenden von Judäa beysammen sind. Man hört sie, und wird überzeugt. Nach zween Reden sind schon achttausend Christen. — Wie? sollte es möglich seyn, daß ein Betrug, gegen welchen sogleich Stadt und Land hätten zeugen können, den Verstand von achttausend Menschen, in wenig Tagen, hätte verrücken, oder bezaubern können? — Sie bestättigten auch ihre Worte mit Wunderthaten, und selbst ihr Wort ward zum Wunder. Die Parther, die Meder, die Elamiten, die Einwohner von Mesopotamien, Judäa, Kappadocien, Pontus,

Kleinasien, Phrygien, Pamphylien, Cyrenenser und die Fremdlinge von Rom, die Juden sowohl, als Proselyten, Kretenser und Araber, hörten sie in ihrer Muttersprache reden. Alle erstaunten, und sagten zu einander: wo will das hinaus? – Als dieses der große Rath vernahm; so braunte er vor Wuth. Die Apostel wurden vor den Richterstuhl gefodert, und ihnen unter großen Bedrohungen das Stillschweigen geboten: „Was wir gesehen, und gehört haben, antworteten sie, das können wir nicht verschweigen. Wir müssen Gott mehr gehorchen als euch“, und so fuhren sie ohne weiters fort öffentlich und im Tempel den Glauben zu verkündigen. Jeder, der den Petrus ehevor kannte, wurde jetzt durch die Majestät, durch die Kraft und Würde seines Vortrages in Erstaunung gesetzt. Die Verbitterung der Rathsversammlung stieg jetzt auf das Höchste. Schon gedachte man, einen Petrus und Johannes zu tödten; als sich Gamaliel ein Gesetzlehrer, der beym ganzen Volke in Achtung stand, erhob, und sprach: Männer! nehmet euch mit diesen Leuten wohl in acht! Mein Rath ist: Lasset sie gehen. Ist ihre Absicht und ihr Unternehmen ein Menschenwerk, so

zerfällt es von sich selbst. Ist es von Gott; so werdet ihr es nicht hindern können." Man schlug und entließ sie. Sie freuten sich dagegen über ihr Leiden, fest entschlossen, eher jede Todesart zu dulden, als das Geschäft desjenigen zu unterbrechen, den sie aus Ueberzeugung als ihren Gott, als ihr Glück, als ihre einzige Hoffnung kannten; denn sterben hielten sie für Gewinn.

II.

Verbreitung des Evangeliums.

Mächtig und weitumfassend wirkte jetzt die Kraft der heiligen Bothen in der bekannten Welt. Bald erhob sich eine große Kirchengemeinde zu Jerusalem, dann zu Antiochia, und in den benachbarten Ländern. Wer erstaunt nicht, wenn er die Landkarte in die Hand nimmt, und den Weg verfolgt, den diese rastlosen Verkünder des Glaubens — ohne Vermögen, ohne Geld, ohne Ansehen eingeschlagen haben: wenn er die Länder und Städte betrachtet, in denen sie aufgetretten sind, wo sie gesprochen und gesieget haben? Rom und Athen, damals die Sitze der Wissenschaften

d Politik, das üppige Korinth, das aber-
äubische Ephesus, das blühende Thessa-
onik und Kolossä hatten bald nach dem
ode Jesu schon ansehnliche Christengemeinden.
reta, Cypern, Pontus, Bythinien,
Macedonien, Persien, Arabien, Phry-
ien, Galatien, überhaupt Asien und Eu-
opa durchzogen die Apostel, Seelen zu gewin-
en, die Sitten zu bessern, den Glauben an
ine ewige Zukunft, und an einen einzigen Gott
u verbreiten — und zwar, was das erstau-
ungswürdigste ist — an einen gekreuzigten
Gott. — Welcher Begriff für ein aufgeklär-
es Heidenthum! — wie war es möglich, dem-
lben Eingang zu verschaffen, seine Annahme
urchzusetzen? — Doch der Kraft ihres Wortes
ar die Kraft der Wunderthaten beygegeben.
Dadurch bewiesen sie ihre Vollmacht als Got-
es Abgeordnete und die Wahrheit ihres Vor-
rages. Und hätten sie ihr unbegreifliches Werk
hne alle Wunder ausgeführt; so wäre dieses
as allergrößte Wunder gewesen. Der Name
Jesu ertönte jetzt von der westlichen Küste des
Peloponnes bis zum persischen Meerbusen;
on dem persischen Meerbusen bis zum
Hellespont; und von dem Hellespont bis zu
en Ufern der Tiber. Fortgerissen von dem

Geiſte des Herrn durcheilet der feurige Paulus in kurzer Zeit Kleinaſien, Macedonien, Dalmatien, Illyrien, Epirus, und einen groſſen Theil von Europa. Die Koloſſer, die Galater, die Epheſier, die Korinther, die Athenienſer, die Theſſalonicker, die Philipper erhalten durch ihn das erſte Licht des Evangeliums. Nichts hält den groſſen Mann in ſeinem Laufe auf. Er überſteigt alle Gebirge und Hinderniſſe, die ſich ihm entgegen thürmen. Jetzt hat er mit den Drohungen der Mächtigen, jetzt mit der Wuth des Pöbels, jetzt mit der Verzweiflung der Götzendiener zu kämpfen. Er ſelbſt ſchrieb es an die Korinther II. B. 11. K. wie vieles er bisher gelitten habe, wie ſehr er miſshandelt worden. Er ſchildert zugleich ſeine Gefahren, die er glücklich überſtanden hat: Gefahren auf Reiſen, zu Land und zu Meer; Gefahren unter Räubern; Gefahren unter ſeinen Landsleuten; Gefahren unter den Heiden; Gefahren in Städten und Wüſteneyen; Gefahren unter falſchen Brüdern. Dennoch ließ er nicht nach das Reich der Liebe Gottes zu erweitern. Weit und breit griff die ſchöne Flamme um ſich, welche alle entgegen wirkende Stürme nur deſto mehr verbreiteten. Eben ſo raſtlos und unaufhaltſam war das Streben der

übrigen Verkünder des Glaubens. Schon dreyßig Jahre nach dem Tode Jesu war das Chriſtenthum ſo ſehr ausgebreitet, daß es allgemeines Aufſehen machte.

Schon ſchwiegen dort und da die Orakel: Jupiters Altäre verminderten ſich: Der Delphiſche Dreyfuß blieb unbeſetzt: Das Pantheon verlohr ſeine Achtung. Siebenzig Jahre nach des Heilandes Tode waren die Chriſten ſo zahlreich, daß der römiſche Landpfleger, der beredte Plinius, in Bithynien die Altäre der Götter verlaſſen, und das Opfern in Vergeſſenheit gerathen antraff. Das Licht des Evangeliums zeigte ſich in den verſchiedenen Zonen über den Geſichtskreis der Völker, wie die ſchönſte Morgenröthe und verkündete die Ankunft der wohlthätigen Sonne, welche die Wolken des Irrthums und der Finſterniß ſiegend vor ſich verjagte. Man fängt an, den unbekannten Gott höher zu achten, als alle Götter der Erde — Machwerke der Menſchen. Der Sclave fühlt Erleichterung: den Leidenden ſtärkt die Hoffnung: die Menſchheit wird über ihre Würde aufgeklärt und vernimmt ihre große Beſtimmung zum Glücke der Ewigkeit. — Mit dem Glanze der Tugend erhob ſich endlich jener unüberwindliche

Heldensinn, der Tausende und Tausende für die Wahrheit ihrer Religion sterben hieß, nicht auf dem Schlachtfelde, sondern als heilige, ewige Zeugen der Wahrheit; als Helden und Sieger ohne Waffen. Zehen entsetzliche Verfolgungen dienten nur dazu, die Wohlthatigste aller Religionen zu befestigen. Alle Martern der Welt — alle Todesarten — selbst nach aufgeworfener Preisfrage, welche Quälung das Sterben am meisten erschwerte, erdacht — waren nicht im Stande, die standhaften Bekenner wankend zu machen. Man peinigte sie langsam bis zum Tode, und sie beharrten bey ihrem Bekenntnisse. Jünglinge und Greise, angesehene Männer, Frauenzimmer von edler Erziehung, und im blühendsten Alter wurden auf die schrecklichste Art mißhandelt, mit Hacken zerrissen, mit glühenden Eisen gesenget, an todte Körper angebunden, den wilden Thieren vorgeworfen, nach abgeschnittenen Brüsten, gefoltert, gegeiselt, enthauptet. Alle diese unerschütterliche Helden, und Heldinnen hätten augenblicklich ihre Leiden unterbrechen, oder ihren Tod verhindern können, wenn sie nur ein Paar Rauchkörner in die Pfanne eines verruchten Abgottes geworfen hätten; allein das Wort des Herrn verlohr seine Kraft nicht in ihren Herzen, und

sie

sie blieben bey dem Ihrigen. Es kam dann so weit, daß, je mehr Christen man mordete, desto größer wurde ihre Anzahl. Das Blut der Martyrer ward der Saame der Christen. Entschlossen unterzeichneten sie die Urkunde des Glaubens mit dem letzten Blutstropfen, um auch uns, ja der ganzen Nachwelt den Glauben zu erleichtern. Welche Achtung, welchen Dank sind wir ihnen schuldig! —

Das Merkwürdigste in der blutigen Epoche der Verfolgung ist, daß man sie nicht geradehin packte, sondern allemal Verbrechen erdichtete, oder von allem Widrigen, das geschah, die Schuld auf die Christen schob.

Der unmenschliche Nero spielte bey dem großen Brande zu Rom, der sechs Tage dauerte, auf der Cither, um sich die Katastrophe von Troja vorzustellen. Kaum merkte er, daß man ihn selbst für den Urheber des Brandes hielt, so mußten es sogleich die Christen gethan haben. Ihre Martern waren ihm ein eben so angenehmes Schauspiel, wie die Einäscherung der Stadt. Unter andern ließ er den Christen in Pech getauchte Röcke anlegen, die man anzündete, so daß die Leidenden zu Windlichtern

dienten, um die Nacht zu beleuchten. Diese schreckliche Unterhaltung verschaffte er sich auch in seinem Garten, wo er bey dem traurigen Glanze dieser lebendigen Fackeln im Wagen umherfuhr. — Die großen Erdbeben, welche sich besonders in Kappadocien ereigneten, schrieb der grausame Maximinus auf die Rechnung der Christen, und verfolgte sie lebenslänglich. Dezius stellte die grausamsten Versuche, die Christen von ihrem Bekenntnisse abzubringen, durch langsame Folter und Peinigungen an. Valerianus verfolgte die Christen auf Anstiften seines Vertrauten Macrianus. Maximian ließ die ganze Thebäische Legion niederhauen, weil sie sich nicht zur Verfolgung der Christen brauchen ließ. — Die letzte Verfolgung unter Galerius und Diocletian, welche gleichsam den Triumph der Religion beschloß, war die Ausgebreitetste und Entsetzlichste. Galerius ließ den Palast von Nicomedia, den er mit Diocletian bewohnte, zweymal in Brand stecken, und schob die Schuld auf die Christen. Nun wurden die unmenschlichsten Edikte wider dieselben erlassen. Die Kirchen der Christen sollten niedergerissen, und ihre Bücher verbrannt werden. Aller Würden und Ehrenstellen entsetzt, sollten sie wider Niemand als

klagfähig erkannt werden, selbst dann nicht, wenn sie wider die Angriffe, die man gegen ihre Person oder ihr Vermögen vornehmen würde, die Gerichte um Hülfe bäthen. Man sollte sie auffodern, den Göttern zu opfern, und die, die sich weigerten, auf die grausamste Art aus der Welt schaffen, welches auch geschah. Die Christen wurden zu Tausenden gemartert, oder schaarenweise verbrannt, oder den wilden Thieren vorgeworfen, oder auf Böthe geladen, die man den Stürmen des Meeres überließ. Diese wüthende Verfolgung verbreitete sich schnell durch alle drey Welttheile. Nur in Aegypten wurden einhundert vier und vierzig tausend Christen ermordet, und sieben hundert tausend in die Wüsteneyen verwiesen oder zersprengt. Und nachdem die Tyrannen in der übrigen Welt mit gleicher Wuth getobet hatten, so glaubten sie ihren Triumph über Millionen Wehrlose dadurch zu feyern, daß sie eine Aufschrift in Marmor graben ließen; der Name der Christen sey vertilgt. Doch wie sehr haben sich diese Blinden getäuscht! Der Heldentod der Sterbenden diente nur dazu, die Lebenden zu stärken und ihre Zahl zu mehren; und die Zerstreuung der Verwiesenen, die Religion zu verbreiten. Kaum hatte die Erde die Verfolger verschlungen; kaum hatte Konstan-

tin der Große den Thron bestiegen; so wirkte der Geist des Herrn auf das Herz dieses Kaisers; und Er gab der christlichen Religion Freyheit, Schutz und öffentliche Ausübung. Die Christen zeigten sich sogleich so zahlreich, daß bey der ersten Kirchenversammlung, welche Konstantin zu Nicäa veranstaltete, dreyhundert und achtzehn Bischöfe erschienen — als eine augenscheinliche Widerlegung der in Marmor gegrabenen Lüge.

So heldenmüthig der Tod der Christen war, so preiswürdig war ihr Verhalten gegen ihre Verfolger, gegen die Kaiser, Präfekten, Magistraturen. Unerschüttert blieben sie ihren bürgerlichen Pflichten treu. So voll Aufruhr die damaligen Zeiten waren; so sah man doch die Christen nie in eine Empörung verwickelt: dieß sagten und schrieben die Apologeten öfter, und beriefen sich darauf als auf eine weltkündige Wahrheit. „Wir bethen, sagte Tertullian, für die Kaiser, daß ihnen Gott ein langes Leben, eine ruhige Regierung, Stärke ihres Herzens, und Treue des Raths und des Volks bescheren möge. So verfolgt uns dann immerhin, ihr Kaiser, schlagt uns an das Kreuz, enthauptet uns, werft uns wilden Thieren vor,

reißt den für euch bethenden Christen die Seele aus dem Leibe!“ — Wenn sich aber die Christen weigerten, einem Götzenbilde Weyhrauch zu streuen; so war das nichts weniger, als ein Werk des Ungehorsams. Gebieten, daß man seine Religion durch Treulosigkeit entehre, liegt nicht in der Macht eines Souveräns — nicht in der Macht der Welt.

Glänzend und kraftvoll, durch ein langes Feuer wie Gold geprüft, hob sich jetzt das vom Throne geschützte Christenthum weit und breit, und hoch empor. Man lernte diese schöne Religion von ihrer liebenswürdigen Seite immer mehr kennen. Man erkannte das Göttliche ihrer Grundsätze, den Anstand ihrer Feste, die Reinigkeit ihrer Sitten, die Herrlichkeit ihrer Verheißungen, welche mit den Gräueln und Ungereimtheiten des Heidenthums verglichen, in kürzester Zeit Millionen Herzen eroberten. Man fühlte sich von dem Wahnsinne des Aberglaubens überzeugt, von welchem man bisher fortgerissen wurde; man staunte über die überirdische Kraft dieser Religion: die angesehensten Städte verwandelten ihre Tempel in heilige Kirchen, und so wurde schon dazumal die Weissagung des Isaias erfüllet: „Sehet ich hebe

meine Hand zu den Völkern empor. Ich ſtecke mein Panier unter den Heiden auf. Sie werden ihre Söhne auf den Armen herbeybringen, ihre Töchter auf ihren Rücken. Die Könige werden deine Pflegväter ſeyn, und Königinnen deine Ammen.“ Kap. 49. vv. 22. 23. So trat endlich aus den Stürmen der Welt ein neues Volk Gottes hervor, von welchem man mit größerm Rechte ſagen konnte:

Tantae molis erat, romanam condere gentem.

Möchten doch alle Staaten und Regenten die große Wahrheit nie aus den Augen laſſen, daß ihr Steigen und Fallen weſentlich mit dem Steigen und Fallen der Religion verbunden iſt, eine Wahrheit, welche die ganze Weltgeſchichte laut ausſpricht: — daß vorzüglich, ja einzig die chriſtliche Religion das göttliche Inſtitut iſt, welches auf alle Formen und Verfaſſungen paſſend; zu allen weltbürgerlichen Tugenden geeignet, unter höhern Verheißungen die Völker gehorchen lehret, und durch ihre innere Kraft auch die Gewiſſen bindet, worüber die äußere Macht der Welt nichts vermag. Eine Regierung, die eine ſolche Religion, welcher man ſo-

gar in den letzten Revolutionszeiten den Vorwurf machte, daß sie durch ihre kindliche Subordination zum Despotismus führe, erniedrigen, schwächen, unterdrücken läßt, entreißt sich selbst die beste Stütze, und treibt die Menschheit in die alte Barbarey zurück.

Möchte doch das unvergleichliche Buch, Evangelium genannt, an der Seite jeder Gesetzgebung glänzen; und der Schatz eines jeden Hauses seyn! Möchte man in jedem Hause von Zeit zu Zeit wenigstens jene goldene Rede vorlesen, welche der Heiland am Berge gehalten hat! *Math. V. VI. VII.* — Mit Recht nennt sie Dobmayer die Charta Magna der christlichen Pflichten.

Die Staatstugenden sind mit den häuslichen wesentlich verbunden, und wer keine Pflicht seines Hauses kennt, ist auch gegen jene seines Vaterlandes gleichgültig. Derjenige, den die Religion über die Leiden seines Herdes tröstet, wird auch das Joch der Zeiten williger tragen. Ein wahrer Christ ist der beste Bürger. Und die dauerhafteste Regierung wird diejenige seyn, welche der Kraftentwickelung dieser Religion

nicht nur nicht widerſteht; ſondern ſie nach allen Kräften zur Selbſterhaltung befördert; außer deſſen gebt es hierinn den Staaten, wie den Sterbenden, die es nur zu ſpät einſehen, daß ſie das Wichtigſte vernachläſſiget haben.

Man ſehe weiters Sibylle der Zeit. II Hyle. Nr. XII.

„Der Staat, ſchreibt H. v. Winter, wird den Völkern nur halbes Glück gewähren, wenn der politiſchen Geſetzgebung nicht jene des Gewiſſens zur Hülfe kömt; wenn nicht die äußere Religion die Seelen der Unterthanen mit dem Sinn für das Göttliche und Ewige durchdringt, wenn nicht das Geſetz Gottes, durch die Schule des Chriſtenthums aufgehellet, im Kreiſe der Familien eben ſo heilig und unverletzbar daſteht, wie das Staatsgeſetz im Handel und Wandel. Ohne Nothhülfe dieſer chriſtlichen Bildungsanſtalt werden viele Bürgertugenden, und der zu großen Unternehmungen ſo nöthige Gemeingeiſt meiſtens ein leerer Wortſchall bleiben, und der Staat wird ſich nicht ſelten gedrungen fühlen, mit der Peitſche zu droben, nicht um Tugend, ſondern um ihren matten Wiederſchein, die äußere Ordnung auf den Plätzen und in den Häuſern der Bürger aufrecht zu halten.“ Kath. Kir. S. 3.

12.

Allgemeine Betrachtung über das bisher Gesagte.

Der Verfasser des Triumphs der Religion führt einen Brief an, welcher ganz dazu geeignet ist, das bisher Gesagte größtentheils zusammen zu fassen. Der Brief enthält Wahrheit und Würde; es mag dann dessen Verfasser Clemens XIV., oder Carraccioli seyn.

„Wenn es einen Gott giebt, schreibt er, wie uns die Natur von allen Seiten her laut zuruft, so giebt es auch eine Religion. Giebt es eine Religion, so kann sie nicht anders als unbegreiflich, erhaben und eben so alt, als die Welt seyn; weil sie von einem ewigen und unendlichen Wesen herkömt: wenn sie aber diese Merkmale an sich hat; so ist sie unstreitig das Christenthum; und wenn sie das Christenthum ist; so muß man dieses nothwendiger Weise als göttlich erkennen, und ihm mit Verstand und Herzen beypflichten.

„Ist es dann glaublich, Gott habe das Weltall nur darum so prächtig entwickelt; um

seine Augen an einer Herde Menschen und Thiere zu weiden, die man ohne Unterschied als Wesen, die einerley Schicksal haben, betrachten, und aneinander gleichhalten sollte?

„Ist es wahrscheinlich, daß dieses verstandvolle Wesen, das in uns wohnet, das Dinge zusammengattet, das berechnet, das sich weiter als die Erde erstrecket, das sich höher als das Gewölbe des Himmels erschwinget, das sich an alle verflossene Zeitalter erinnert, das bis in die kommende Jahrhunderte hineindringt, das endlich von dem, was immer fortdauern soll, einen Begriff hat, nur darum einen Augenblick glänze, um sogleich darauf, wie ein schwacher Dunst, zerstiebet zu werden?

„Was für eine Stimme ist es, die in uns selbsten, und zu jeder Zeit uns zuruft, daß wir für große Dinge gebohren sind? Was für Begierden sind es, die sich beständig in uns erneuern, und uns fühlen lassen, daß nichts auf dieser Welt ist, was unsere Herzen befriedigen könne?

„Der Mensch ist ein Kranker, der in seinen Schmerzen sich selbst quälet, so lange

er ſich von Gott entfernet, und das Licht ſeiner Vernunft, welches er hemmet, läßt ihn mitten in einer Nacht, die Schrecken und Grauſen verurſachet. Eben die Wahrheit, die uns verſichert, daß wir ſind, ich will ſagen, jenes innere Selbſtbewußtſeyn von unſerm Daſeyn, verſichert uns ebenfalls des Daſeyns Gottes; und ſie kann uns keinen lebhaften Begriff davon geben, ohne uns zugleich den Begriff der Religion einzudrücken. Die Verehrungsart, welche wir dem höchſten Weſen erweiſen, hat eine ſo genaue Verbindung mit eben dieſem Weſen, daß unſer Herz ſich ſelbſt nicht begnüget, bis daß es ihm Huldigung leiſtet, und bis daß wir uns nach der Vorſchrift fügen, die er ſelbſt gemacht und feſtgeſetzet hat.

„Hat die Religion verſchiedene Bildungen angenommen: iſt ſie ſeit der Ankunft des Meſſias vollkommener geworden; ſo kömmt es daher, weil Gott in Rückſicht auf ſie, eben ſo, wie mit unſerer Vernunft ſich betragen hat. Dieſe iſt anfänglich nur ein ſchwaches Licht; in der Folge entwickelt ſie ſich allgemach, und erſcheint endlich in dem vollen Glanze des Tages.

„Steht es nun aber dem Menschen zu, Gott seines Betragens wegen zur Rede zu stellen? Steht es ihm zu, die Wege Gottes auszuzeichnen und ihm vorzuschreiben, wie er handeln und walten sollte? Gott offenbaret sich zwar uns, doch immer so, daß er sich das Recht vorbehält, als Herr zu handeln; weil alles ohne Ausnahm ihm wirklich unterworfen ist. Wenn er uns hienieden seine Entwürfe kund machen wollte, wenn die Geheimnisse, die uns in Erstaunung und Schrecken setzen, vor unsern Augen enthüllet würden, so hätten wir schon (was er uns nach diesem Leben vorbehält) die beglückende Anschauung Gottes, und Sterben wäre unnütz. Die augenscheinliche, sichtbare Wahrheit ist nur für den Himmel. Da werde ich Gott erkennen, wie er mich erkennet. 1. Kor. 13. 12. 13. Und wir wollen auf diesen Zeitpunkt nicht warten, ohne zu bedenken, daß alles durch eine unendliche Weisheit angeordnet ist; uns aber nichts anders zu thun übrig bleibt, als uns zu unterwerfen und anzubethen.

„Der Ungläubige, wenn er sich erfrecht, wider Gott aufzustehen, ändert darum an den Anordnungen Gottes nicht das Geringste: er kömt sogar in dessen Plan mit hinein, in jenen

großen Plan, in welchem das Böse und Gute zusammenwirken, um die Harmonie dieser, und die Glückseligkeit der andern Welt zu befördern.

„Die Natur und die Religion kommen beyde ebenmäßig von Gott her; und eine wie die andere hat, wiewohl auf ganz verschiedene Art ihre Geheimnisse und Unbegreiflichkeiten: und aus eben dem Grunde, warum man das Daseyn der Natur nicht läugnet, obgleich ihre Arten zu wirken uns öfters verborgen sind, kann und darf man eben so wenig das Daseyn der Religion, ungeachtet ihrer Dunkelheiten, läugnen.

„Nichts ist auf dieser Welt, das nicht eine finstere Seite hätte, weil unsere Seele von der Last des Körpers beschwert und umhüllet, alles zu sehen außer Stand wäre. Sie befindet sich hier unten in einer Art von Kindheit, und bedarf eines solchen Lichtes, das mit der Schwäche ihres Gesichtes im Verhältniß steht, bis daß der Tod sie ihrer drückenden Bürde entlediget.

„Das allmählige Wachsthum der Religion ist in den Augen des wahren Philosophen ein bewunderungswürdiges Ding. Er sieht sie an:

fänglich wie eine Morgendämmerung aus dem Schooſe der Dunkelheit hervorbrechen: nachmals wie die Morgenröthe, die den Tag verkündiget; endlich erblickt er dieſen Tag ſelbſt; aber mit Wolken überzogen, und er merkt es, daß er nie völlig heiter und im Mittagsglanze ſeyn wird, bis daß die Thore des Himmels ſich unſern Blicken öffnen werden.

„Der Ungläubige, welcher ohne Gründe der Offenbarung ſpottet, hat er dann eine beſondere, die ihn verſichert, daß jene, an welche wir glauben, blos geträumtes Unding ſey? Aber wann und wo iſt ihm dieſes geheime Licht aufgegangen? war es der Augenblick, als ihn ſeine Leidenſchaften unterjochten oder verſchlangen? war es vielleicht mitten unter Schauſpielen und Luſtbarkeiten, womit er gemeiniglich ſeine Tage dahinbringt?

„Es iſt wunderlich, wie Menſchen das ganze Anſehen der Uebergabe verlaſſen, und die ganze Stärke der gröſten Zeugniſſe verachten mögen, um ſich blindlings auf zwo oder drey Perſonen zu berufen, die ſie in die Schule des Unglaubens führen. Sie wollen keine göttliche Eingebungen zulaſſen, und doch ſehen ſie dieſe

Systemenmacher, wie göttlich begeisterte Leute an; woraus leicht zu schließen ist, daß es nur blinde Leidenschaften sind, die dem Unglauben Anhänger verschaffen. Man verabscheuet eine Religion, welche uns Zwang anleget; wenn man dem Strome der Laster folgen, und mitten in den Wellen der Welt schwimmen will, die ganz mit schäumenden Wogen überdecket ist.

„Das Christenthum ist ein prächtiges Gemälde, von der Hand Gottes selbst gezeichnet, und dem Menschen aufgestellet, sobald auch nur der erste Grundriß davon entworfen war, bis endlich Christus kam, es zu vollenden, und demselben den Glanz und die Farben gab, die es in der Ewigkeit haben soll. —

„Gewiß und unstreitig ist es, daß Jesus der einzige Grund und Zweck aller Dinge, der Schlüssel zu allen Geheimnissen der Gnade und der Natur, der erste Ring jener Kette, wodurch die sichtbaren Wesen mit dem Unsichtbaren verbunden sind, und der göttliche Athem ist, der das Aufkeimen der Gerechtigkeit und der Wahrheit in den Herzen bewirket. In ihm allein sind alle Schätze der Wissenschaft und Weisheit eingeschlossen; so daß man sich ganz

leicht in tausend abgeschmackte Systeme verliert, sobald man diesen vortrefflichen Kompaß nicht zu seinen Anleiter hat.

„Der Ungläubige wird niemals eine hinlängliche Antwort geben können, wenn man fragen sollte, wer dann Christus, wer jener Mensch sey, der zu gleicher Zeit so gemein und so göttlich, so erhaben und so niedrig, so rein in seinem ganzen Lebenslaufe, so groß in dem Augenblicke seines Leidens und so starkmüthig in seinem Sterben sich bewies. Indessen muß man doch hierauf ohne Zaudern und Widerstreben antworten. Ist er bloß Mensch, so ist er nichts anders, als ein Betrieger; denn er selbst hat gesagt, er sey Gott. Was soll man aber alsdann aus seinen erhabenen Tugenden, was aus seinem Evangelium machen; welches sogar die mindeste Zweydeutigkeit in Worten verbeut? und auf welche Rechnung soll man dann die Siege schreiben, die er selbst und seine Jünger in allen Welttheilen davon getragen? Ist er aber Gott, was muß man von seiner Religion, was von jenen denken, die dieselbe anfeinden und bestreiten?

„Im-

„Immer wird die Religion in den Augen derjenigen, die Grundsätze haben, ihren Handel gewinnen.“ Man darf nur bis zu ihrer Quelle zurückgehen, sie zergliedern, und sie bis zum Endzwecke verfolgen, welchen sie erzielen soll; so erkennet man: daß sie wahrhaft ist. Allein man entstaltet sie, man entehret sie, und nur ein bloßes Gerippe ist es, was die Ungläubigen an ihre Stelle setzen.“ *Lancelin der Triumph der Religion.* S. 78.

13.

Eduard Youngs Gebeth im Tempel des Weltgebäudes.

„O Du! dessen Wage die Berge wägt, dessen Wille die tobenden Meere gehorchen lehrt, dessen Odem jene Wasserwelten in Flammen, diese Flammen in einen Sturm verwandeln, und diesen Sturm bezähmen kann! der Erde niedrigster Sohn fällt zitternd vor dir nieder, um die Fülle deiner Gnaden anzurufen.

„Ach! befiehl den Winden, alle meine vorigen Missethaten weit zu verwehen, oder in

der Tiefe zu begraben. Lehre mich stets deine Macht und meine Schwachheit erkennen, und meine ganze Seele dir heiligen. Beherrsche meinen Willen; laß meine Leidenschaften von keinen menschlichen Bewegungsgründen regiert, bloß nach deinen Geboten aufschwellen und sinken. Wann der Zorn in mir kocht; so laß den Zorn mein Lob seyn, und nur die Sünde den rühmlichen Eifer entzünden. Meine Liebe brenne nur, um dem Bedrängten zu Hülfe zu eilen, und der unterdrückten Seele ihre Bürde abzunehmen.

„O gieb, daß mein Verstand immerfort dieses herrliche Buch lese, das deine Weisheit verfertiget hat! Wer ziert den jungfräulichen Lenz mit seiner Blumenpracht? Wer ruft den Sommer, wie eine schimmernde Braut hervor? wer krönt das fruchtbringende Bett des mütterlichen Herbstes? Und wer heißt den alten Winter seinen Schmuck niederlegen? — Laß Meer und Land, und Himmel und Erde sich vereinigen, um meinem Geiste ihren ewigen Urheber darzustellen. Wann Orcane brausen, oder furchtbare Donner rollen; so laß Gedanken von deiner schrecklichen Rache meine Seele erschüttern. Wann die Erde mit bunter Blüthe prangt, oder die Planeten im stolzen Glanze leuchten; so müsse

mein Herz die Majestät des Allerhöchsten verehren!

„In jeder Scene des Lebens, im Kriege oder im Frieden, im Ueberfluß oder im Mangel sey dein Ruhm meine Sorge! triumphieren wir in Waffen; oder sinken wir unter unserm Weinstocke: dein ist die Weinlese und der Sieg ist dein. Dein Wohlgefallen schärfet den Pfeil und spannet den Bogen; heißt die Traube verdorren, oder in süßen Strömen fließen. —

„Gieb, daß ich bey jedem Morgenstrahle den geweihten Tag mit Bethen anfange; mit meiner tönenden Zunge dein großes Lob verkündige und meine Seele mit der steigenden Sonne zum Himmel aufschwinge. Mit ihr laß meinen Eifer stets höher steigen, und von Inbrunst der feurigsten Liebe glühen. Ja, auch am Abende müsse meine Andacht nicht erkalten; sondern ohne Ende mit der untergehenden Sonne stets vom neuen beginnen.

„Und ach! laß die Finsterniß der feyerlichen Nacht mich mit holder Gewalt zu geheiligten Betrachtungen reizen. Wann diese Welt verschlef-

sen ist; wann majestätische Planeten aufgehen und unsere Seelen zum Himmel rufen, sie mit einem weniger blendenden Anblicke vergnügen, und die ganze Natur in einem gemilderten Lichte zeigen: O wie sinkt alsdann jeder stürmische Gedanke in stille Ruhe nieder! wie gelinde geleitet der sanftwallende Geist in die Bahn der Gottseligkeit! Wie göttlich ist es auf der schimmernden Milchstraße zu dem prächtigen Palaste des Herrn des Tages zu wandeln, seinen Hof zu bewundern, oder seine Huld anzuflehen, oder mit seinen Heiligen freundschaftliche Bündnisse zu erneuern; und auf die schlafende Welt zufrieden herabzuschauen, indem ich ihrem Stifter zu Ehren lange Nachtwachen feyere.

„Kannst du nicht den Mittelpunkt des Erdkreises erschüttern? O! so bezwinge, so bändige den Rebellen in meiner Seele. Du, der du die tobende Wuth des Meeres hemmen kannst! O dämpfe doch die ungestimmen Tumulte meines Blutes. Lehre mich mit gleicher Standhaftigkeit der lockenden Wollust und der anfallenden Pein Trotz bieten. Ach! möchte ich doch in jedem Verlangen nach dir schmachten, und das heilige Feuer mit hoffnungsvollem Vertrauen ausstrecken, und das Kleinod ergreifen, welches in dem

tiefen Schooße der Ewigkeit liegt! Möchte ich doch an dem großen Tage der Vergeltung ohne Furcht, das Buch des Schicksals öffnen sehen; und dann zum Sitze der Wonne hinaufgeführt, von Jahrhundert zu Jahrhundert mein dankbares Jubellied wiederholen, mein Licht, mein Leben, meinen Gott, meinen Heiland schauen, und in deinem Preise mit Engeln einen immerwährenden Wettstreit halten.“ Der jüngste Tag. 2 Ges. S. 54.

14.

Lobgesang im Tempel des Herrn.

1.

Die Himmel preisen deine Macht
Mit allen ihren Heeren,
Und ihrer Wunder hohe Pracht
Strahlt, Schöpfer! dir zu Ehren.
Was deine Weisheit, Gott! vermag,
Lehrt jeder Tag den andern Tag,
Und jede Nacht die andre.

2.

Gleich einem Bräutigam geschmückt,
Geht aus des Morgens Pforten

Die Sonn' hervor, erfreut, entzückt
Die Menſchen aller Orten;
Sie eilet rüſtig, wie ein Held,
Von einer Welt zur andern Welt,
Den Weg, den du ſie führeſt!

3.

Dir tönt das Loblied der Natur;
Es rauſchen Flüſſ' und Meere,
Dich rühmen Wald und Thal und Flur,
Dich aller Weſen Heere.
Wem ruft nicht Sturm und Donner zu:
Der Herr iſt Gott! Wem ließeſt du
Dich, Schöpfer! unbezeuget?

4.

Doch deiner Schöpfung Unterricht
Verſtanden ſelbſt die Weiſen
Mit allen ihrem Forſchen nicht,
Und lernten nicht, dich preiſen.
Was wüßten wir, wenn deinen Ruhm,
O Gott! dein Evangelium
Uns nicht verkündigt hätte?

5.

Herr! Jesu! deine Weisheit nur
Giebt Blinden Kraft, zu sehen,
Und lehrt das Loblied der Natur,
Der Schöpfung Auf verstehen.
Durch ihren heil'gen Unterricht
Wird erst des Lebens Dunkel Licht,
Den Schöpfer zu erkennen.

6.

Von ihr erhellt, sehn wir den Pfad,
Der näher zu dir leitet;
Sehn, was für uns dein weiser Rath,
In jener Welt bereitet;
Sehn, was wir ohne dieses Licht
Am Himmel und auf Erden nicht
Zu unserm Troste finden.

7.

Was brachtest du, o Wort des Herrn!
Den Sterblichen für Wonne!
Mehr Schimmer, als der Morgenstern,

Mehr Strahlen, als die Sonne.
Wie strahlst, wie heiligst du, wie schmückst
Du unsre Seelen! Wie beglückst
Du uns mit deinen Lehren!

8.

Drum wohne hier! o strahle rein
In dieser heil'gen Stille,
Daß in des Irrthums Nacht dein Schein
Die Wahrheit uns enthülle!
Von diesem Tempel ström' er aus,
Ström' Heiterkeit in jedes Haus,
In jede niedre Hütte!

9.

Von dir erleuchtet werden wir
Nach unsrer Würde leben;
Bestimmt zu Engeln, mit Begier
Nach Gottes Himmel streben,
Und immer fröhlich, mit Vertraun,
Auf unsern guten Vater schaun,
Und liebevoll Ihn preisen.

10.

Wir werden ohne Heucheley,
Gern ſeinen Willen üben;
Wie Er gebeut, einander treu,
Und alle Menſchen lieben;
Gerecht, mild, und dienſtfertig ſeyn,
Bedrängte ſchützen, ſie erfreun,
Und ſelbſt die Feinde ſegnen.

11.

Dann wird uns Wohlthat jedes Leid;
Luſt jede Tagsbeſchwerde;
Erquickung jedes Glück der Zeit,
Ein Paradies die Erde;
Ein Engel Gottes wird der Tod,
Und an der Gruft glänzt Morgenroth
Dem Kommenden entgegen.

12.

Die Hülle ſinkt; das Land der Ruh
Eröffnet ſich dem Frommen.
Dort jauchzen uns Gekrönte zu:

Vollendete, willkommen!
Dann preiſen wir, wie ſie, geſchmückt;
Wie ſie von Herrlichkeit entzückt
Dich Gott! durch Ewigkeiten.

Aus des H. v. Maſtiaux Kath. Geſangbuche III. Band. S. 560.

II.

Einfluß

des

Frauenzimmers

auf

Sitten, Vaterland und Religion.

Maximen.

1. Das Weib iſt Gottes Ebenbild, wie der Mann, und beyde ſtehen in ihrem Berufe zur Tugend und Unſterblichkeit auf gleicher Linie.

Aus dieſem Grunde weihet die Sibylle der Religion dem Frauengeſchlechte gleich anfangs einen Platz im Tempel der Tugend.

Hier iſt alſo keine Rede von einer Semiramis, von einer Athalia, einer Aſpaſia, einer Kleopatra, von Meſſalinen und Agrippinen; noch von jenen leider! merkwürdigen Damen, welche durch ihre politiſchen Einflüße die Welt erſchüttert haben: eben ſo wenig von Minnegeſängen oder Anekdoten aus den Zeiten der Chevalerie. In Plutarchs berühmten Weibern: In Boccace femmes illustres: in den Memoires du Comte de Grammont: Im Frauenlob und Holberg: In Meiners Geſchichte des weiblichen Geſchlechts: in Segurs Werke les femmes: in dem Triumph der Frauen u. m. a. ſind dieſe Gegenſtände bis zum Ueberfluße behandelt, und werden begierig geleſen.

Mögen gleichwohl die Gänge und Bilder der Staats- und Liebesintriken ihrer Mannigfaltigkeit wegen anziehender ſeyn! Der Weg der Tugend, ſo einfach er iſt, bleibt indeß doch

der Schönste und Wichtigste. — Wenn edle Damen ihre Hände vereinigen, die leidende Menschheit zu unterstützen, oder die Gesunkene durch ihr Beyspiel zu erheben, oder die Gesellschaft durch Worte der Tugend zu veredeln, so macht es ihren Herzen weit mehr Ehre, als wenn einige mit Entzücken lesen, wie ein Henri IV. über den kleinsten Finger seiner Angebeteten schmachtet.

2. Unverkennbar ist der Einfluß des Frauenzimmers auf das Wohl und Wehe der Familien, Länder und Reiche durch die ganze Weltgeschichte.

3. Selbst in den Zeiten der Theokratie hat sich Gott große Frauen zur Ausführung seiner Rathschlüße gewählt.

„Debora und Judith waren für ihre Nation, was Generäle für ganze Armeen sind."
d. h. *Chrysostomus.*

4. In den Zeiten der Verfolgung hat sich die Kraft der Religion vorzüglich in dem zarteſten Geschlechte ausgezeichnet.

Groß iſt die Zahl der Heldinnen, die für ihre vaterländiſchen Geſetze, oder für das Chriſtenthum ihr Leben hingegeben haben.

5. Mehr als einmal haben tugendhafte Fürſtinnen ganzen Königreichen den Frieden wieder gebracht. Die Fürſehung bediente ſich ihrer Tugend.

„Sie haben durch Thränen Bewaffnete überwunden, durch Wehklagen Reiche und Staaten gebeugt, mit Weinen die Kraft der Männer gebrochen.“ d. h. Chryſologus.

6. Drey ſtarke Triebfedern wirkten von jeher auf den Schwung der Sitten, auf das Wohl des Vaterlandes, auf den Glanz der Religion:

Die häuslichen Tugenden,

Die öffentlichen Beyſpiele,

Der herrſchende Ton.

7. Alle drey befanden ſich vorzüglich in den Händen des Frauengeſchlechtes, und leiſteten der Menſchheit große Dienſte.

8. Die Männer machten die Geſetze: die Frauen die Sitten.

Les Hommes font les lois,
Les Femmes font les moeurs.

Segur.

9. Der erſte Grund der Sitten liegt in der erſten Erziehung; und die erſte Erziehung kömt gemeiniglich aus den Händen der Mütter.

10. Wo die Erziehung zum Guten keine Herzensangelegenheit der Mutter iſt, da werden ſich nur rauhe Menſchen oder verſchlimmerte Sitten zeigen.

Die Geſchäfte des Vaters entfernen ihn nur zu ſehr, oder zu oft von ſeinen Kindern.

11. Es iſt ein großer Beruf, und eine hohe Würde, Mutter der Familie zu ſeyn.

Die Tartarn dulden in ihrer Sprache das Wort: Weib, nicht, und bedienen ſich dafür des ſchönen Ausdruckes: „Mutter der Familie."

Donnera-t-on le nom de Mére de famille à tant des femmes, qui semblent avoir oublié, qu'elles ont des enfans, et qui passent leur vie aux spectacles, à la table, au Jeu? *Dialogues sur les plaisir par Mr. Du Puy. p.* 225.

12. Wo die Mütter die erſten Beyſpiele der Eingezogenheit geben, da wird die Schamröthe lange die ſchönſte Farbe ihrer Kinder bleiben.

13. Eine tugendhafte Familienmutter iſt ein ſchöner Stern, der nicht allein den Kindern, ſondern auch den Hausgenoſſen glänzt.

Durch Kinder und Hausgenoſſen verbreiten ſich ſeine Strahlen in die übrige Welt.

14. „Glücklich der Mann, der eine gute Frau hat; denn die Zahl ſeiner Jahre verdoppelt ſich.“ Das Buch Sirach 26. Kap. 1.

An dieſen Grundſatz ſchlüßt Sirach die Folgenden an.

„Eine

„Eine wackere Frau heitert den Mann auf. Er wird die Jahre seines Lebens in Frieden zubringen.

„Eine gute Frau ist ein vortreffliches Gut. Es ist der Antheil der Gottesfürchtigen, und wird einem Manne seiner Wohlthaten wegen gegeben.

„Er mag reich oder arm seyn, so ist sein Herz vergnügt und sein Angesicht heiter.

„Die Anmuth einer fleißigen Frau ergötzet ihren Mann.

„Ihre Sittenzucht ist ein Geschenk Gottes.

„Eine verständige und verschwiegene Frau, und eine wohlerzogene Seele ist nicht genug zu schätzen.

„Ein heiliges und schamhaftes Weib ist Gnade über Gnade.

„Alles was schätzbar ist, ist mit einer keuschen Seele nicht zu vergleichen.

„Wie die aufgehende Sonne am Gottes Himmel; ſo glänzt die Schönheit einer tugendhaften Frau zur Zierde ihres Hauſes.

„Die Schönheit ihres Geſichtes bey ihrem beſten Alter iſt wie das Licht, das auf dem heiligen Leuchter ſchimmert.

„Eine Frau, die ein ſtandhaftes Herz hat, ſteht feſt auf ihren Füßen, wie die goldenen Säulen auf ſilbernen Fußgeſtellen.

„Die Gebote Gottes ſind im Herzen eines heiligen Weibes, wie die ewigen Grundfeſten auf einem ſtarken Felſen gebaut.“ Ebendaſelbſt.

Wer ein ſolches Weib errungen,
Dem hat der große Wurf gelungen.

Man beſchuldige die Sibylle keiner Einſeitigkeit, wenn ſie nur die guten Züge ausheb, und die ſchöne Seite zeigt. Sie vertrauet auf das Genie verſtändiger Damen, und auf die Erfahrung der Männer, die ſich dabey ſelbſt das Entgegengeſetzte denken.

Est et Deabus suum Fulmen,

Barclai.

15. Nichts kann mächtiger auf die Herzen der Kinder wirken, als die Sprache einer tugendhaften Mutter.

16. Tugendhafte und dankbare Kinder sind ein großer Familienschatz. Seine erste Grundlage aber ist in dem Herzen einer frommen Mutter aufzusuchen.

17. Mit einer Wonne, die alle Freuden dieser Erde überwiegt, werden glückliche Aeltern ihre Sprossen heranwachsen sehen, wenn jene Sonne sie bescheint, dessen Strahlen von der Gottheit ausgehen.

18. Erziehung und Dankesgefühl werden nur dann einen hohen Grad erreicht haben, wenn sich die Kinder freuen, daß ihre Aeltern noch Zeugen ihrer Tugend und schöner Handlungen seyn können.

Epaminondas einer der größten Männer Griechenlands, der durch seine Klugheit und

Tapferkeit die Stadt Theben zur mächtigſten Stadt erheben; der die vorher unüberwindlichen Lacedämonier gedemüthiget, und den höchſten Gipfel des Ruhms erreicht hat; dieſer große Mann ſagte oft zu ſeinen Freunden, daß von allem dem, was ihm Gutes und Glückliches begegnet wäre, ihn nichts ſo ſehr erfreuet habe, als daß er die Spartaner zu einer Zeit überwunden habe, da ſein Vater und ſeine Mutter noch am Leben waren. Samml. deut. Auf.

19. Wo die Kraftäußerung des Vaters, und die Liebe und Tugend der Mutter zuſammenwirken, da kann das Geſchäft der Erziehung nicht mißlingen.

20. Wo dagegen die böſen Beyſpiele der Väter oder Mütter den Kindern ſichtbar werden; da iſt ſchon das älterliche Haus die Pflanzſchule der Ausartung.

„Wundere dich nicht, wenn deine Tochter nichts nach dir fragt!“ Sirach XXVI. K. v. 14.

Als man die ausſchweifende Julia an die Würde ihres Vaters Auguſts erinnerte; ſo

gab ſie zur Antwort: „Wenn mein Vater vergißt, daß er Cäſar iſt; ſo darf auch ich vergeſſen; daß ich ſeine Tochter bin.“

In der Rede, welche Eduard Young an die engliſchen Frauen richtet, bedauert er das verkehrte mütterliche Anſehen, wenn Aeltern ihren Kindern in den Labyrinthen der Thorheit vorangehen; und die Kinder gleichſam aus Pflicht nachfolgen: und trette der Fall ein, daß ſie nicht folgen; ſo könne er nicht ohne Grauſen ſagen: „Eine Tochter ſchämt ſich derjenigen, die ſie gebohren hat.“ 11. Brief über die Wohlluſt. S. 316.

21. Kinder ſind die werdende Welt, das künftige Vaterland, die Pflanzen der Menſchheit. Sie werden im Freyen gedeihen, wenn ſie nicht ſchon urſprünglich in einem erhitzten Treibhauſe verdorben ſind.

22. Der wahre Zweck der Bildung muß jene Schönheit ſeyn, die nie verblüht; und dieß iſt die Schönheit der Tugend.

23. Wahre Tugend wird ihre Reitze nie verlieren. Sie macht jedes Alter ſchön und liebenswürdig.

„Worauf haben ſie denn noch Anſpruch zu machen, ſagte Eduard Young zu einer bejahrten Dame: — „Auf das, was noch ſchöner als die Schönheit iſt, wenn ſie es nur zu Hülfe rufen wollen. Die Tugend kann unſere Hochachtung mit Runzeln ausſöhnen. Sie kann das Alter liebenswürdig machen, wenn die blühende Jugend nicht mehr lächelt.“ II. Brief S. 315.

24. So ſchädlich eine vernachläßigte Erziehung iſt; ſo nachtheilig iſt eine verkünſtelte Bildung.

Nach ſo vielen Erziehungstheorien und Bildungsparadoxien iſt man endlich ſo weit gekommen, daß einige der großen Menſchenveredler ſelbſt die älterliche Liebe zu einer Kunſt gemacht haben. O! möchten doch die Mütter — Mutter ſeyn, und keine Künſtlerinnen werden!

Bey der verkünſtelten Bildung wurde gemeiniglich das Herz vergeſſen.

Ueber eine beſſere Erziehung hat Herr von Sambuga ſeine ſchönen Gedanken und Erfahrungen in dem gründlichen Werke mitgetheilt: „Ueber die Nothwendigkeit der Beſſerung. II. Th. S. 37. Möchten ſie doch überall den verdienten Eingang finden!

25. Der zum Höhern gebohrne Menſch wird vernachläßiget, wenn die Funken der Gottheit nicht bey Zeiten erreget und unterhalten werden.

26. Je früher die Aeltern die Strahlen ihrer Tugend in dem Spiegel ihrer Kinder erblicken; deſto glücklicher werden ſie ihren Beruf vollenden.

27. Durch die bloße Bildung für die elegante Welt hat die Erziehung nichts weniger als ihr Meiſterſtück vollendet.

Die elegante Welt, die nur in Romanen ſchwebt, glaubt leider der Dichtung alles, und

der Offenbarung zu wenig. Daher ihre Kleinmuth im widrigen Schicksal und Leiden; wo die Religion allein Stärke und Kraft gewährt.

Schönheit und alle Verzierungen des Körpers, Sprachen und Künste haben ohne Tugend keinen wahren Werth. Das Lob einer Sempronia bey Sallust Kap. XXV. wird gewiß nicht der Wunsch eines gesitteten Frauenzimmers seyn: „Sie zeichnete sich in der Griechischen und Lateinischen Litteratur aus. Sie sang und tanzte artiger, als es der Wohlstand einer gesitteten Frau erlaubt. Sie kannte alle Kunstgriffe einer Kokette, und achtete sie höher als Ehre und ein reines Herz. Sie schonte des Geldes und ihres guten Namens gleich wenig. Indessen war sie ein glückliches Genie. Sie dichtete Lieder, verstand die Kunst zu scherzen, spielte bald die Bescheidene, bald die Zärtliche, bald die Muthwillige, und war ganz munterer Laune und unerschöpfliche Neckerinn.“ Man sehe hierüber Sambuga wie oben. S. 65.

Auch bey der weiblichen Erziehung gilt der Satz: je mehr man an Oberfläche gewinnt; desto mehr geht an Tiefe verlohren.

28. Verzärtelung bringt große Gefahren: – Der Gesundheit – dem Leben – der Tugend.

Junge Frauenzimmer nehmen sich vorzüglich vor ihrer Jugend in obacht!

29. Es ist ein trauriges Geständniß der Aeltern, wenn sie es selbst bekennen müssen, daß ihre Kinder ausgeartet sind.

Karl, der Große hatte nebst andern eine Tochter Emma mit Namen, welche eine solche Neigung zu Karls Sekretär Eginhard hatte, daß sie ihn endlich bey Nachtszeit in ihr Schlafgemach kommen ließ. Während der Zeit, als er sich bey ihr befand, schneyete es, und Emma besorgt, man möchte morgens die Fußstapfen eines Mannes bemerken, nahm den Eginhard auf ihre Schultern, und trug ihn zum Hof hinaus. Zum Unglück aber war der Kaiser, der diese Nacht nicht schlafen konnte, am Fenster, und sah diesen ganzen Vorgang. Des andern Tags besprach er sich hierüber mit seinen Räthen und Freunden; indem er diese Begebenheit

für eine Erniedrigung seiner Würde hielt; so doch er übrigens Eginhards Verdienste schätzte. Endlich nachdem er verschiedene Meynungen angehört hatte; so sagte Karl: „Es wird mir als Kaiser leichter seyn, Eginhard zu einer Stufe zu erheben, die ihn würdig macht, meine Tochter zu ehelichen; als sie, als Vater, für übelgesittet zu erklären. Er machte ihn dann zum Kanzler, und sagte nach einem Verweise zur Emma: „So nimm gleichwohl die Last, die du getragen hast." Samml. deutsch. Aufsätze S. 117.

30. Nichts in der Welt ist so vermögend einen Mann zu bessern und seine Seele zu lenken, als eine tugendhafte und vernünftige Frau. Der h. Chrysostomus.

Es mögen dem Manne Freunde, Gelehrte, ja selbst Fürsten was sagen; so nimmt er es nicht so gut auf, als wenn es ihm seine Gattinn sagt. Denn sie ist diejenige, die von ihm am meisten geliebt wird; und eine Zurechtweisung aus ihrem Munde hat etwas Angenehmes für ihn. Wilde und ausgeartete Männer sind von ihren Gattinnen in sanfte und gesittete

Männer umgeschaffen werden. Eine kluge und sorgfältige Frau wird früher als jeder andere den Mann auf bessere Wege bringen." Rede über Johannes aus dem Griechischen übersetzt. III Th. 61. Rede S. 41 — 45.

1. Eine tugendhafte, vernünftige Frau sucht ihren Mann mehr durch Handlungen, als durch Worte zu belehren.

Diesen Satz legte einsmalen der eben angeführte große Kirchenlehrer den Frauen von Antiochia an das Herz. „Wie soll ich aber meinen Mann mit Handlungen unterrichten? läßt er sie in dieser Rede fragen, und antwortet dann:

„Wenn dein Gatte sieht, daß nicht Bosheit, nicht Vorwitz, nicht eitler Schmuck der Antheil deines Lebens ist; wenn du ihn nicht zu unnöthigen Ausgaben zwingest, sondern mit dem, was du hast, zufrieden bist; dann wird er sich auch deine Vorstellungen bereitwillig gefallen lassen. Wie kannst du ihm von der Tugend sprechen, wenn er in dir gerade das Gegentheil

ſieht? Verbinde nur ſchöne Handlungen mit deinen Worten, und deine Worte werden zu ſeinem Herzen dringen. Mit Werken mußt du ihn zur Tugend aufmuntern; beſonders aber dadurch, daß du nicht deinen Leib mit Gold, mit Edelſteinen und koſtbaren Kleidungsſtücken; ſondern deine Seele mit Sittſamkeit, Beſcheidenheit und Wohlthätigkeit zu ſchmücken trachteſt. Gehſt du ihm in Ausübung dieſer Tugenden voran; ſo wird er deinem Beyſpiele folgen. Willſt du deinem Manne gefallen; ſo mußt du deinen Körper nicht durch übertriebenen Putz entſtellen; deine Seele mußt du zieren. Alles Gold machet dich in ſeinen Augen bey weiten nicht ſo liebenswürdig, als Beſcheidenheit, Gutherzigkeit, und eine ſelbſt bis zur Aufopferung des Lebens ſich erſtreckende Liebe. Dieß iſt der wahre Reitz, durch den des Mannes Herz eingenommen wird. Die Verzierung des Körpers verurſachet Aufwand und Sorgen; der Schmuck des Herzens hingegen, Wohlwollen, Freundſchaft, ſehnſuchtsvolle Liebe fordern keinen Geldaufwand, und machen vielmehr ſorgenfrey. Der Putz des Körpers wird endlich läſtig durch die Länge der

Zeit: der Schmuck des Geiſtes veraltet nie. Willſt du alſo deinem Manne gefallen, ſo ſchmücke deine Seele! Sey ein keuſches, ein frommes, ein für das Hausweſen beſorgtes Weib. Dieſe Gattung des Schmuckes zieht am erſten an, und iſt bleibend, du magſt alt oder krank werden. — Auch deine Haushaltung wird beſſer ſtehen, wenn du dein Gold nicht um die Arme bindeſt u. ſ. w." 61. Rede.

32. Nicht allemal iſt der Prachtaufwand (der übertriebene Luxus) das Zeichen der Wohlhabenheit einer Familie.

„Das ganze Vermögen, ſchrieb Tertullian, liegt nicht ſelten in der Seide, oder iſt um den Hals gewunden, oder glänzt auf den Fingern." *de habitu mulieris.* Und Seneka ſagte von den Römerinnen: „Zwey Ohrengehänge reichen nicht mehr hin; nachdem die Ohren bereits eine größere Laſt tragen können: ein paar Heurathgüter müſſen an den Ohren hängen. *L. VII. de benef.* Dagegen nahmen der h. Ambros und Clemens das Frauenzimmer in ſo weit in Schutz, indem ſie behaup-

leten: der Fehler liege mehr in der Erziehung und in der Gewohnheit, als in der Schwäche des Geschlechtes. *S. Ambros. L. II. in Luc. cap. 2. — Clemens pedag. cap. X.*

Nachdem eine schnell reich gewordene Familie durch übertriebenen Aufwand ihr Vermögen durchgebracht hatte; so sagte die arm gewordene Frau: „Fünfzehn Jahre war ich nicht bey mir selbst; nun aber habe ich mich wieder gefunden."

33. Nur wechselseitiges Zusammenwirken in wechselseitiger Liebe macht den ehelichen Stand zu großen Aufopferungen und Entbehrungen fähig.

34. Durch die Eifersucht kömt selbst die Liebe aus ihrem Besitzstande. Sie wirket Böses in und außer dem Hause.

Deßwegen sagte Syrach:

„Vor drey Dingen scheut sich mein Herz, und vor dem Vierten erblaßt mein Angesicht: vor der Verrätherey einer Stadt; vor einer Volksempörung; vor lügenhaften Nachreden; vor ei-

nem eifersüchtigen Weibe.“ Kap. XXVI. vv. 5. 6. 7.

35. Wer sich im Kreise der Seinigen nicht mehr glücklich fühlt, der sucht vergebens eine wahre Beruhigung im öffentlichen Leben.

36. Wo die Anhänglichkeit an Haus und Familie verschwindet, da erkaltet auch die Liebe zum Vaterland.

37. Wo die eheliche Treue ihre Achtung verliert, da wird sich eben so bald die Bürgertreue verlieren.

38. Wo es keine häuslichen Tugenden mehr giebt, da wird auch die Nationalkraft abgespannt.

39. So bald die Geringschätzung des ehelichen Standes allgemein wird, so befindet sich die Gesellschaft in einem widernatürlichen Zustande.

Bey der Ausartung mancher Frauen lege nur der Mann selbst die Hand auf das Herz.

40. Civiliſirte Völker ſchreiten zur Barbarey zurücke, je mehr ſie das ungebundene Leben verweichlichet.

41. An der Dauer und Heiligkeit der ehelichen Treue iſt vorzüglich dem Frauengeſchlechte gelegen.

Würde man alle Stimmen des Frauengeſchlechtes ſammeln; ſo dürfte zuverläßig die Majorität für die Unauflösbarkeit der Ehe ausfallen.

42. Schon in den älteſten Zeiten rechnete man die eheliche Treue unter die erſten Karakterzüge großer Frauen.

Penelope, die Heldinn der ehelichen Beharrlichkeit, ſuchte den Namen der Gemahlinn des Ulisſes bis in den Tod zu behalten. Zwanzig Jahre war Ulisſes abweſend. In der Zwiſchenzeit ſuchten mehrere benachbarte Fürſten Penelopens Hand, um die kleine Monarchie an ſich zu bringen. Es wurden verſchiedene Nachrichten vom Ulisſes Tode verbreitet; allein Penelope gab ſelben keinen Glauben. Indeß ſah ſie ſich dennoch genö-

thi-

thiget eine Erklärung von ſich zu geben, um die Fürſten durch die Hoffnung von gewaltſamen Vorſchritten abzuhalten. Sie verſprach ihnen endlich einen von ihnen zu wählen; ſobald ſie ein Gewand, welches ſie mit eigenen Händen webte und ſtickte, fertig haben würde. So lange ſie zugegen waren, arbeitete ſie daran mit größtem Eifer, in der Nacht aber ließ ſie das am Tage verfertigte Gewebe größtentheils wieder auf; als endlich Ulyſſes erſchien. N. B. u. M. Geſchichte. IV. B. S. 690. Bey dieſer Gelegenheit ſetzet de Lille hinzu: „In einem tugendhaften Herzen ſtirbt das edlere Gefühl der Liebe nie."

3. In den Zeiten des Heidenthums, wo Tapferkeit und Vaterlandsliebe die erſten Tugenden waren, hatten die Frauen an Beyden den größten Antheil.

Daher die außerordentliche Stärke und Verbitterung der Gorgonen und Amazonen — daher nahmen die archiviſchen Frauen die Waffen aus dem Tempel, und jagten den Cleomenes aus der Stadt. — Von dieſem Geiſte

beſeelet begaben ſich die ſpartaniſchen Matronen in den Tempel, um den Göttern zu danken, daß ihre Söhne rühmlichſt für das Vaterland gefallen ſind. — Deßwegen ſchämte ſich der beſiegte Lacedämonier vor ſeinem Weibe zu erſcheinen. — Aus einem ähnlichen Grunde machten die Kelten die Frauen zu ihren Schiedsrichterinnen. — Und die germaniſchen Weiber jagten ihre Männer und Söhne in das Treffen zurücke. — Bey der Trauung der alten Deutſchen ſagte man allemal dem Weibe: Sie wäre nunmehr die Gefährtinn der Arbeit und Gefahren.

Man ſehe hierüber: Essai sur la superiorité intellectuelle de la femme par chev. dell' Acqua. p. 50.

44. Keuſchheit war bey den alten Deutſchen ein ſo hoch geachtetes Gut, daß der entgegen Handelnden weder Schönheit, weder Alter noch Reichthum einen Mann mehr verſchaffen konnten.

Publicatae pudicitiae nulla venia: non forma, non aetate, non opibus maritum

invenerit. Nemo enim illic vitia ridet: nec corrumpere, et corrumpi, saeculum vocatur. *Tacitus. Germ. XVIII. p.* 18.

Dagegen hatten die Söhne die ganze Kraft ihrer Väter. Ebenderſelbe.

43. Nach eingetrettener Milderung der Sitten, beſonders durch die Religion erhielten die weiblichen Tugenden einen viel weitern Spielraum, und der kriegeriſche Geiſt und die Vaterlandsliebe nahmen eine ſchönere Wendung. Groß ward die Einwirkung der Frauen auf Ruhe, Religion und Völkerglück.

46. Durch den Einfluß großer Damen wurden viele Uebel verhindert: die Religion befördert: ſelbſt Liebe und Gerechtigkeit im Innern erhalten.

Hieher gehören vorzüglich die in den Belegen angeführten Biographien einer Theodelinde, Mathilde und Eliſabeth.

„Während mein Gemahl, ſagte die Gattinn des Kaiſers Theodoſius Flaccilla, große Tha-

ten zum Nutzen der Welt übt; diene ich ihm zu Hause durch die Unterstützung armer Unterthanen.“

Hedwigis, Gattinn des Königs in Pohlen Uladislaus, war der Meynung, daß Glück und Segen ohne Gerechtigkeit, oder mit einem ungerechten Gute nicht bestehen können. Da sie dann in Erfahrung gebracht hatte, daß sich der König mehrere Güter ungerechter Weise zugeeignet habe; so drang sie unaufhörlich an ihn, solche zurückzugeben. Nachdem endlich der König alles wieder zurück erstattet hatte, so sagte er zur Königinn: „Nun wirst du doch zufrieden seyn?“ Wohl! antwortete Hedwigis, wir haben zwar das ungerechte Gut zurückgegeben, allein wo ist der Ersatz für die Thränen?“

Pericart in Cap. Luc.

Diejenigen, welche dem Frauenzimmer allen Einfluß benehmen wollen, kennen weder die Geschichte noch den Menschen. Schönheit, Liebe und Verstand werden immer wirken; weil auch die größten Menschen — Menschen sind.

— Und wenn ſich dann auch die Tugend dazu geſellet?

. Ob reine Sitten den Grundcharakter einer Nation ausmachen; ſieht man am deutlichſten in dem Betragen und Beyſpielen der Frauen.

. Wenn einmal in einem Staate die Reinheit der Sitten in der öffentlichen Schätzung der Galanterie nachſtehen muß; ſo zeigen ſich ſchon die Symptomen einer bedenklichen Staatskrankheit.

„Es giebt nur ein Unglück, ſagte J. Müller nach Chryſoſtomus; und dieſes iſt das Abweichen vom Weg der Tugend.“

. Der Werth und die Schätzung deſſen, was in dem geſellſchaftlichen Leben und Geſprächen an der Tagesordnung iſt, beruht ſehr oft auf dem herrſchenden Tone der Damen.

. Es iſt eine beſtürzende Beobachtung, daß man, um den geſellſchaftlichen Ton nicht zu verſtimmen; oder ſich der Gefahr nicht aus-

zuſehen, als ein dunkel ſehender Mann beurtheilt zu werden, ſorgfältig vermeiden muß, von Gott zu ſprechen: Man ſchämt ſich des Allerhöchſten.

Alles muß der Genius, das Glück, der Zufall, das Schickſal, der Glücksſtern gethan haben — lauter Wortſpiele ohne Wirklichkeit und Leben.

Man ſchämt ſich desjenigen, deſſen Kraft und Gnade wir jede Minute bedürfen; und deſſen Wohlthaten man nur deßwegen vergißt, weil ſie alltäglich ſind.

31. Wie mächtig könnten nicht tugendhafte Damen zum Beſten der Sitten und der Religion wirken, wenn ſie manchen Witzling, der in öffentlichen Geſprächen ſo leichtſinnig über alles Göttliche abſpricht, durch eine ernſte Miene zurüke weiſen!

Dergleichen Menſchen erweiſen ohnehin einer tugendhaften Seele keine große Ehre, wenn ſie ſich dadurch zu empfehlen ſuchen.

52. Je gröſſer das Frauenzimmer, deſto wirkſamer iſt deſſen Wort oder Beyſpiel auf das Ganze.

Die Geſchichte der Meden enthält hierüber unzählige Belege.

Nachdem ſich die Königinn Waſthi geweigert hatte, auf Befehl des Königs Aſſuerus nach der Tafel zu erſcheinen; ſo trugen die perſiſchen Weiſen auf eine Ehescheidung aus dem Grunde an, weil dieſes Beyſpiel der Widerſetzlichkeit auf alle Frauen von ganz Perſien wirken könnte.

53. Wie der Ton in öffentlichen Geſellſchaften angeſtimmt wird, ſo verbreitet er ſich in die häuslichen Cirkel.

54. Der herrſchende Ton kann nur durch eine reinſittliche Lectüre verbeſſert werden; allein dieſe Lectüre wird dort keinen Eingang finden; wo man es für abgeſchmackt hält von der Religion zu ſprechen oder zu leſen.

Unter jene gebildeten Damen, welche ſich vorzüglich mit Leſung religiöſer Gegenſtände unterhielten, iſt beſonders Johanne Grey, Tochter des Herzogs von Suffolk zu zählen. Ungeachtet ſie in den meiſten Wiſſenſchaften und Sprachen gründlichſt unterrichtet war; ſo fand ſie dennoch nur in jener Lectüre ihr wahres Vergnügen, wo ſich ihr Geiſt mit Lieblichen Betrachtungen beſchäftigen konnte. Als ſich einſt ihr ganzes Haus auf der Jagd befand, blieb ſie allein in ihrem Kabinet. Der Hofmeiſter der Prinzeſſinn Eliſabeth fragte ſie, wie ſie doch einer ſo ſchönen Jagd die Einſamkeit vorziehen könne? „Sieh! ſagte ſie, indem ſie ihm Platons Phädon von der Unſterblichkeit der Seele zeigte, in dieſer Geſellſchaft finde ich ein größers Vergnügen, als in dem Getöſe der Hörner und Hunde.“ *Caroler de St. Philip.* — Daher kam auch ihre Geringſchätzung des irdiſchen Glücks und Glanzes, und ihr Entſchluß eine Krone auszuſchlagen, die man ihr widerrechtlich angebothen. „Es heißt, ſagte ſie, Gottes und ſeiner Gerechtigkeit ſpotten, wenn man ſich ein Gewiſſen daraus macht ei-

nen Schilling zu ſtehlen; aber keine, eine Krone an ſich zu reißen. Ueberdieß bin ich nicht ſo jung, und nicht ſo unerfahren in den Tücken des Glücks, daß ich mich durch ſie ſollte fangen laſſen. Wenn es einige bereichert, ſo geſchieht es nur, um ſie zu ſeiner Beute zu machen. Es erhebt andere, um ſich an ihren Sturz zu ergötzen. Wen es geſtern anbetete, der wird heute ſein Spiel. Erlaube ich heute dem Glücke, mich mit einer Krone zu zieren, ſo muß ich morgen leiden, von ihm mit Füßen getreten zu werden u. ſ. w. Frauenwürde S. 50.

Cartier de St. Philip führt unter andern merkwürdigen Antworten geiſtreicher Damen jene der Dem. St. Firmin an, welche ſie über folgende von einigen Gelehrten in der Geſellſchaft aufgeworfene Frage ertheilte: „Wodurch Gott eine größere Liebe gezeigt habe, daß er Menſch geworden, oder geſtorben iſt?“

Voir naitre et mourir l'Auteur de la Nature,
Voir un être eternel commencer et finir,

Ces deux extremités parfaitement s'unir,
Le Créateur se joindre avec la Créature:

Voir un Dieu renfermé sous l'humaine figure,
Celui qui contint tout se laisser contenir,
Celui de qui le bras peut seul tout sôutenir,
Etre sans mouvement dans une sepulture:

Ces miracles offerts à mes sens étonnés
Au salut des Humains ont été destinés;
L'un commence l'ouvrage, et l'autre le consomme.
Mais l'Amour au premier a bien plus fait d'effort:
Car du ciel à la terre, et de Dieu jusqu'à l'homme,
L'espace est bien plus grand que de l'homme à la mort.

Reponses spirit. des Dames. p. 45.

55. So unſtreitig es iſt, daß das Frauenzimmer nicht nur zur Gründung, ſondern auch zur Verbreitung des Chriſtenthumes ſehr vieles beygetragen hat, ſo

ſehr iſt zu wünſchen, daß es gegenwärtig zu deſſen Erhaltung nach Kräften wirke.

Ueber den Stand des weiblichen Geſchlechtes vor, und nach der Erſcheinung des Chriſtenthums drückt ſich Segur ſehr ſchön und richtig aus:

„On a vu successivement les femmes, chez les patriarches, réduites au simple emploi de méres de famille; chez les Egyptiens, traitées avec plus de consideration, mais toujours regardées seulement comme des sources de bonheur, en Gréce, tantôt oubliées, comme à Athènes, tantôt offertes sans voile, comme à Lacédémone, aux regards envieux des Hommes, et victimes d'une froide et coupable philosophie, qui les degradoit en les déplaçant. Elles jouérent un rôle plus decent a Rome dans les premiers moments de la republique, mais bientot aprés, livrées à toutes les seductions, á tous les dangers, on le vit suivre la dégradation de l'empire romain, se detruire et se corrompre avec lui. Telle avait

été la marche graduée des mœurs et de la condition des femmes jusqu' au regne de Tibere.

„Enfin le Christianisme naquit: il vint offrir aux Hommes une route sure de morale, de bonheur présent et à venir; pour gloire, un rapprochement avec l'Etre suprême; pour but, des douces consolations sur la terre, et pour recompense, une éternelle tranquillité dans le ciel.

„Jusque-là, les femmes, indécises dans leurs desirs, soumises jusque dans leurs pensées, et ne connaissant d'autres clartés que les lueurs passagéres du plaisir, attendaient sans ésperance. Devenues chretiennes, elles subjugent leurs sens, elles subjugent leur raison; embrasées d'une flamme pure et hardie, elles s'élevent à l'amour divin, et goutent ce bonheur anticipé que la foi nous dispense au sein même de l'adversité!

C'était sur tout sur ces ames tendres que la loi du Christ devait exercer toute

son influence. Elles furent en effet les prémieres à embrasser ces dogmes religieux, qui répondant à tout les mouvements, leur offraient une occupation attachante et des jouissances sans remord. La prodigieuse révolution que ce moment produisit est difficile à peindre.

Le christianisme, sévére en principes, mais commandant l'indulgence, remplaça le regne des sens par celui des ames. Si la politique, et la philosophie avaient tout rapporté à l'intéret des societés, la nouvelle legislation fit voir cet univers comme un néant, dont tout devait nous detacher, et le monde à venir comme le seul but de nos pensées, et de notre éspoir. Tout s'épura — le mariage qui n'était qu'une union de convention, devint un noeud sacré, solemel, sanctifié par l'autel et protegé par les lois; une morale simple et pure se présenta comme secours au malheur, comme sauve garde à la foiblesse, à l'innocence. Etouffant les haines, et defendant les vengeances, la paix sembla descendre sur la terre, pour inviter tous les mortels à s'aimer, à se soutenir;

et la religion, en réunissant toutes les ames, sembla former une immense chaîne qui se rattachait au trône de la divinité.

Tout, dans ce nouveau culte, devait plaire aux femmes. Non seulement il rétablissait une balance plus égale entre elles, et nous, mais il répondait en quelque sorte à ce gout toujours dominant chez elles, de subjuger et d'excercer leur pouvoir.

L'Angleterre, la France, une partie de l'Allemagne, la Baviere, la Hongrie, la Bohême, la Lithuanie, la Pologne, la Roussie, et pendant quelque temps, la Perse, réçurent l'Evangile de mains de la beauté, et des milliers de prosélytes furent les fruits heureux des charmes, et de la grace. Bientot cette sensibilité naturelle aux femmes, sensibilité que l'amour change en passion, fut transformée par la religion en pitié douce et consolante. Le besoin du bonheur des autres, de soulagement de l'infortuné, s'empara des ces ames de feu. —

La persecution même qu' éprouvèrent les chrétiens, servit aux femmes à developper leurs vertus. La Religion, calme, et triomphante, avait attendri leurs coeurs; -- mais, troublée, ménacée, proscrite, elle électrisa leur courage, éleva leurs sentiments: entraînées par un saint enthusiasme, les premieres elles se précipiterent sur les buchers qu' élevait la tyrannie. — Ces mêmes femmes qui naguéres, au milieu le l'encens et des hommages, faisaient lutter l'éclat de leurs charmes avec celui de leurs ornements ----- alors, couvertes d'un cilice, oubliaient leurs attraits, leur foiblesse, bravaient la mort, la demandaient; et, affranchies du présent, s'elançaient avec ivresse dans les abymes de l'avénir." *les femmes Tom. I. p. 150.*

56. Von der Thätigkeit edler Frauen, den schönen Ton der reinen Liebe des Christenthums zu verbreiten, hängt auch in unsern Tagen ein großer Theil der Erhaltung der Religion ab.

Möchten doch weise, tugendhafte Damen alle ihre Geisteskräfte vereinigen, wenn die sinkende Religion in ihre Arme fällt!

In jener berühmten Rede, welche der groſe Bourdaloue an die Pariſer Damen hielt, ſprach er unter andern; nachdem er den ſchrecklichen Verfall der Sitten geſchildert hatte.

„C'est de vous, Mesdames, et le sçavez-vous, et jamais y avez-vous bien pensé devant Djeu? c'est de vous que depend la sainteté et la reformation du christianisme; et si vous étiez toutes aussi chretiennes que vous devez l'être, le monde par une bienheureuse necessité deviendroit chretien.“ *Sur l'Impureté Tom. II. p.* 120.

57. Groß und weitumfaſſend iſt der Wirkungskreis des Frauenzimmers, die Sprache der Tugend und Religion geltend zu machen, oder ſie in die geſellſchaftlichen Cirkel einzuführen. Die Einen können dieß durch ihr hohes Anſehen: die Andern durch ihre Geiſtesſuperioritat: die Dritten durch ihre erhabenen Beyſpiele.

Unzählig ſind die Belege, die uns die Geſchichte von dem Uebergewichte des weiblichen Geiſtes über Männer und Weiberſeelen zeigt.

„Als

„Als man die Marſchällinn von Ancre fragte, welcher Zaubereyen ſie ſich bedient hätte, die Königinn Maria von Medicis zu beherrſchen; ſo gab ſie zur Antwort: „Ich habe mich der Gewalt bedient, die große Geiſter über ſchwache haben.“ M. Int. 1812. p. 736.

Die Macht der Beyſpiele iſt eine hinreißende Macht. — „Der größte Menſch kann durch ſein Beyſpiel noch größer werden.“ *Vell. L. II.*

Dagegen iſt die Macht böſer Beyſpiele eine zerſtörende Macht. „Mit aller meiner Beredſamkeit, ſprach einſt der große Chryſoſtomus, vermag ich das nicht auf die Ohren der Zuhörer, was der üppige Anzug eines Frauenzimmers auf die Augen der Zuſchauer.“

B. Wenn der Ton der Tugend in dem häuslichen und öffentlichen Cirkel verherrſchend wird; ſo darf ſich der Staat gute Bürger verſprechen.

. Wo dagegen die Beyſpiele vorzüglich in der heiligen Treue ſeltener werden, und dieſes

hohe Pflichtgefühl weder zum häuslichen Glück, noch zum öffentlichen Ruhm gerechnet wird; wo die Duldung eheliger Mitgenossen mit zum feinern Ton gehört, und der Staat hierüber seine Gleichgültigkeit bezeigt; da untergräbt der Staat selbst seine Grundfeste.

60. Da der Stand der Ehe ein nothwendiger, von Gott geheiligter Stand ist; so handeln sowohl einzelne Häuser als Regierungen dem Plane des Allerhöchsten zuwider, wenn sie die Achtung, die Würde und die Kraft dieses Standes schwächen. Umsonst erwarten sie unter solchen Umständen des Himmels verheißenen Segen! Sie werden über kurz oder lange die traurigsten Folgen empfinden.

Es ist unbegreiflich, daß Manche es wagen, an den Ehen, der Basis aller Bürgerlichkeit, zu modeln und sie im Sinne des Zeitgeistes zu behandeln, ohne zu bedenken, daß dem Staate dadurch wirklich in das Herz gegriffen wird! Was kann mehr im Staate fest seyn, wenn die Haushaltungen, auf deren Festigkeit der Staat beruht, von Lau-

nen und Anwandlungen, die leider! bey einem verweichlichten Zeitalter so gewaltig einfließen, zerrüttet werden können!.... Vielleicht haben manche Staaten, deren Unfälle wir wie versteinert ansahen, einen großen Theil ihres Mißgeschickes der leichtern Behandlung der Ehe zuzuschreiben! — Sie muß stehen, wie eine Felse Gottes: oder der Staat steht nicht!" B. Sambuga über die Nothwendigkeit der Besserung. II. Thl. S. 237.

61: Nur dort, wo Treue und Liebe zu Hause — Friede in der Familie und Friede im Lande ist, gefällt sich Gott in seinen Geschöpfen.

62. „In der Männer Herrschgebiethe
Gilt der Stärke trotzig Recht,
Mit dem Schwert beweißt der Scythe,
Und der Perser wird zum Knecht.
Es befehden sich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

Aber mit ſanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte,
Löſchen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich ſich haſſen,
Sich in der lieblichen Form zu umfaſſen,
Und vereinen, was ewig ſich flieht.

Schiller, Würde der Frauen.

Historische Belege.

1.

Asdrubal und seine Gemahlinn.

Noch in den letzten Tagen, da Karthago fiel, bewiesen die karthaginensischen Frauen ihre Anhänglichkeit an ihr Vaterland. Da es am Stoffe zu den Sehnen der Bogen fehlte, so schnitten sie sich die Haare ab, und flochten sie zu Werkzeugen des Todes. Schrecklich aber war die Scene, welche Asdrubals Gemahlinn eröffnete, da Karthago's letzte Stunde schlug.

Asdrubal ihr Mann befehligte die karthaginensische Armee in der Stadt. Man ver-

theidigte sich zwar mit Verzweiflung; allein Scipio ward endlich Meister von Karthago, und ließ seine Legionen die Citadelle einschließen. Am sieben ten Tage kam eine Kapitulation zu Stande, kraft welcher 50,000 Karthaginenser beyderley Geschlechts durchs römische Lager abzogen, die sich in die afrikanischen Wüsteneyen zerstreuten. Hievon aber waren die Ueberläufer ausgenommen. Diese, etwa 900 an der Zahl, den unvermeidlichen Tod vor sich sehend, verschanzten sich in dem Tempel Aesculaps, der auf dem Gipfel eines Felsen gelegen war. Asdrubal war noch an ihrer Spitze, aber unversehens machte er sich einen Augenblick, wo man ihn nicht beobachtete, zu Nutze, stieg aus seinem Schlupfwinkel herab, und ergab sich dem Scipio, welches den letzten Auftritt dieses blutigen Trauerspiels herbeyführte.

Sobald Asdrubals Gemahlinn seine Flucht und seine Schande erfuhr, erschien sie an dem Säulengange des Tempels in dem prächtigsten Schmuck, ihre beyden Kinder an der Hand. „Scipio," rief sie herab, ich rufe die Gerechtigkeit der Götter nicht gegen dich auf! Indem du Karthago zerstöreſt, machst du blos von dem Recht des Krieges Gebrauch; aber o! daß der

Himmel und Rom sich verbänden, diesem Böse-wicht die schmählichste Strafe anzuthun, der sich ein Spiel daraus macht, sein Weib, seine Kinder, sein Vaterland und seine Götter zu verrathen! Was mich betrifft; ich strafe mich jetzt dafür, daß ich ihm meine Hand gab. Lieber will ich auf dem Scheiterhaufen der Dido sterben, als mich lebend an deinem Triumphwagen gekettet sehen.“ Mit diesen Worten ermordete sie ihre beyden Söhne, steckte den Tempel in Brand, stürzte sich in die Flammen und kam so mit allen Ueberläufern um. Neue Welt- und Menschengeschichte. IV. B. S. 478.

2.

Lucretia.

Während der Zeit, da die Römer die Belagerung von Ardea, der Hauptstadt von Latium in eine Blokade verwandelt hatten, herrschte in dem römischen Lager große Freyheit; besonders brachten die Söhne des Tarquins ihre Zeit fast bloß mit Lustparthien hin. Eines Tages, da sie nebst dem Collatinus, einem Neffen des ältern Tarquinius, in dem Zelt des Sextus zu Tische saßen, fiel das Gespräch auf

die Frauen; jeder Gast sprach von der Seinigen mit den Lobeserhebungen, die ihm mehr die Eitelkeit, als die Liebe eingab; und als der Streit warm zu werden anfieng, that Collatin den Vorschlag, daß er ihnen die Seinige zeigen wollte, fest überzeugt, sagte er, daß der bloße Anblick dieses Meisterstücks der Natur sie von ihrem Vorzuge vor allen andern überzeugen würde. Es war erst in der Abenddämmerung. Die ganze vom Wein erhitzte Gesellschaft setzte sich zu Pferde, und flog nach Collatia. Lucretia war eben damals, gleich den Prinzessinnen aus Homers Zeiten, in Gesellschaft ihrer Sclavinnen, mit Flachsspinnen beschäftiget. Der Anblick ihrer kunstlosen Reize, ihre Freude bey der Annäherung ihres Gemahls, mit der Zurückhaltung, die der Anblick so vieler Fremden ihr einflößte, das alles machte starken Eindruck auf Tarquins Söhne. Sextus besonders, der am wenigsten Herr über sich selbst war, ward von der heftigsten Leidenschaft für Lucretien entflammt. Indeß waren die Prinzen ins Lager zurückgekehrt, und unter neuen Bachanalien schienen sie der Ausflucht nach Collatia vergessen zu haben. Mit einem Male erschien Sextus, ohne daß Collatin darum wußte, bloß von einem einzigen seiner Leute begleitet, im Hause

der Lucretia. Da niemand sein schändliches Vorhaben argwöhnte, so empfieng man ihn mit aller Ehrerbiethung; und nach dem Abendessen führte ein Sclav ihn in das ihm bestimmte Zimmer. Als alles im Hause still war, und im Schlafe zu liegen schien, schlich Sextus sich, glühend von seiner Leidenschaft, bis an Lucretiens Bette: „Ich bin Sextus, sprach er, indem er ihr den bloßen Degen vorhielt; giebst du nur einen Laut von dir; so ist dieß der letzte Augenblick deines Lebens!“ Lucretia suchte bey dem Anblicke des blitzenden Stahls vergebens in allem, was sie umgab, Rettung von dem ihr drohenden Tode. Sextus, der sich einbildete, das Schrecken habe sie schon halb besiegt, warf sich ihr jetzt zu Füßen, und wand alle Künste an, um ihre Standhaftigkeit zu besiegen. Allein Lucretia wußte noch immer die Verwegenheit mit der Beredsamkeit der Tugend in Zaum zu halten. Nun erreichte die Leidenschaft des Bösewichts den höchsten Grad. Da er sah, daß Lucretiens Standhaftigkeit selbst der Furcht des Todes nicht erlag, wagte er es, sie durch die Furcht der Schande anzugreifen. „Ich werde einen ermordeten Sclaven zu dir ins Bette legen, sagte er, werde versichern, daß ich euch zusammen überfallen habe; und dann wird man dei-

nen Tod für die verdiente Strafe des schändlichen Ehebruchs halten.“ Diese neue Art von Drohung erschütterte Lucretiens Seele: sie fürchtete sich nicht zu sterben; aber sie war nicht stark genug, ihren Namen mit Schande gebrandmarkt auf die Nachwelt kommen zu lassen. Sie zitterte, und gab nach.

Kaum hatte Sextus sich entfernt, als Lucretia von Gram und Schmerz außer sich, einen Boten nach Rom zu ihrem Vater, und einen andern ins Lager vor Ardea zu ihrem Gemahl abschickte, und sie bey allem, was ihnen theuer und heilig ist, beschwur, augenblicklich nach Collatia zu ihr zu kommen. Beyde eilten hin und brachten den Valerius und Brutus mit. Kaum hatte Collatin die Schwelle seines Hauses betretten, als Lucretia seine Knie umfaßte, und sie mit ihren bittern Thränen benetzte. „Sieh da unser eheliches Bette, sagte sie mit einer von Schluchzen oft erstickten Stimme; es war eine Zeit, wo es rein war, wie mein Herz; es ists jetzt nicht mehr, ein Unmensch hat es befleckt. Nur mein Leib ist strafbar; mein Herz ist unschuldig, und mein Tod wird seine Unschuld besiegeln. Aber schwöre mir, daß der schändliche Sextus seines ehebrecherischen Triumphes nicht

genießen soll; denn er wars, der, mit dem Dolch in der Hand, mir Gewalt that. Eine für mich verderbliche Freude trug er aus diesem Hause davon; die aber bald noch verderblicher für ihn werden wird; wenn nur nicht aller Muth in der Brust meines Vaters und meines Gemahls erloschen ist.“

Alle Zeugen dieser Scene schwuren Lucretien Rache, und suchten sie zu beruhigen. „Ihr alle, erwiederte sie, mögt sehen, was Sextus verdient; was mich betrifft; so spreche ich mich von dem Verbrechen; aber nicht von der Strafe frey. Ich will nicht, daß eine Ehebrecherinn sich künftig auf Lucretiens Beyspiel berufen könne, um ihre Schande zu überleben. Mit diesen Worten zog sie einen unter ihren Kleidern versteckten Dolch hervor, stieß ihn sich in die Brust, und sank sterbend in die Arme ihres Vaters und ihres Gemahls *Livius Hist. L. I. 57.* — R. B. u. A. Geschichte. Der Röm. Gesch. I. Th. S. 313.

Dieses von Livius mit Feuer entworfene Gemälde, welches so oft bald auf unsern Bühnen, bald in unsern Gemäldegallerien aufgestellt wird, sey hier keineswegs in der Absicht

angeführt Lucretiens That und Selbstmord zu rechtfertigen. „Sie hätte, schreibt de Lille, weil sie zu sterben wußte, bey der zweyten Drohung nicht nachgeben sollen; sie hätte doch auf jedem Falle Gott und die Unsterblichkeit auf ihrer Seite gehabt.“ Wichtiger sind die daraus entstandenen Folgen; denn der blutige Dolch, den Brutus dem Volke zeigte, der Anblick des Leichnahmes der Lucretia, die Wuth des Vaters und Gemahls bewirkten jene Revolution, durch welche Tarquin und seine Familie Krone und Leben verloren. —

Sowohl dieses, als das vorhergehende Beyspiel zeigen zwar, was die Furcht vor Schande vermag; verdienen aber jene übertriebenen Lobeserhebungen nicht, die man sowohl diesen als allen übrigen griechischen und römischen Heldinnen unangefochten mit vollem Glauben zollt; während man jene heroische Hingebung der Blutzeugen der Religion, und jene unvergleichlichen Züge christlicher Tugenden so gerne zu Balladen und verdächtigen Legenden machen möchte.

Schön schreibt Stolberg: „Nur die Tugend giebt dem Leben, nur die Religion der Tugend Haltung.“ Gesch. der Rel. 7. Th. S. 107.

3.

Coriolan und Veturia.

Marcius, der in der Folge unter dem Namen Coriolanus so berühmt ward, stammte von dem Ancus Marcius, Numas Enkel und Roms vierten König ab. Schon in seiner Jugend der stärkste, und unerschrockenste Mann seiner Zeit, mußte er nothwendig einer von den Helden dieses kriegerischen Roms werden, in dessen Sprache das Wort Tapferkeit zugleich Tugend bedeutete.

Schon als er das erstemal auf dem Kriegesschauplatze wider die Lateiner aufgetretten, erwarb er sich eine Bürgerkrone; und nachher wurde kein Treffen mehr geliefert, in welchem er nicht irgend einen Ehrenpreis davon getragen hatte. Unterdessen aber seine Kriegsgefährten einen mit Blut erkauften Ruhm zum Ziel ihrer Tapferkeit machten, machte er die Freude seiner Mutter Veturia zum Ziel seines Ruhms. Sie zur Zeuginn der Siegespalmen zu machen, den er einerndete; die Kränze, die er sich erworben hatte, in ihren Händen, und sich von ihren Armen umschlungen, und von den Freudenthränen,

die seine Thaten ihr auspreßten, benetzt zu sehen, das war seine höchste Glückseligkeit. Veturia hatte aber ihren Sohn in den Grundsätzen der Aristokratie nur zu strenge erzogen, welches dann auch die Grundlage seines Unglückes geworden.

Nach der Eroberung der Hauptstadt der Volsker Corioli erhielt er den Namen Coriolan, und da er in einem weitern Treffen die Volsker geschlagen hatte, so wurde seine Tapferkeit bis in den Himmel erhoben, und nachdem er sich endlich in fernern Schlachten Ehre und Ruhm erworben hatte, so hielt er sich für mächtig genug, die Macht der Tribunen und des Volks zu Rom zu schwächen, und den Stand der Patricier emporzuschwingen. Die gewaltsamen Maaßregeln aber, derer er sich bediente, brachten bald die Tribunen und das Volk auf den höchsten Grad der Erbitterung. Man war bereits schon im Begriffe, ihn von dem Tarpejischen Felsen herabzustürzen, als ihn noch einige Patricier retteten. Endlich kam es dennoch so weit, daß man ihn zur ewigen Landesverweisung verurtheilte.

Coriolan verließ Rom von vielen Patriciern bis an die Thore der Stadt begleitet; und nach-

dem er ſeiner untröſtlichen Mutter und Gattinn ein ewiges Lebewohl geſagt hatte, begab er ſich nach Antium einer Hauptſtadt der Volſker. Nur Wuth und Rache kochten jetzt in ſeiner empörten Seele; und dieſes bewog ihn zu dem verzweifelten Entſchluß, ſich ſeinem, und Roms Feinde in die Arme zu werfen. Es war Tullus Amfidius, der dazumal zu Antium lebte, und bey den Volſkern in faſt königlichem Anſehen ſtand: ein Mann, der mit der Muttermilch den Haß des römiſchen Namens eingeſogen hatte. Da aber Coriolan eben dieſem Tullus, welchen er in Schlachten mehr als einmal zum Zweykampf aufgefodert hatte, perſönlich verhaßt war, ſo bediente er ſich einer beſondern Maaßregel, ſich ihm zu nähern, um ſein Leben nicht ſogleich in Gefahr zu ſetzen.

In einer Verkleidung, die ihn völlig unkenntlich machte, ſaylich er ſich mit Einbruch der Nacht in Antium, gieng geradewegs in das Haus des Tullus, und ſetzte ſich da ſtillſchweigend und mit verhülltem Geſicht an den Heerd, welchen man, im hohen Alterthum, als einen heiligen Ort betrachtete.

Man benachrichtete davon den Tullus, der ſogleich vom Tiſche aufſtand, hingieng, und ihn

fragte, wer er sey, und was er verlange? Der Unbekannte enthüllte jetzt sein Gesicht, und sagte zu dem Volsker:

„Erkenne in mir den Marcius, der dir und deinen Landesleuten bisher so furchtbar war. Schon der Zuname Coriolanus, den ich mir durch die Eroberung einer eurer Hauptstädte erwarb, zeugt von dem Haß, welchen ich deiner Nation geschworen hatte. Allein eben dieser Zuname ist der einzige Lohn meiner Thaten, welchen Rom mir nicht hat nehmen können. Alles übrige hat der Neid und die Frechheit des Pöbels, und die Zaghaftigkeit der Patricier mir entrissen. Ja Tullus! man hat mich aus der Stadt verwiesen, für die ich so oft mein Blut vergoß; und ich komme jetzt als ein verbannter Flüchtling, und nehme zu diesem heiligen Heerde meine Zuflucht, nicht um mein Leben zu sichern — denn wie könnte ich mich dir in die Arme werfen, wenn ich zu sterben fürchtete? — sondern um mich an meinen Verfolgern zu rächen; und daß ich mich in deine Gewalt übergebe, ist schon Anfang meiner Rache. Vereinige also, wenn du Muth hast, deinen Haß mit dem meinigen, um gemeinschaftlich mit mir Rom zu Grunde zu richten! wo nicht, so ist meine Tapferkeit

zu

zu nichts nütze, und ich werde zu ſterben wiſſen."

Tullus reichte dem Coriolan ſogleich die Hand, führte ihn an ſeine Tafel, und verabredete mit ihm die Mittel, einen Staat zu vertilgen, der nur da war, ſeine Nachbarn zu unterdrücken, und ſeine groſſen Männer zu verfolgen.

Die Römer und Volſker waren zwar dazumal in Frieden; allein wenn man einmal brechen will, ſo laſſen ſich gar bald Anläſſe erkünſteln, den Traktaten ihre Heiligkeit abzunehmen. Und ſo kam es wirklich zu einer Kriegserklärung wider die Römer. Tullus und Coriolan wurden die Befehlshaber der Armee.

Coriolan eröffnete den Feldzug auf die glänzendſte Art, bemächtigte ſich einer Menge kleiner den Römern unterworfenen Städte, und verheerte racheſchnaubend das römiſche Gebiet weit und breit. Endlich erſchien er vor Rom, um es zu belagern. Rom, welches ohnehin durch ſeine innern Zwiſte getheilt war, gerieth in Verwirrung, und ſchickte ſogleich bey Eröffnung der Belagerung eine Geſandſchaft der angeſehenſten

Männer des Senats, fast alle Verwandte und Freunde Coriolans, in das Lager der Volsker, die dem Helden seine Zurückberufung, und den Volskern einen ehrenvollen Frieden anbot. Die Römer wurden mitten durchs feindliche Lager in sein Zelt geführt, wo die vornehmsten Volsker bey ihm versammelt waren; und nachdem sie die Absicht ihrer Sendung vorgetragen hatten, gab ihnen Coriolan mit seinem gewöhnlichen Stolz zur Antwort: Die Römer sollten erst, ehe sie von Frieden sprächen, den Volskern das ganze Land, und alle die Städte, die sie ihnen abgenommen, zurückgeben; denn man würde sie nicht länger mehr die Früchte ihrer Raubsucht genießen lassen. Was ihn besonders beträfe, so wäre er für die Güte, mit welcher ihn die Volsker aufgenommen, nicht weniger empfindlich, als für die Beschimpfung, die er von seinen Mitbürgern erleiden müssen; er habe sich daher ein anders Vaterland gewählt, und hange durch kein Band mehr an der Stadt, die, nachdem sie durch seine Thaten vergrößert worden, undankbar und gefühllos genug gewesen wäre, ihn von sich auszustoßen.

Da die nämlichen Gesandten abermals zu ihm geschickt wurden, so erklärte er ihnen, daß

wenn Rom die ihm vorgeschriebenen Bedingungen nicht eingehen wollte, sie es nur nicht wagen sollten, die Stadt nochmals zu verlassen, weil man sie dann nicht länger als Gesandte, sondern als Feinde behandeln würde.

Als der Senat von den zurückkommenden Gesandten diese Nachricht erhielt, so versuchte er in diesem fürchterlichen Sturme den heiligen Anker auszuwerfen. Der Oberpontifex, das ganze Augurkollegium, und alle Diener der Religion erhielten Befehl, in ihren priesterlichen Kleidungen sich in das feindliche Lager zum Coriolan zu verfügen, und alles anzuwenden, um ihn dahin zu bringen, daß er seiner Vaterstadt einen weniger demüthigenden Frieden bewilligte. Coriolan, der jetzt keine andern Götter, als die der Rache erkannte, schickte auch diese Gesandschaft unverrichteter Sache zurücke

In dieser äußersten Verlegenheit begaben sich die römischen Damen in großer Menge zu der Veturia, Coriolans Mutter, und zu der Volumnia, seiner Gattinn, und beschwuren sie, bey dem hartherzigen, unversöhnlichen Krieger einen letzten Versuch zu machen. Die Natur, hofften sie, würde zu Coriolans Herzen

reden, und die Thränen zweyer Weiber, deren Andenken seine Wuth nicht hätte austilgen können, würden ein Vaterland retten, welches die Waffen der Bürger nicht zu schützen vermochten.

Veturia und Volumnia konnten diesen Bitten nicht widerstehen; sie verfügten sich ins feindliche Lager, und ließen den Corielan benachrichtigen, daß einige römische Frauenzimmer ihn zu sprechen wünschten. Der Held, dessen unbiegsame Seele gegen die Majestät einer Gesandschaft der ehrwürdigsten Männer des Senats, und gegen die Würde der Diener der Religion gefühllos geblieben war, schmeichelte sich um so mehr, daß er gegen die Thränen einiger Weiber Stand halten würde. Als er aber seine Mutter, seine Gattinn, und seine Kinder sah, fühlte ihn ein unwillkührliches Gefühl, welches er nicht zu unterdrücken vermochte, daß er der Natur noch nicht ganz abgeschworen hatte. Er stand sogleich auf, und gieng auf Veturien zu, um sie zu umarmen; aber die ehrwürdige Frau hielt ihn zurück.

„Halt! — sagte sie — Ehe ich mich von dir berühren lasse, muß ich erst wissen, ob ich

Roms Feind, oder meinen Sohn vor mir se-
he; ob Veturia in diesem Lager deine Mutter,
oder deine Sclavinn ist. Ich Unglückselige! dar-
um also mußte ich ein so hohes Alter erreichen,
damit ich sähe, wie das Vaterland den Corio-
lan verbannte, und Coriolan das Vaterland
mit Krieg überzog! Barbar! konntest du es
über das Herz bringen, dieß Land zu verwü-
sten, welches dich geboren werden sah, dich
nährte und auferzog? So großen Unwillen du
auch im Herzen hegtest, konntest du diesen Bo-
den betretten, ohne daß augenblicklich dein Zorn
erlosch? Beym Anblick dieser Stadt, die du
belagerst, kam dir der Gedanke nicht in Sinn:
Dort ist mein Haus, dort meine Mutter, mein
Weib, meine Kinder, meine Götter? Und wie!
hätte ich dir nicht das Leben gegeben, so wäre
Rom noch heute das Schrecken der Völker,
die sich zu seinem Untergange verschworen ha-
ben; und die Geburt eines Sohnes ist Schuld,
daß ich nun nicht als eine freye Römerinn in
dem Schooß einer Vaterstadt, die ohne das
auch frey seyn würde, sterben soll! — Aber
wisse, daß unser Unglück nie so groß seyn wird,
als deine Schande. Ohne Zweifel bin ich die
elendeste aller Weiber; aber ich werde es nicht
lange mehr seyn. Wenn Veturia und Volum-

nia nichts mehr für dich ſind, Grauſamer! ſo denke doch wenigſtens an dieſe deine Kinder, die dich noch Vater nennen! Bedenke, daß du Rom nicht zerſtören kannſt, ohne ihre Tage abzukürzen, oder ſie auf Lebenslang zu Sclaven zu machen!“

Bey dieſen Worten warfen ſich Coriolans Kinder ihrem Vater in die Arme, und überhäuften ihn mit zärtlichen Liebkoſungen. Dieſe Scene erweichte den Helden vollends.

„Meine Mutter hat überwunden! rief er, und ihr Sieg, ſo glücklich er für Rom iſt, ſo unglücklich wird er für mich ſeyn.“ Darauf ſchickte er Veturien und Volumnien zurücke. Er ſelbſt aber brach gleich am folgenden Tag ſein Lager ab, und entfernte ſich mit den Legionen der Volſker von der Gränze. Die Römer vernahmen den glücklichen Erfolg mit dem größten Enthuſiasmus der Dankbarkeit, und verewigten das Andenken dieſes Tages durch einen Tempel, welchen ſie der Glücksgöttinn der Weiber widmeten. *Livius.* — Allg. D. u. N. G. ſ. XI. B. S. 572.

4.

Abigail und David.

Ungeachtet der zwiſchen dem König Saul und David vorgegangenen Ausſöhnung, traute dennoch David den Verſicherungen des Königs nicht, und begab ſich mit allen ſeinen Leuten in die Wüſte Pharan. Da lebte ein ſehr reicher Mann in der Nachbarſchaft zu Maon, der ſeine Habſchaft auf dem Karmel hatte. Er hatte dreytauſend Schafe und tauſend Ziegen. Er hieß Nabal, ſeine Frau Abigail. Die Frau war ſehr klug und ſchön; ihr Mann aber war ein harter, böſer und ſchalkhafter Mann. Es war im Orient ein altes, zum Recht gewordenes Herkommen, daß man den Nothleidenden ein Geſchenke gab, wenn man entweder ein Gaſtgeboth hielt, oder eine anſehnliche Einnahme hatte. Es war ein feſtlicher Tag. Da nun David hörte, daß Nabal ſeine Herde ſchor; ſchickte er zehen Jünglinge ab, und ſagte zu ihnen: gehet auf den Karmel zu Nabal, grüßt ihn freundlich in meinem Namen, und ſaget ihm: Es gehe wohl meinen Brüdern und dir! wohl deinem Hauſe, wohl allem, was du haſt. Ich hörte, daß deine

Hirten ihre Herden scheeren. Wir waren ihnen nie überlästig, nun aber bedürfen wir einer Unterstützung und sind an einem guten Tage angekommen. Davids Abgeordnete sagten dieses dem Nabal bey ihrer Ankunft und schwiegen; worauf Nabal mit seinem gewöhnlichen Ungestimme zur Antwort gab: „Wer ist denn dieser David? Wer der Sohn Isais? heutiges Tages giebt es eine Menge dergleichen Flüchtlinge und hergelaufener Leute. Was soll ich mein Brod, mein Wasser und mein Fleisch Leuten geben, von denen ich nicht weiß, wo sie her sind! Die Jünglinge kehrten sogleich zurück, und erzählten alles, was Nabal gesagt hatte, und wie sie empfangen worden. David, welcher dazumal schon als künftiger Thronfolger bekannt war, gerieth über die Beschimpfung, wie ein Landstreicher und entflohener Sclave behandelt zu werden, so sehr in Feuer, daß er sogleich nach seinem Schwerte griff, und zu seinen Leuten sprach: Jeder umgürte sich mit seinem Schwerte! Wie? umsonst sollen wir Nabals Herden geschützet haben! umsonst ihm Gutes gethan haben, damit er es mit Bösem vergelte! Alles Uebel falle auf die Feinde David, wenn bis morgen eine einzige Seele seines Hauses mehr übrig ist. Kein Hund

soll lebendig bleiben! Es zogen dann beyläufig vierhundert Mann mit David ab, und zweyhundert blieben bey dem Gepäcke.

Einer von Nabals Knechten hinterbrachte es seiner Frau Abigail, und sagte zu ihr: „David schickte Bothen an uns, unserm Herrn Glück zu wünschen; er aber begegnete ihnen grob. Diese Leute waren sehr gut gegen uns, und waren uns nie überlästig. Sie waren Tag und Nacht gleichsam unsere Mauer, die ganze Zeit hindurch, da wir unsere Herden bey ihnen weideten. Ueberlege also, was du thun willst. Gewiß steht deinem Manne und deinem Hause ein naher Unglück bevor. Er ist zu boshaft, als daß man ihm etwas sagen könnte.“

Abigail nahm eilends zweyhundert Brode, zween Schlauche Weins, fünf gebratene Widder, fünf Maaße geröstetes Korn, hundert Bündelchen Weinbeere, zweyhundert Stück Feigen, und lud sie auf die Esel. Sie sagte ihrem Manne nichts davon, hieß ihre Leute vorausgehen, setzte sich auf ein Maulthier, und kam gerade an dem Fuße eines Berges an, als David und seine Bewaffnete ihr entgegen

zogen. Als Abigail den David sah, eilte sie von ihrem Maulthiere herab, fiel vor David auf ihr Angesicht, warf sich ihm zu Füßen und sagte: „Mein Herr! das Verbrechen falle auf mich zurück! Erlaube nur deiner Magd ein Wort zu reden, und höre deine Dienerinn! Mein Herr und König! laß dein Herz nicht empfindlich seyn über Nabals Ungerechtigkeit. Er heißt schon seinem Namen nach ein Thor, und ist es in der That: (Nabal bezeichnete im Hebr. einen Unsinnigen) Ich habe deine Abgeordnete nicht zu Gesicht bekommen. Aber jetzt mein König! so wahr der Herr lebt, und du lebst! Gott hindert dich Blut zu vergießen, und hält deine Hand zurück. Möchten doch alle deine Feinde so verächtlich, wie Nabal werden, und alle diejenigen, die dich beleidigen! Nimm das kleine Geschenk deiner Magd an, und verzeih! der Herr wird dein Haus befestigen, und deine Krone erblich machen; denn du führest die Kriege des Herrn. In den Tagen der Verfolgung wird der Herr über dein Leben wachen; dagegen wird das Leben deiner Feinde mit Gewalt, wie aus einer Schleuder weggeworfen werden. Dann, wann zu deinem Glücke alles, was dir verheißen ist, erfüllet wird; wann du das Haupt des ganzen Volks von

Israel seyn wirst; dann, o Herr! wirst du nicht Ursache haben zu seufzen, daß du dir selbst Rache genommen hast; dann erst wirst du dich meiner, deiner Dienerinn erinnern, die dich hier auf diesem Platze zurückgehalten hat, das Blut der Unschuldigen zu vergießen."

„Gepriesen sey der Herr! rief hier David, der dich mir heute entgegen geschicket hat! Wahrhaftig! wärst du mir nicht so eilfertig entgegen gekommen; so wäre bis morgen von Nabals Hause keine Seele lebendig geblieben." David nahm alles an, was sie mitgebracht hatte, willigte in ihre Bitte, und hieß sie im Frieden nach Hause gehen.

Abigail kehrte nun mit Freuden zurück. Nabal aber befand sich eben bey seinem Gastmahle, das er gab. Es war wie ein königliches Gastmahl. Da nun Abigail sah, daß er nicht nur fröhlich und lustig; sondern auch betrunken war; so sagte sie ihm bis auf den folgenden Morgen von allem nicht das geringste. Des Morgens aber, da Nabal seinen Rausch ausgeschlafen hatte, erzählte sie ihm alles. Da erstarrte ihm vor Schrecken das Herz im Leibe; er wurde wie ein Stein, und verfiel in eine gefährliche Krankheit,

an welcher er nach zehen Tagen ſtarb. Als David dieſen Todfall vernahm, ſo ſagte er: „Der Herr ſey geprieſen, der Nabals Bosheit auf ihn ſelbſt zurükfallen ließ! Er ſchickte Bothen zu Abigail mit der Erklärung, daß er ſie zu ehelich n verlange. Abigail beugte ſich tief, willigte in das Verlangen, ließ ſich von fünf Mädchen begleiten, folgte den Abgeordneten Davids und ward ſeine Frau. I. Buch der Könige. Kap. 25. — *Calmet. Hist. de l'An. Test. Tom. II. p.* 178.

5.

Judith.

Nachdem Nabuchodonoſor König von Aſſyrien den Thron des großen und gewaltigen Königs von Medien Arpharad umgeſtürzt hatte; ſo rechte er ſo ſehr auf ſeine Waffen und Größe, daß er glaubte: es ſtehe ihm nun nichts mehr im Wege, alle übrigen Könige und Völker unter ſein Joch zu beugen. Er rief dann alle Aelteſten, alle Heerführer und Hauptleute zuſammen, und erklärte, daß er entſchloſſen ſey, die ganze Erde ſich unterwürfig zu machen; und da dieſer Entſchluß allgemeinen Beyfall erhielt; ſo machte er dem oberſten Feldherrn Holoferne s

den Auftrag: „Zieh in das Feld wider alle Reiche, die gegen Niedergang der Sonne liegen! Schone keines Reiches, und unterwirf mir alle festen Städte!“ Holofernes sammelte, und musterte sogleich das Kriegsheer. Es waren hundert und zwanzig tausend streitbare Männer zu Fuß, und zwölftausend Pfeilschützen zu Pferd. Voraus schickte er eine unzählige Menge Kamele mit allem Vorrathe beladen, und ganze Herden von Rindern und Schafen. Aus ganz Syrien ließ er Getreide auf seinen Durchzug in Bereitschaft halten, und brach dann mit seinen Wagen, Reitern und Pfeilschützen auf, welche das Land wie Heuschrecken bedeckten. Nachdem er über die Gränzen Assyriens hinaus war, bezwang er alle Bergschlösser und festen Plätze, eroberte Melothi, Tharsis und Cellen, gieng über den Euphrat, rückte in Mesopotamien ein, und unterwarf sich alle Städte vom Flusse Mambre bis an das Meer. Er führte alle Madianiten mit sich fort, und wer sich widersetzte, den ließ er über die Klinge springen. Hierauf zog er in die Felder von Damaskus zur Aerndtezeit, zündete alle Getreidfelder an, und ließ alle Bäume und Weinstöcke weghauen. Allenthalben verbreitete er Furcht und Schrecken. Die Könige und Fürsten aller Städte und Länder von Sy-

rien, Mesopotamien, Lybien, Cilicien schickten Gesandte an ihn, und unterwarfen sich mit Hab und Gut, mit Land und Leuten. Er nahm dann aus selben die tapfersten Kriegsmänner heraus, und theilte sie seinem Heere zu. Wo er immer anrückte, so kamen ihm aus allen Städten die vornehmsten und ansehnlichsten Einwohner sammt dem Volke entgegen, und empfiengen ihn mit Kränzen und Fackeln, mit Pauken, Pfeifen und Reihentänzen. Ungeachtet dessen zerstörte er ihre Städte, und ließ ihre Götzenhaine umhauen, weil ihm der König Nabuchodonosor befohlen hatte, alle Götter zu vertilgen, indem nur Er allein der Gott aller Völker heißen wolle. Er zog dann durch ganz Aramäa und Mesopotamien nach Gabaa zu den Edomiten, wo er sich dreyßig Tage aufhielt, und seine Armee concentrirte.

Nun sollte die Reihe an Judäa kommen. Das Volk Israel gerieth in Furcht und Schrecken: am meisten schreckte sie eine bevorstehende Entweihung und Zerstörung ihres Heiligthums. Dieser Gedanke und der vertrauensvolle Aufruf des Hohenpriesters Eliachim machte sie dergestalt entschlossen, daß sie weit entfernet, eine Abordnung an den übermächtigen Heeresführer der As-

syrier zu schicken, vielmehr zu den Waffen grifsen, und die Berge besetzten.

Als man es dem Holofernes hinterbrachte, daß sich Israel zum Widerstande rüste; so gerieth er in einen heftigen Zorn. Er rief alle Oberhäupter von Moab und alle Heerführer der Ammoniten zusammen, und sprach: „Saget mir, was ist dieses für ein Volk? was hat es für Städte? wie sind sie beschaffen? wie groß sind sie? wer ist ihr Anführer im Kriege? Warum haben uns diese allein unter allen morgenländischen Völkern verachtet? Warum kommen sie uns nicht entgegen?“

Achior, der Heerführer der Ammoniten, der in der Geschichte sehr bewandert war, antwortete, und sprach:

„Ich will dir die Wahrheit wegen dieses Volkes sagen. Kein unwahres Wort soll meinem Munde entfließen. Dieses Volk stammt ursprünglich von den Chaldäern ab. Zuerst wohnten sie in Mesopotamien. Weil sie aber den Göttern der Chaldäer nicht dienen wollten, verließen sie die Vielgötterey, und verehrten nur einen Gott, den Gott des Himmels. Dieser befahl ihnen,

daß sie von da hinwegziehen, und Charan bewohnen sollten. Nachdem aber im ganzen Lande eine große Hungersnoth entstanden war, zogen sie nach Aegypten, und vermehrten sich dort in einer Zeit von vierhundert Jahren so sehr, daß ein unzähliges Heer aus ihnen ward. Der König von Aegypten drückte sie sehr hart. Sie riefen aber ihren Herrn an, und er züchtigte Aegypten durch verschiedene Plagen. Die Aegypter entließen sie, und die Plagen hörten auf. Nachdem aber wollten sie die Aegypter wieder in die vorige Knechtschaft zurückführen; und setzten ihnen nach. Der Gott des Himmels öffnete ihnen das Meer so, daß das Wasser auf beyden Seiten, wie eine Mauer dastand, und sie zogen mit trockenem Fuße durch. Das ihnen nachjagende ägyptische Kriegsheer wurde von dem Gewässer so geschwind überrascht, daß nicht ein Mann davon gekommen. Vom rothen Meere zogen sie in die Wüste des Berges Sina, worin sich noch nie ein Menschenkind niedergelassen hatte. Dort wurde ihnen das bittere Wasser versüßt, und vierzig Jahre bekamen sie da ihre Nahrung vom Himmel. Ohne Bogen, ohne Pfeil, ohne Schild zogen sie allenthalben hin. Ihr Gott fochte für sie, und siegte. Niemand durfte diesem Volke Trotz bieten, außer, wenn es vom Dienste des

Herrn

Herrn ihres Gottes abwich. So oft ſie einen andern Gott neben dem Ihrigen verehrten, wurden ſie dem Raube, dem Schwerte und dem Geſpötte Preis gegeben. So oft es ſie wieder reute, daß ſie vom Dienſte ihres Gottes abgewichen waren, verlieh ihnen ihr Gott des Himmels ſo viel Kräfte, daß ſie Widerſtand thun konnten. Endlich ſchlugen ſie die Könige der Kanaaniten, Jebuſiten, Phereziten, Hethiten, Heviten, Amorrhiten und alle Gewaltige von Heſebon, und nahmen ihre Länder und Städte in Beſitz. So lange ſie ſich an ihrem Gott nicht verſündigten, gieng es ihnen gut; denn ihr Gott haſſet die Bosheit. Da ſie dann vor etlichen Jahren von dem Geſetze abgewichen waren, das ihnen ihr Gott gegeben hatte, wurden ſie von vielen Völkern durch Kriege ausgerottet, und ſehr viele von ihnen wurden in ein fremdes Land in die Gefangenſchaft geſchleppt. Unlängſt bekehrten ſie ſich zu dem Herrn ihren Gott, und kamen aus den Ländern, worin ſie zerſtreuet waren, zurück, bezogen alle dieſe Gebirge, und haben Jeruſalem wieder im Beſitze, wo ihr Heiligthum iſt. Frage alſo nach mein Herr! ob dieſes Volk gegenwärtig ſeinen Gott beleidiget habe? wenn es ſo iſt; ſo laßt uns darüber herfallen! ihr Gott ſelbſt wird es dir in die Hände liefern, und es wird deiner

Macht unterworfen werden. Hat aber dieſes Volk ſeinen Gott nicht beleidiget, ſo können wir ihm nicht widerſtehen. Ihr Gott wird ſie beſchützen, und wir werden mit unſerer ungeheuern Macht vor dem Angeſichte der ganzen Erde zu Schanden werden.“

Auf dieſe Rede geriethen alle Heerführer in Feuer. Wie, ſagten ſie, dieſe wehrloſen, dieſe kraftloſen, dieſe in der Kriegskunſt unerfahrnen Leute ſollten es wagen können, Widerſtand zu leiſten? Achior, und alle Völker ſollen überzeugt werden, daß Nabuchodonoſor allein der Gott des Erdbodens iſt. Man war im Begriffe den Achior zu tödten. Nein, ſagte Holofernes zu Achior, hier ſollſt du nicht ſterben. Noch dieſe Stunde werde ich dich zu dieſem Volk hinüberſchicken, und dann, wann wir ſie alle, wie einen einzigen Mann werden erſchlagen haben, ſollſt auch du durch das aſſyriſche Schwert umkommen.“ Man führte dann den Achior gegen Bethulia hin, wo man ihn an Händ und Füßen an einen Baum band.

Die Einwohner von Bethulien kamen, machten ihn los, und führten ihn in die Stadt, wo er dann vor dem ganzen Volke die Urſache die-

ſer Behandlung und alles erzählte, was er in dem Kriegsrathe geſprochen hatte. Das ganze Volk fiel auf das Angeſicht nieder, und betete den Herrn an: „Herr! Gott Himmels und der Erde! riefen ſie, ſieh auf den Stolz unſrer Feinde hin! ſieh aber auch auf unſere Demuth! zeige ihnen, daß du diejenigen nicht verlaſſeſt, die auf dich vertrauen!“ Dann führte Ozias den Achior in ſein Haus und bewirthete ihn.

Den folgenden Tag rückte Holofernes mit ſeiner gewaltigen Macht gegen Bethulia an. Da ſtieß er auf einen Brunnen, deſſen Waſſer durch Röhren in die Stadt geleitet wurde, und zerſtörte die Waſſerleitung. Man machte nun dem Holofernes den Vorſchlag, alle übrige Brunnen außer der Stadt mit Wachen zu beſetzen; dadurch würde er dieſes Volk ohne Schwertſtreich tödten, oder ſich zu übergeben zwingen. Dieſer Vorſchlag gefiel dem Heerführer. Die Brunnen wurden bewacht. Nach zwanzig Tagen wurde der Waſſermangel zu Bethulia ſo groß, daß man anfieng, dem Volke das Waſſer täglich zuzumeſſen. Endlich da der Durſt noch drückender wurde; ſo kamen Männer, Weiber, Jünglinge und Kinder zu Ozia; und verlangten, daß man die Stadt übergeben ſollte. Wenn ſie auch durch

die Klinge der Assyrier sterben müßten, seufzten sie, so wäre es doch geschwinder geschehen, als vor Durst verschmachten!

„Ozias antwortete mit Thränen:

„Brüder fasset Muth! fünf Tage wollen wir noch die Barmherzigkeit des Herrn abwarten! vielleicht leget sich sein Zorn, und er verherrlichet seinen Namen. Kömt er uns nach diesen fünf Tagen nicht zu Hülfe, dann wollen wir thun, was ihr verlangt.

Zu dieser Zeit lebte zu Bethulia eine junge Wittwe Judith mit Namen. Sie war vom Angesichte überaus schön. Ihr Mann hatte ihr große Reichthümer und eine zahlreiche Dienerschaft hinterlassen. Groß war ihr Name und ihr Ansehen; denn sie war gottesfürchtig. Kaum hatte sie den Entschluß des Ozias vernommen, die Stadt nach fünf Tagen zu übergeben, so ließ sie die Priester Chabri und Charmi zu sich kommen; und sprach voll hoher Begeisterung:

„Was ist das? Ozias hat eingewilliget, die Stadt den Assyriern zu übergeben, wenn innerhalb fünf Tagen keine Hülfe kommt? Wer

seyd ihr dann, daß ihr den Herrn versuchet? So ein Betragen bewegt ihn nicht zur Barmherzigkeit; es reitzt ihn vielmehr zum Zorn und fodert ihn zur Rache auf. Ihr habet der Erbarmung des Herrn eine Zeit vorgeschrieben, und bestimmet ihr den Tag nach eurer Willkühr! Doch der Herr ist langmütig! Gott drohet nicht, wie Menschen drohen, und zürnet nicht wie Menschenkinder. Wir wollen uns vor ihm demüthigen, und ihn mit Thränen bitten. Er möge uns seine Erbarmung erweisen, wie es ihm gefällig ist; so daß wir durch unsere Verdemüthigung verherrlichet werden, wie wir wegen des feindlichen Stolzes in Verwirrung geriethen. Wir sind nicht in die sündhaften Fußstapfen unsrer Väter getretten, die von ihrem Gotte abgewichen sind, und fremde Götter angebetet haben, um welcher Missethat willen sie dem Schwerte, dem Raube und dem Gespötte ihrer Feinde Preis gegeben worden sind. Wir kennen keinen andern Gott, als ihn allein, und von ihm allein wollen wir Trost erwarten. Er wird unser Blut und unsere Trübsalen an unsern Feinden rächen, und alle Völker, die sich wider uns auflehnen, demüthigen und zu Schanden machen: Er, der Herr! unser Gott! Brüder

ihr seyd die Aeltesten unter dem Volke Gottes. Von euch hängt ihr Leben ab. Sprechet ihnen durch euere Ermahnungen Muth ein. Erinnert sie, daß auch ihre Väter geprüft worden, ob sie ernstlich ihren Gott verehrten.

Nachdem sie dieses und noch mehr anders über die Prüfungen des Herrn, und über das Vertrauen auf Gott gesprochen hatte; so beschloß sie ihre Rede damit: „Betet, daß mich Gott in meinem Vorhaben stärke! — Stellet euch diese Nacht an das Thor! ich werde mit meiner Magd hinausgehen. Ich will aber nicht, daß ihr nachforschet, was ich thun werde; sondern es soll, bis ich euch Nachricht bringe, nichts geschehen, als daß man den Herrn unsern Gott für mich bitte.“ Nachdem sich die Priester entfernet hatten, begab sich Judith in ihre Betkammer, warf sich vor dem Herrn nieder und sprach:

„Mein Herr und Gott! Komme doch mir, einer Wittwe zu Hülfe! — Sieh auf das Lager der Assyrier, wie du vorhin auf das Lager der Aegypter hinzusehen dich gewürdiget hast, da sie deinen Dienern mit gewaffneter Hand

nachjagten, und ſich auf ihre Streitwagen, auf ihre Reiterey, und auf die Menge ihrer Kriegsleute verließen. Du ſahſt auf ihr Lager hin, und ſie wurden durch Finſterniſſe abgemattet. Ihre Füße blieben am Abgrunde kleben, und das Gewäſſer bedeckte ſie. So gehe es auch dieſen o Herr! die auf ihre Menge pochen! auf ihre Wagen, Stangen, Schilde, Pfeile und Spieße ſtolz ſind! die nicht wiſſen, daß du unſer Gott biſt, der die Kriegsheere von jeher zernichtet, deſſen Name der Herr iſt. Strecke wie vor Alters deinen Arm aus, und zermalme ihre Macht durch deine Macht. In deinem Grimme wirf ihre Macht zu Boden. Sie ſchwören dein Heiligthum zu entweihen, die Wohnung deines Namens zu verunreinigen, und deinen Altar durch das Schwert zu verheeren. Herr gieb, daß das ſtolze Haupt des Holofernes durch ſein eigen Schwert abgehauen werde, laß ihn durch ſeine Augen an mich gefeſſelt, und durch mich bezaubert werden! Flöße aber zugleich meinem Gemüthe Standhaftigkeit ein, daß ich ihn verachte, und gieb mir Stärke, daß ich ihn zu Grunde richte. Denn das wird dir zum ewigen Ruhme gereichen, daß er durch die Hand eines Weibes falle. Deine Macht beſteht nicht in der Menge o Herr! Du haſt

kein Wohlgefallen an der Stärke der Pferde. Die Stolzen mißfielen dir vom Anbeginn; aber das Gebeth der Demüthigen und Sanftmüthigen war dir jederzeit angenehm. Gott der Himmel! Schöpfer der Gewässer! Herr der ganzen Schöpfung! erhöre mich elende, die dich bittet, und die sich bloß auf deine Barmherzigkeit verläßt. Herr! erinnere dich deines Bundes. Lege mir die Worte in den Mund. Stärke mein Herz in meinem Entschlusse, daß dein Tempel nicht entheiliget werde. Alle Völker sollen erkennen, daß du Gott bist, und daß es keinen andern Gott giebt, als dich allein!“

Nach vollendetem Gebete zog sie ihre Witwenkleider aus, salbte sich mit der köstlichsten Salbe, zog ihre schönsten Kleider und Schuhe an, nahm ihre Armbänder, Lilien, Ohrengehänge und Ringe, und zierte sich mit ihrem ganzen Schmucke. Der Herr selbst ertheilte ihr einen besondern Glanz. Nun gab sie ihrer Magd einen Schlauch voll Weins, ein Gefäßirr voll Oels, geröstetes Mehl, einen Kuchen, Brod und Käse mit, und trat ihre Reise an. Als sie zum Stadtthor kamen, traf sie Ozias und die Priester der Stadt an. Diese standen und bewunderten ihre Schönheit, frag-

ten ſie aber um nichts. Sie ließen ſie vorübergehen und ſagten: „Der Gott unſrer Väter gebe dir Gnade! Er unterſtütze dein Vorhaben durch ſeine Kraft!“ Und alle gegenwärtigen riefen: Es geſchehe! es geſchehe!

Da ſie bey dem Anbruche des Tages den Berg hinab gieng, wurde ſie von den aſſyriſchen Wachen angehalten und zu dem Holofernes geführt. Kaum als ſie dieſer geſehen hatte, ſtaunte er über ihre Schönheit, und ſchien ſchon beym erſten Anblick ihr Gefangener zu ſeyn. Seine Leute ſagten zu ihm: wer ſoll ein Volk verachten, wie die Hebräer ſind, die ſo ſchöne Weiber haben? Fürwahr! bloß ihretwegen ſollten wir mit ihnen Kriege führen. Judith ſah den Heerführer auf einem Ruhebette ſitzen, das mit Purpur, Gold, Smaragden und andern koſtbaren Steinen gezieret war. Sie bezeugte ihm ihre Ehrfurcht und fiel vor ihm auf die Erde nieder. Sie wurde ſogleich wieder aufgehoben. „Sey gutes Muths, ſprach Holofernes, ſage mir nur, warum biſt du von deinem Volk hinweggegangen? Warum war es dir gefällig zu uns zu kommen? Judith antwortete dann dem Holofernes auf die ſchmeichelhafteſte und feinſte Art.

Nachdem sie ihm gesagt hatte, wie alle Völker von der Thätigkeit seines Geistes sprechen, wie die ganze Welt seine Macht erkennt, wie seine Verfügungen in allen Ländern gerühmt werden; so machte sie auch Meldung von dem, was Achior widerfahren. Es wäre bekannt, sagte sie, daß unser Gott dem Volke durch die Propheten verkünden ließ, daß er sie in die Hände ihrer Feinde wegen ihren Sünden liefern werde. Schon zitterten die Kinder Israels; und die Bethulier wären wegen Durst und Mangel entschlossen, das Blut der Thiere zu trinken, die heiligen Opfer des Herrn, Getreide, Wein und Oel, das sie nicht einmal berühren dürften, aufzuzehren, und auf diese Weise das Gesetz zu übertretten. Deßwegen wäre sie hieher gekommen, ja der Herr ihr Gott selbst, den sie auch hier verehre, hätte sie hieher gesandt, um das zu hinterbringen. Er werde ihr auch weiter auf ihr Gebeth eröffnen, wann der Zeitpunkt der Uebertrettung und der Rache eingeschritten. „Dann, schloß sie, werde ich kommen und es dir sagen. Mitten durch Jerusalem werde ich dich führen, Niemand wird sich zur Wehre setzen, das ganze Volk Israel wird vor dir dastehen, wie Schafe, die keinen Hirten haben, kein Hund wird dich anbellen.“

Alles, was Judith sagte, gefiel dem Holofernes und seinen Leuten. Sie bewunderten ihre Weisheit, wie ihre Schönheit. „Dein Versprechen ist gut, sprach der Feldherr; wird es dein Gott mir halten, so soll er auch der Meinige seyn.“ Hierauf befahl er, sie in das Gemach zu führen, wo seine Schätze lagen, und bestimmte, was man ihr von seiner Tafel zu essen geben sollte. Judith antwortete: jetzt kann ich von allem dem nichts essen; denn ich würde mich versündigen; von dem aber werde ich essen, was ich mitgebracht habe. „Wenn nun aber das aufgezehret ist? sprach Holofernes.“ Mein Herr! antwortete Judith; ich werde das nicht aufzehren, bis Gott durch mich ausgeführet hat, was ich mir vorgenommen habe.

Als man sie nun in das Gezelt führte, so bat sie sich die Erlaubniß aus, daß sie Nachts, ehe der Tag anbricht, hinausgehen dürfe, um den Herrn nach ihrem Gesetze anzurufen. Holofernes gestattete es ihr drey Tage lang; und sie gieng jede Nacht in das Thal Bethulia hinaus, wusch sich bey einem Brunnen, und betete zu ihrem Gott. Am vierten Tage hielt der Feldherr seinen Officieren ein grosses Abend-

mahl. Er ſchickte einen ſeiner Kämerlinge zu Judith, und ließ ſie zur Tafel einladen, zugleich ſollte ſie dieſer auch bereden, ihm beyzuwohnen. Wer bin ich, antwortete Judith, daß ich meinem Herrn widerſprechen ſoll? Alles, was ihm gefällig iſt, das werde ich thun. Als ſie bey der Tafel angekommen; ſo brannte der Feldherr ſchon vor Lüſternheit; ſie aß und trank dann vor ihm von allem, was ihr ihre Magd zubereitet hatte, und Holofernes wurde ſo fröhlich, daß er ſo viel Wein trank, als er die Tage ſeines Lebens niemals getrunken hatte. Da es ſpät geworden, ſo brachte man ihn in ſein Bette, wo er vor übermäßiger Trunkenheit in den tiefſten Schlaf verfiel. Nun entfernten ſich auch ſeine Diener, welche ſämmtlich mit Wein überladen waren. Nur Judith ließ man allein bey ihm. Jetzt, glaubte die Heldinn, wäre der Zeitpunkt ihr Vorhaben auszuführen. Sie betete noch einmal zu Gott um Kraft und Stärke, trat zu der Säule hin, an welcher das Schwert des Holofernes hieng, ſchlug zweymal auf deſſen Nacken, und hieb ihm den Kopf ab. Dann nahm ſie den Teppich, wickelte den Kopf in ſelben, und übergab ihn ihrer Magd, nachdem ſie den Körper vom Bette herabgewälzet hatte. Und ſo giengen dann Beyde ihrer Ge-

wohnheit nach, als wollten sie beten, durch das Lager. Als sie sich dem Stadtthore von Bethulia näherten, schrie Judith den Wächtern auf der Mauer zu: Oeffnet die Thore; denn Gott ist mit uns!“ Kaum war sie angekommen, so lief das Volk zusammen; man zündete Lichter an: alles stand um Judith herum. Nachdem sie das Volk aufgefodert hatte, die Macht des Herrn zu preisen; so zog sie den Kopf des Holofernes hervor: „Sehet hier, sagte sie, den Kopf des Feldherrn des assyrischen Kriegsheeres! Sehet! das ist der Teppich, worauf er betrunken lag, da ihn der Herr unser Gott durch die Hand eines Weibes erschlug. So wahr der Herr lebt, Sein Engel schützte mich. Der Herr ließ es nicht zu, daß ich befleckt wurde. Ohne Befleckung, ohne Sünde führte er mich zurück. — Nun dann, meine Brüder! höret mich. Stecket diesen Kopf auf der Stadtmauer auf, und sobald die Sonne aufgegangen, greife jeder zu seinen Waffen und fallet mit Ungestimme über die Wachen her. Diese werden sich zurückziehen, und ihr jaget ihnen ohne Sorge nach. Der Tag war kaum angebrochen, so geschah, was Judith angeordnet hatte. Man machte einen Ausfall mit großem Getöse. Die assyrischen Feldherrn liefen

zu dem Gezelt des Holofernes, und ſahen in ſelbem mit Entſetzen deſſen blutigen Körper ohne Haupt. Sogleich durchlief die Nachricht davon das ganze Kriegsheer. Aller Muth war dahin! alles zitterte und ſuchte ſein Heil in der Flucht. Ueber Felſen und Hügel flohen ſie, und die Söhne Iſraels verfolgten ſie unter dem Schalle der Poſaunen. Sie machten eine unermeßliche Beute, und bekamen auch die Schätze des Holofernes, welche ſie der Judith gaben.

Nachdem die Feinde von allen Seiten geſchlagen und vertrieben waren, ſtimmte Judith das erhabene Siegeslied: Judith. Kap. 16. an. Dann begab ſich das Volk nach Jeruſalem, um anzubeten, zu opfern und ihrem Gott zu danken. Judith aber nahm die Waffen und den Teppich des Holofernes und brachte ſie zum ewigen Andenken in den Tempel. Nun war Ruhe in Iſrael, ſo lange die Heldinn lebte, und viele Jahre nach ihrem Tode noch. Als ſie endlich mit Tode abgegangen, ſo legte das ganze Volk ſieben Tage die Trauer an; der Tag ihres Sieges aber ward unter die Feſttage gezählt, und durch alle folgende Zeitalter ein heiliger Tag der Juden. B. Judith. — *Calmet Hist. de l'ancien Test. Tom. III. p. 9.*

6.

Die Machabäiſche Mutter und ihre ſieben Söhne.

Nachdem der alte Eleazar durch ſein heroiſches Ende in Mitte der Peinigung ſeiner ganzen Nation das größte Beyſpiel der Herzhaftigkeit und Verachtung des Todes hinterlaſſen hatte; wurden dem ſyriſchen Könige Antiochus Epiphanes, dem grauſamſten Verfolger der Juden, ſieben Brüder mit ihrer Mutter vorgeführt. Beſchämt, daß er die Standhaftigkeit eines neunzigjährigen Greiſen nicht beſiegen konnte, glaubte er über das zarte Gefühl einer Mutter, und über das blühende Alter ihrer ſieben Söhne zu triumphieren. Allein Mutter und Kinder waren feſt entſchloſſen, eher den ſchrecklichſten Peinen zu unterliegen, als ſich für den ſchändlichen Götzendienſt zu erklären. Der Tyrann ließ ihnen dann Speiſen vorſetzen, welche zu genieſſen ihnen von dem Geſetze verboten war, und ſparte weder Verheißungen noch Drohungen, um ſie zu bewegen. Da ihm aber der erſte unter den Brüdern in das Angeſicht ſagte: „lieber ſterben, als die vaterländiſchen Geſetze übertretten; ſo befahl der ergrimmte König,

Pfannen und eherne Töpfe glühend zu machen. Es wurde dann dem, der zuerſt geredet hatte, die Zunge herausgeſchnitten, Finger und Zehen abgehauen, die Haut vom Kopfe weggeriſſen, und endlich ward der Leidende in den glühenden Keſſel geworfen, und verbrannt — vor dem Angeſichte ſeiner Mutter und Brüder. — Die Folge dieſes ſchrecklichen Auftrittes war, daß ſich Mutter und Söhne wechſelſeitig aufmunterten, eben ſo herzhaft zu ſterben. Nun wurde der Zweyte hergenommen. Man ſtreifte ihm die Haare ſamt der Haut vom Kopfe, und fragte ihn, ob er eſſen wollte oder nicht; allein auch dieſer antwortete: ich werde es nicht thun! Du aber Erzböſewicht! nimmſt uns zwar das gegenwärtige Leben; aber der König der Welt wird uns, die wir für ſeine Geſetze ſterben, bey der Auferſtehung zum ewigen Leben erwecken.“ Und ſo ward auch dieſer wie der erſte gepeiniget und getödtet. Als die Reihe an den Dritten kam; ſo ſagte er: „Von dem Himmel habe ich dieſe Glieder: von dem Himmel werde ich ſie wieder bekommen:“ er ſtreckte ſogleich ſeine Zunge hin, und wurde gemartert, wie die beyden vorigen. Kaum hatte dieſer ſeinen Geiſt aufgegeben; ſo wurde der vierte, wie die vorigen gepeiniget, der noch ſterbend dem Tyrannen ſagte: Ich leide den

Tod von den Menſchen, und erwarte die Erfüllung meiner Hoffnung von Gott. Als man den fünften vorführte; ſah er mit weißſagender Miene auf Antiochus hin, und ſprach: „Magſt du gleichwohl unter Menſchen die Macht haben zu thun, was du willſt; glaube aber ja nicht, daß unſer Geſchlecht von Gott verlaſſen ſey. Nur Geduld! und du wirſt ſeine Macht und ſeine Strafe ſehen, du und deine Nachkommenſchaft! Mit gleichem Heldenſinn gab ſich auch der ſechſte hin, indem er ſterbend ſagte: Gott wirket wunderbar mit uns; aber vergebens wagſt du es wider Gott zu ſtreiten; und ſo vollendete auch dieſer, wie alle vorhergehenden in den nämlichen Qualen. Während dieſer blutigen Trauerſcenen ward das Herz der leidenden Mutter von einer höhern Kraft ſo ſehr geſtärkt, daß ſie ihren Söhnen ohne Unterlaß Muth und Standhaftigkeit zugeſprochen. „Ich weiß nicht, ſagte ſie, wie ihr in meinem Körper geworden ſeyd. Ich habe euch euere Seele und euer Leben nicht gegeben. Euere Glieder habe ich nicht zuſammengefüget. Der Schöpfer der Welt, der den Menſchen in ſeiner Geburt gebildet hat, wird euch euern Geiſt und euer Leben wieder zurückgeben, das ihr jetzt um ſeiner Geſetze willen dahingebet.“

Nun war noch der jüngſte Sohn übrig; und durch dieſen Einzigen glaubte der Wütherich, das Herz der Mutter zu beſtürmen und zu beſiegen. Er gab ihm gute Worte, und verſicherte ihn unter einem Eide, er werde ihn reich und glücklich, und zu ſeinem Freund machen. Der Jüngling zeigte nicht die mindeſte Rührung. Er foderte alſo die Mutter mit vielen Worten auf ihm zuzureden. Ja, ſagte ſie, ich will ihm meinen Rath ertheilen, und ſprach in ihrer Mutterſprache zu ihm: „Mein Sohn! erbarme dich meiner! Ich habe dich neun Monate unter meinem Herzen getragen. Drey Jahre ſäugte und ernährte ich dich, bis ich dich zu dieſem Alter gebracht habe. Mein Kind! ich bitte dich, ſieh doch auf den Himmel und auf die Erde hin, und erkenne, daß Gott alles das, ja ſelbſt das menſchliche Geſchlecht aus nichts erſchuf. Auf dieſe Art wirſt du dieſen Henker nicht fürchten; ſondern würdig ſeyn, an dem Looſe deiner Brüder Theil zu nehmen. Stirb alſo, daß ich dich zur Zeit ſeiner Barmherzigkeit mit deinen Brüdern wieder zurück erhalte!“

Schon während dieſer Rede rief der Jüngling, „auf wen wartet ihr! ich gehorche dem Befehl des Königs nicht; und dann ſagte er zu

dem Tyrann: „Ruchloseſter der Menſchen! ſey nur ſtolz auf deine eiteln Hoffnungen! Nimmermehr wirſt du dem Gerichte des Allmächtigen, und alles ſehenden Gottes entrinnen. Ich gebe mein Leben für meine vaterländiſchen Geſetze, wie meine Brüder hin.“ Antiochus entbrannte vor Zorn, und wüthete über dieſen noch weit gräulicher als über alle die andern. Es ſtarb alſo auch der letzte unbefleckt; und nach ihm ward auch die Mutter hingerichtet. II. B. der Machabäer Kap. VII. — O! du des Andenkens aller guten Menſchen würdige Mutter! du mußteſt alſo ſiebenmal ſterben, ehe die Reihe an dich gekommen!

Und dieſe Mutter ſoll ihre Kinder — und dieſe Kinder ſollen ihre Mutter nicht wieder gefunden haben? —

7.

Felicitas mit ihren ſieben Söhnen.

Die ſich ſtets erneuerende Geſchichte hat ſich ſelbſt in dem äußerſten Grade der Unmenſchlichkeit behauptet, und ſo ſah man auch zu den

Zeiten eines römischen Antonins die Gräuelthaten eines syrischen Antiochus.

Felicitas eine römische Matrone von ansehnlicher Geburt, zeichnete sich eben so sehr durch den Adel ihrer Tugend, als durch den Adel ihrer Abstammung aus. Nach dem Tode ihres Mannes blieb sie im Wittwenstand, und beschäftigte sich einzig mit Ausübung guter Werke. Wie die Mutter, waren die Söhne. Edel, liebevoll und gottesfürchtig munterten sie sich wechselweise auf, dem schönen und hohen Berufe eines Christen in stettem Einklange brüderlicher Herzen nachzuleben. Die erhabenen Beyspiele der Tugend und Liebe dieser unvergleichlichen Familie verbreiteten bald ihren Schimmer über andere Familien, und zogen eine Menge Heiden an das Christenthum. Darüber geriethen die Vorsteher der Tempel der Götter in Wuth, und brachten bey dem Kaiser klagend vor: Mit welcher Kühnheit sich Felicitas öffentlich zum Christenthume bekenne: wie bereits schon viele durch ihre Beyspiele gereizt den Dienst der unsterblichen Götter verließen, welche doch die Bewahrer und Beschützer des Reiches sind. Durch diesen Abfall, und durch eine solche Duldung beleidiget, wären nunmehr die Götter wider die Stadt und

das Reich aufgebracht, und nur dadurch könnten sie noch besänftiget werden; wenn Felicitas und ihre Kinder gezwungen würden, ihnen zu opfern.

Antonin machte hierauf dem römischen Stadtvogt Publius den Auftrag den Priestern Recht, und den Göttern Versöhnung zu verschaffen. Publius ließ nun die edle Matrone mit ihren Kindern vorfodern, und suchte die allein zur Rede gestellte Mutter auf alle mögliche Weise zu bewegen, den Göttern zu opfern, mit Androhung aller Schärfe im Falle der Weigerung.

„Lerne mich kennen, antwortete Felicitas, und schmeichle dir ja nicht mich mit schönen Worten zu täuschen, oder mit Drohungen zu schrecken. Ich werde durch die Kraft des göttlichen Geistes kämpfen, und deine Anfälle auf meine Treue besiegen.“

Elendes Weib, wiedersetzte der Präfekt, wie kann dir der Tod erwünschlich seyn, da du alle deine Kinder der Gefahr aussetzest, ihr Leben zu verlieren — unter schrecklichen Tormenten zu verlieren!“ Meine Kinder, sprach Felicitas, werden mit Gott ewig leben, wenn sie Gott getreu bleiben. Tags darauf hielt Publius auf

dem Felde und vor dem Tempel des Mars Gericht. Er sagte zur Felicitas: Erbarme dich deiner Kinder in der Blüthe ihres Alters. Noch können sie zu den größten Ehrenstellen im Reiche gelangen." Dieß anscheinende Mitleiden, entgegnete die Heldinn, würde mich erst zur grausamen Mutter machen! Meine Kinder sollen ewig leben! Kinder, sehet zu dem Himmel empor, bleibet in der Liebe Gottes, streitet herzhaft für eure Seelen!" Auf diese Rede ließ ihr Publius Maulstreiche geben. Er nahm dann die Kinder vor, und suchte sie durch Drohungen und Verheißungen wankend zu machen; allein sie blieben einstimmig von dem Kleinsten bis zum Größten in ihrem Bekenntnisse fest und unerschüttert. Sie wurden dann gegeißelt und in den Kerker geworfen. Nach einigen Tagen ward das weitere Urtheil vollzogen. Januar wurde mit Geißeln, welche bleyerne Kugeln in sich faßten; Felix und Philipp mit Kolben zu Tode geschlagen: Sylvan von einer Höhe herabgestürzt; Alexander, Vital und Martialis enthauptet. Die leidende und standhafte Mutter mußte der ganzen Marter zusehen; und erst nachdem sie noch vier Monate in einem Kerker geschmachtet hatte, wurde auch sie enthauptet. Von dieser großen Leidenden konnte man

mit größern Rechte sagen, was Racine Clytemnestra über das Schicksal ihrer Tochter seufzen läßt:"

„Mourrai je tant de fois sans sortir de la vie!"

Zu Rom wurde nachher auf dem Grabe dieser Heldinn an dem salarischen Wege eine Kirche erbauet, in welcher einsmalen Pabst Gregor der Große eine Rede an ihrem Feste hielt, worinn er unter andern sagte:

„Sie hatte sieben Kinder, und fürchtete sich mehr, sie nach sich auf Erden zu hinterlassen, als andere Mütter fürchten, ihre Kinder zu überleben. Sie war mehr als eine Märterinn; denn sie hat in Jedem ihrer Kinder gelitten. Sie war die Achte im Streite nach der Zeitordnung; aber während der ganzen blutigen Handlung war sie im Leiden. Die Marter, die mit dem Erstgebornen ihrer Kinder angefangen, hat sie durch ihren Tod vollendet. Nur in ihrer Standhaftigkeit hat sie nichts verloren; dafür aber hat sie die Krone der Unsterblichkeit für sich und für alle, die sie geboren hat, errungen. Als Mutter hat sie alles empfunden, was die Natur unter solchen Umständen zu leiden hat;

allein die Hoffnung hat ihr Herz über alle Leiden erhoben. Wie sehr sollten wir uns schämen, von der Tugend dieser Mutter so weit entfernt zu seyn! Uns zerrüttet ein einziges Wort. Ein Widerspruch reizt uns zum Zorn, oder macht uns kleinmüthig. Wir weinen und sind untröstlich, wenn Gott ein Kind von uns begehrt, das er uns gegeben hat.“ u. s. w. Aus den authentischen Martergeschichten und Goldhagens III. B. S. 59.

8.

Vivia Perpetua.

Unter so vielen heroischen Seelen, welche mit erstaunungswürdiger Beharrlichkeit ihr Leben für die Religion hingegeben, sey hier nur Vivia Perpetua angeführt, bey welcher sich alles, was ein menschliches Herz erschüttern kann, vereinigte, um die Tugend wankend zu machen.

„Am Anfange des dritten Jahrhunderts nahm man zu Karthago ein Frauenzimmer, mit Namen Vivia Perpetua gefangen. Sie war aus einem adelichen Hause, Wittwe von zwey und zwanzig Jahren, und hatte ein Kind an der Brust. Lauter Umstände, welche ihr das öffentliche Bekenntniß ihrer Religion erschweren muß-

ten. Ehe sie noch zum Gefängniß abgeführt wurde, suchte der Vater, der ein Heide war, durch seine Liebe, für die sie, als eine wohlerzogene Tochter, hohes Gefühl hatte, ihr Herz weich, und so in ihrem Bekenntnisse wankend zu machen. Ein schwerer Kampf für eine gute Tochter: allein sie kämpfte ihn glücklich aus. Da dieser Versuch mißlang, behandelte er sie mit Strenge, und mißhandelte sie in seiner Wuth; aber sie trug die Mißhandlung leichter, als die gekränkte Liebe des Vaters, und blieb standhaft. Man führte sie nun in ein fürchterliches Gefängniß, welches, wie sie selbst sagte, großen Eindruck auf sie machte: denn sie war in einem prächtigen Hause geboren und erzogen; der Fall war also tief, von einem glänzenden Leben in einen schauerlichen Kerker. Aber der Gedanke, daß sie selben um Jesu willen beziehe, machte ihr auch diesen häßlichen Ort bald zur angenehmen Wohnung. Ihre Größe und ihr Ansehen, ihre Reichthümer, ja das Leben selbst hinzugeben, machte ihr keine trübe Stunde; aber der Kampf mit der Liebe für ihren alten Vater, und für ihr Kind, das sie noch an der Brust nährte, spannte ihr Herz auf die grausamste Folter. Eben hatte man ihr das nahe Gericht angekündigt, da sah sie ihren von Alter und Kummer gebeugten Vater

wieder zu sich in das Gefängniß tretten. Die Liebe zu seiner nun bald vollendeten Tochter hatte ihn ganz übermannt, er hatte keinen andern Gedanken, als sein geliebtes Kind zu retten. Mit lautem Weinen warf er sich ihr zu Füßen; küßte schluchzend ihre Hände; „Meine Tochter! rief er ihr mit Wehmuth zu: erbarme dich meiner grauen Haare, erbarme dich deines Vaters. Wenn ich dich selbst mühsam bis in dieß Alter erzogen, wenn ich dich mit mehr Zärtlichkeit, als alle deine Brüder geliebt habe; so mache mich nicht zum Spotte der Menschen. Sieh auf deine Mutter, sieh auf deinen Sohn, der nach dir nicht mehr leben kann. Laß diesen Stolz und diese Hartnäckigkeit fahren, um uns nicht alle zu Grunde zu richten.“ O! wer nur einen Funken von Liebe gegen seine Aeltern im Busen nährt, der kann sich vorstellen, was die gute Tochter bey diesem Auftritte fühlte, und wie viel Liebe zu Gott und zur Tugend dazu gehörte, um sich nicht durch die dringendsten Bitten eines dergestalt leidenden Vaters hinreißen zu lassen! Sie besaß die große Liebe, und fiel nicht. „Mein Vater, sprach sie mit zerrissenem Herzen: mein Vater, auf dem Schaugerüste wird geschehen, was Gott gefällt: denn wir stehen nicht in unserer Macht, sondern in der Seinigen.“

Der Tag des öffentlichen Gerichtes erschien; und in dem nämlichen Augenblicke, als sie sich im Angesichte des Richters zum Christenthume bekannte, eilte der Vater, mit ihrem Säuglinge auf den Armen, ihr zu. Da die Bitten des Vaters, dachte er, die Tochter nicht bewegen können, vielleicht erweichet das Schreyen des Kindes das Herz der Mutter. Er hielt es ihr vor die Augen, und rief mit bebender Stimme: „Ich beschwöre dich, erbarme dich doch deines Kindes!“ Der Richter, selbst durch diesen Anblick gerührt, vereinigte seine Vorstellung mit der Bitte des Vaters: „Schone, sprach er, dem Alter deines Vaters, und der Kindheit deines Sohnes!“ Gott! ist es möglich, daß ein Frauenzimmer von zwey und zwanzig Jahren, eine zärtliche Tochter, und eine nicht minder zärtliche Mutter, diesen mächtigen Gefühlen ihres Herzens widerstehen, und Gott und der Tugend treu bleiben konnte? Es war der Heiligen durch die mächtige Gnade Gottes möglich. Sie besiegte den unaussprechlichen Schmerz ihres kindlichen und Mutterherzens; und bekräftigte noch einmal mit lauter Stimme, daß sie Jesum und seine Lehre nimmermehr verlassen wolle. Der Vater wollte sie nun mit Gewalt vom Schauge rüste führen; aber der Richter befahl ihn zu ent-

fernen, und da der Alte sich widersetzte, empfieng er einen Stockstreich. O! rief sie im schmerzlichsten Gefühle, dieser Streich hat mehr mich, als meinen Vater getroffen. Wie unbegreiflich schmerzet es mich, meinen Vater in seinem Alter mißhandelt zu sehen; aber auch diesen Schmerz kämpfte sie glücklich nieder: erwartete mit unverwandten Blick auf Gott ihr entscheidendes Urtheil, welches dahin ausfiel, den Thieren vorgesetzt zu werden.' Sie wurde einer wilden Kuh Preis gegeben, und da sie diese nicht ganz zu Grunde richtete, mit dem Schwerte vollends getödtet." Aus der theologisch praktischen Monatschrift von Linz 1803. II. Jahrgangs. III. B. S. 251.

9.

Monica und Augustin.

Es sind drey Leiden im häuslichen Kreise, welche, wenn sie zusammentreffen, nur die Kraft der Tugend und der Religion besiegen kann: Eine erbitterte Stiefmutter, ein harter Mann, ein ungerathener Sohn. Dieses war der Fall in dem Leben der vortrefflichen Monica. Allein ihre bewunderungswürdige Bescheidenheit, ihre aushaltende Geduld, ihre reitzende Sanftmuth,

und ihr Vertrauen auf Gott brachten es bald dahin, daß sie nicht nur die Liebe ihrer Stiefmutter; sondern auch selbst das Herz ihres wilden Gatten Patricius eines Heiden, dem sie zu Tagasta in Afrika verehelichet war, für ihr Herz und für die christliche Religion gewann. Nur ihr Sohn Augustin, der nachherige große Kirchenlehrer, machte ihr tausend und längere Sorgen. Nachdem er von jüngern Jahren an dem Bösen nachgehangen, gieng er zur Secte der Manichäer über. Die gute Mutter ward untröstlich, weinte unaufhörlich, und bath ununterbrochen den Himmel um seinen Beystand. Nachdem sie bey verschiedenen verständigen Leuten sich Raths erholet hatte, ersuchte sie auch den Bischof um den Seinigen. „Höre nur nicht auf, antwortete der ehrwürdige Greis, Gott zu bitten: es ist nicht möglich, daß ein Sohn zu Grunde gehe, für dessen Heil eine Mutter so viele Thränen vergießt.“ Und in der That! ihre Wünsche wurden erfüllet. Augustin faßte mit einem Male einen solchen Eckel an den Lehren der Manichäer, und an dem Muthwillen seiner Schüler, welche er zu Karthago die Redekunst lehrte, daß er sich nach Rom und Mayland begab. Ungeachtet der beschwerlichsten Reise folgte ihm die Mutter nach, wo sie dann von dem h. Ambrosius mit größter

Freude vernahm, daß Augustinus sich taufen ließ, und wie unvergleichlich und heilig sein Wandel sey; und wie er jetzt bekenne: O Gott! ich habe dich zu spät geliebt. Mit innigster Rührung trat jetzt Monica ihre Rückreise nach Afrika an, und der dankbare Sohn begleitete seine Mutter; unterwegs aber erkrankte sie zu Ostia, und entschlief mit einer solchen Seelenruhe, daß sie zu Augustin sagte: Meine Wünsche sind erfüllet; und so habe sie weiter nichts mehr auf der Welt zu thun. Augustin war lange untröstlich über den Verlust seiner unvergeßlichen Mutter. Jetzt erst stellten sich ihm die Millionen Thränen vor Augen, die sie für ihn geweinet hatte. Jetzt fühlte er mit erschüttertem Herzen, was die Liebe einer guten Mutter vermag. Laut vernahm er noch die Sprache des Abschiedes; jene durchdringende Sprache, wann eine Mutter oder ein Vater am Sterbebette von ihren Kindern Abschied nehmen: und dann erst die Kinder vollends einsehen, was ihnen ihre Aeltern waren. Voll des innigsten Dankgefühles bath Augustin nachher alle Priester, die seine Werke lesen würden, sich seiner lieben Mutter am Altare zu erinnern.

Uebrigens war Monica nicht nur die beste Mutter der Familie; sondern sie hatte wegen ih-

rer Tugend und Bescheidenheit das unbegrenzte Vertrauen auswärtiger Häuser. Man fragte sie um Rath, und suchte Trost bey ihr. So oft sich aber einige Frauen über die harte Behandlung ihrer Männer beschwerten; so ertheilte sie ihnen allemal den besgemeinten Rath: „Lernet Schweigen!“ Gellerts II. Th. S. 117. — Augustins Bekenntnisse.

10.

Johannes Chrysostomus und seine Mutter!

Johannes Chrysostomus, der große Kirchenlehrer, dessen Schriften jedes Zeitalter und neuerdings J. v. Müller so hoch schätzte, und bewunderte, führt eine Rede an, welche seine Mutter an ihn hielt, da sie in Erfahrung gebracht hatte, daß er willens sey, das väterliche Haus zu verlassen, und sich mit seinem Freunde Basilius in die Einsamkeit zu begeben. „Kaum merkte meine Mutter, schreibt Chrysostomus, mit welchem Vorhaben sich mein Geist beschäftigte; so nahm sie mich bey der Hand, und führte mich in das Innere des Hauses in ihr Schlafgemach. Sie setzte sich auf ihr Bette nie-

der, und fieng eher zu weinen, als zu reden an. Endlich sprach sie mit thränenden Augen:

„Hier mein Sohn! ist der Ort, wo ich dich zur Welt gebracht habe. Kaum aber hatte ich dich geboren, so starb dein Vater. Ich ward zur Wittwe, und du zum Waisen; und so konnten mir nach Gottes Rathschluße die Kraft und Tugend deines Vaters nur kurze Früchte bringen. Nur zu frühe bin ich Wittwe geworden; und welche Drangsalen mit dem Stande einer Wittwe verbunden sind, weiß Niemand, als diejenige, die sie empfindet. Wer kann das Unglück eines Mädchens beschreiben, das so ganz unerfahren erst kurz aus ihrem väterlichen Hause ausgetretten ist, und mit einemmale Unglück und Sorgen ertragen soll, die weder ihr Geschlecht, noch ihr Alter fassen. Jezt soll sie die Fehltritte der Hausgenossen beobachten und ahnden; jezt muß sie sich vor den Nachstellungen ihrer eignen Anverwandten sicher stellen; jezt hat sie die Zudringlichkeit, ja selbst die Unbilden der Beamten der Republick und der Einnehmer der Tribute zu ertragen. Laßt der verstorbene Vater ein Mädchen zurücke; so machet zwar auch diese viele Sorgen; allein sie sind geringe im Gegenhalte mit dem Kummer,

den

den ein Sohn verurſachet. Unzählige Sorgen, und großer Aufwand ſind mit ſeiner Erziehung verbunden. Indeſſen konnte mich alles dieſes nicht bewegen, zur zweyten Ehe zu ſchreiten, und einen neuen Bräutigam in das Haus deines Vaters einzuführen. Ich blieb Wittwe, blieb im Sturme und Sorgen, und ſchreckte vor dem eiſernen Ofen des Wittwenſtandes nicht zurücke! theils auf Gottes Wink; theils weil es mir nicht wenig Troſt verurſachte, wenn ich dich nur anſehen konnte, und in deinem Angeſichte das Bild deines verſtorbenen Vaters erblickte, dem du ſo ähnlich warſt. Schon in jenen Jahren, wo die Kinder oft den Aeltern am angenehmſten ſind, da du kaum reden konnteſt, erhielt ich durch dich manche Erleichterung. Damit du aber in der Folgezeit nicht ſagen, und klagen könnteſt, ich hätte mir meine Wittwenſchaft dadurch erträglich gemacht, daß ich dem Beyſpiele einiger Mütter folgte, die ſich auf Koſten der Waiſen wohl ſeyn laſſen; ſo war ich weit entfernet, dir dein väterliches Erbout zu vermindern. Nein! ich habe es dir unverſehrt erhalten. Dennoch habe ich nichts unterlaſſen, um dir eine edle Bildung zu verſchaffen. Ich habe dazu mein eigenes Vermögen, und das Geld verwendet, das ich aus meines Vaters Haus

mitgebracht habe. Ich sage dieses keineswegs, um dir Vorwürfe zu machen. Nur einen einzigen Dank verlange ich von dir: Mache mich nicht zum zweytenmale zur Wittwe, und erneuere meine Schmerzen und meine Trauer nicht! warte, bis ich gestorben bin. Vielleicht werde ich in kurzer Zeit von hinnen scheiden. Junge Leute können sich ein hohes Alter wohl versprechen; aber wir, die wir anfangen betagt zu werden, können nur dem Tode entgegen sehen. Dann mein Sohn, wann du mich zur Erde bestattet, und mein Gebein mit dem Gebeine deines Vaters vereiniget hast, dann magst du dich auf grosse Reisen vorbereiten, und alle Meere durchwandern; Niemand wird dich hindern! Nur so lange ich noch athme, laß uns beysammen wohnen! Beleidige Gott nicht, und stürze mich nicht in eine solche Mühseligkeit; denn ich habe dir nichts zu Leid gethan. Glaubst du aber, daß ich dich durch die Besorgung meines Hauswesens, welches ich dir übertrug, zu sehr in das zeitliche verwickelt habe, und nimmst du weder auf die Gesetze der Natur, noch auf die Erziehung, noch auf die Gewohnheit Rücksicht; so meide deine Mutter als eine Feindinn deines Heils. Wenn ich aber Alles thue, um dir deinen Beruf zu erleichtern; so soll wenigstens dieses Band dich zu-

rückhalten. Unter allen, die dich lieben, wird keiner seyn, der dir dazu so viel Freyheit gestattet, wie ich, der so besorgt ist, wie deine Mutter, dich glücklich zu sehen.“ *Joannis Chrysostomi de Sacerdotio Libri sex. Stuttgardiae 1735. p. 9.*

Chrysostomus wurde durch diese Anrede so sehr gerührt, daß er sein Vorhaben aufgegeben, obwohl es in sich unschuldig war. O! möchte doch manche Mutter sich einer ähnlichen Sprache bedienen, wenn sich ihre Kinder auf Irrwegen verlieren!

II.

Theresia.

Vierzig Jahre krank, und heiter seyn — diese Kunst lernt man nicht in der Schule der Welt. — Nur einer Theresia (Sie war zu Abula in Spanien im Jahre 1515 geboren) war es gegeben einen kranken Körper mit der heitersten Seele zu verbinden, weil sie fest glaubte: „Leiden wäre das Unterpfand der göttlichen Liebe; und Heiterkeit das Attribut der Tugend. Der Himmel ließ ihren heilig kühnen Wunsch: Leiden oder Ster-

ben: in Erfüllung gehen, und ihr ganzes Leben bestand aus unzähligen Arbeiten, Verfolgungen, Reisen, Kämpfen und Krankheiten. Kaum war sie genesen, erkrankte sie wieder. Sie hörte aber nie auf mit heiterem Angesichte von der Heiterkeit zu sprechen und zu schreiben; denn eine höhere Liebe erhob sie über alle Leiden der Zeit. Daher ihre gehaltreichen Lehrsprüche, die sie in ihren Schriften aufstellt: z. B.

„Erzeige gegen alle, mit denen du redest, eine mäßige Fröhlichkeit:

„Vergleiche und bequeme dich mit denen, mit welchen du umgehest: sey fröhlich mit den Fröhlichen: traurig mit den Trauernden: sey allen alles, um Alle für den Himmel zu gewinnen.

„Wenn du fröhlich bist; so mäßige dich; und erhebe deine Freude bis zur Erbauung.

„Bedenke, wie bald sich die Menschen ändern, wie wenig auf sie zu vertrauen; und fest wird deine Hoffnung auf denjenigen werden, der ewig unveränderlich ist.

„Gott giebt oft in einem Augenblicke mehr, als man in langer Zeit nicht erhalten

könnte; denn seine Wirkungen stehen nicht unter dem Zeitmaaße.

„Willst du in Ruhe und Frieden leben; so sey dein Verlangen Gott zu sehen; deine Furcht ihn zu verlieren; dein Schmerz seiner noch nicht zu genießen; deine Freude sey in dem, was dich dahin führen kann.

„Freue dich, so oft die Stunde schlägt; denn du hast einen Theil deiner Leiden zurückgelegt, und dich dem höchsten Ziele genähert.

„Komme, was nur kommen wolle; je mehr Trübsal, desto mehr Gewinn:

„Die Welt ist so eigennützig, daß es mir eckelt etwas zu besitzen, geschweige reich zu seyn:

„Wenn Gott in einer Seele herrschet; so giebt er ihr die Herrschaft über alles Erschaffene:

„Es ist eine grosse Sache um ein gutes Gewissen, und um das: von Innen heraus frey seyn.

„Die Gott liebet, die führt er die Wege seines Sohnes u. s. w.“

Ungeachtet die männliche Theresia nie ohne Leiden war; so war es dennoch Eine ihrer größten Herzensangelegenheiten, andere zu trösten, zu beruhigen, zu unterrichten. In Mitte ihrer Leiden ertheilte sie den Betrübten schriftliche Trostgründe; und von ihrem Krankenbette aus goß sie den Balsam herzlicher Theilnahme, und der Beruhigung durch Gottes weiseste Fürsehung in die Herzen einer Familie, welcher der Tod Eines ihrer liebsten Glieder entriß, durch Briefe voll des hohen Sinnes. Wiewohl sie die Menschen ohne Unterschied liebte, verachtete sie dennoch die Welt, mit aller Gewalt der Bösen. „Wenn ich das Kreuz umfange, schrieb sie, so dünkt es mich, als könnte ich der ganzen Welt widerstehen.“

Ihre Entschlossenheit gieng so weit, daß sie sagte: „Wenn neue Widerwärtigkeiten für mich fertig sind; so mögen sie kommen!“ Ungeachtet der ihr unschätzbaren stillen Einsamkeit, wo ihr Herz durch die Betrachtung der Eigenschaften des Allgütigen so feurig entbrannte, benützte sie dennoch jede Gelegenheit nach Außen Gutes zu

wirken, und ihre Worte und Vorstellungen fanden Eingang und Achtung.

Sie schrieb an den König Philipp II., und bath ihn inständigst, keine Schmähschriften zu dulden, welche die Ehre kränken. Sie erinnerte den Erzbischof von Ebora seiner heiligen Pflicht, die gedrückte Unschuld zu schützen. Ueber das Ueberspannte in mystischen Abhandlungen schrieb sie an den Bischof zu Abula: „Gott bewahre mich vor so geistreichen Leuten, die alles auf eine vollkommene Beschaulichkeit ziehen wollen. Alle diese Herren sind so göttlich, daß sie aus keiner andern Ursache das Spiel verspielen, als weil sie um eine Karte zu viel genommen haben. Die Herzoginn von Alba belehrte sie über die Eitelkeit der Dinge, und die Zuversicht zu Gott. — Den königlichen Staatsrath Didacus von Mendoza bedauerte sie, daß er nicht mehr sich selbst angehöre. In einem Briefe an ihren Bruder sagte sie: „Indem ich so viele Reisen mache, und mit so verschiedenen Leuten rede, so weiß ich manchmal nicht, was ich anders sagen soll, als daß die Menschen unter dem Viehe seyn, weil wir die große Würde unserer Seele nicht verstehen.“ Bald suchte sie die Leidenden durch Trostgründe aufzurichten; bald wünschte sie sel-

ben Glück. Es ist beynahe kein Stand, mit welchem sie nicht Briefe gewechselt, und kein Gegenstand der Religion, den sie nicht in ihren Schriften mit Geisteskraft und Wärme bearbeitet hat.

Unter unausgesetzten Arbeiten und Trübsalen beschloß sie endlich ihr irdisches Leben in dem 67. Jahre ihres Alters; denn der Himmel hatte ihr die Bitte gewährt: „Langes Leiden und endliche Vereinigung mit dem Allerliebenswürdigsten durch ein seliges Hinscheiden.“ Goldhagen IV. Th. S. 101. — J. M. Sailers Briefe V. Sammlung. S. 51.

12.

Theodelinde, Königinn der Longobarden.

Theodelinde war eine Tochter Garibalds ersten Königs Bojoariens. Der Himmel hatte sie mit den schönsten Gaben der Natur geschmückt. Sie war aber eben so tugendhaft, als schön. Nachdem Autharis von den Longobarden zum König gewählet, den austrasischen König Childebert in einer Haupt-

schlacht, worin die Tridentiner und die Baiern das meiste zum Sieg beygetragen haben sollen, überwunden hatte; so schickte der Sieger Bothen an den bojoarischen Hof, um die Hand Theodelindens zu werben. Der Bojerfürst empfieng die Gesandschaft freundlich, und sagte Autharn die Theodelinde zu. Diesen Bericht ließ sich der Longobarde gefallen; doch wünschte er ehevor seine künftige Braut selbst zu sehen, um sich persönlich von dem zu überzeugen, was man von ihrer Schönheit und Tugend sagte, und veranstaltete eine glänzende Gesandschaft, welcher er sich als ein unbekannter zugesellte. Von großem Gefolge der edelsten Ritter begleitet, unter denen sich auch sein Vertrauter, als Aeltester einfand, zog er nach Regensburg hin, wo Vater Garibald thronte. Als die Gesandten im feyerlichen Prunke eingeführt vor Garibald erschienen, machte der Aelteste als Haupt der Sendung den Vortrag. Nachher trat Autharis als Zweyter der Gesandschaft dem freundlichen Garibald näher, und nahm das Wort: „Mein Herr, der Longobarden Beherrscher, sandte eigentlich mich, die zur Braut verheißene Tochter, unsere künftige Frau, Theutlinde zu sehen. Ich soll von ihrer Gestalt ihm treue Schilderung bringen. Der Vater ließ sogleich seine Tochter

bescheiden, und Theodelinde erschien mit einem eben so schönen, als sittlichen Anstande, daß Autharis im ersten Anblicke bemerkte; sie wäre zu Glück und Würde berufen. Er wand sich dann weder an Garibald, und sprach: „Nun ist zwar der Wille meines Königs erfüllet, vergieb meine Zudringlichkeit, wenn ich dich noch um eine Gnade bitte, um meine Gesandschaft zu vollenden. Möge doch Theodelinde zum Zeichen ihrer Liebe gegen unsern König und unsere Nation mir den Willkommsbecher auf Autharis Wohl reichen! Der König Garibald befahl nun Theodelinden dieses nach der Sitte des Landes zu thun. Sie nahm den Becher und reichte ihn zuvor dem Aeltesten der Gesandschaft, und erst dann dem Autharis. Dieser trank, gab den Becher zurück, drückte aber, ohne daß es jemand bemerkte, mit einem Finger Theodelindens Hand, und mit der Rechten fuhr er schnell über ihr Angesicht. Theodelinde erröthete, und ließ den Gast ihre Unzufriedenheit mit zürnender Miene bemerken, wodurch Autharis vollends von ihrer reinen Seele und Tugend überzeugt wurde. Theodelinde klagte dieses Ereigniß unverzüglich ihrer Kammerfrau, voll Besorgniß, welchen Schatten diese Vermessenheit auch bey ihrem künftigen Gemahl auf ihre Unschuld und Sitten werfen könnte. Aya

beruhigte sie aber dadurch, daß sie glaubte, der Fremdling so schön vom Angesicht und Wuchse, so majestätisch in seinem Vortrage, so edel in seinem Betragen, würde sich so etwas nicht erlaubt haben; wenn es nicht etwa Autharis der Bräutigam selbst wäre. Sie bath sie darüber zu schweigen, und Theodelinde wünschte, daß er es wäre.

Nun nahm der hohe Gast Abschied, und kam von einem ansehnlichen Gefolge der Bojer geleitet an die norische Gränze. Da richtete er sich beym Abschiede auf seinem Pferde empor, und indem er mit seiner Streitaxt in einen Baum so tief hieb, daß keines Mannes Kraft sie herauszuziehen vermochte; so rief er: „Solche Hiebe führt Autharis;“ Schneller eilten die Bojer nach Hause, erzählten dem König diesen Vorfall, zeigten die Streitart, und rühmten der Braut die seltene Stärke des Schönsten der Männer. Dieses geschah im Jahre 589. Bald war es überall kund: der Longobarden Beherrscher habe den köstlichen Schatz erworben: „Schönheit und Tugend.“ Nachdem sich dieser Ruf auch im Frankenlande verbreitet hatte; so ergrimmte der austrasische König Childebert vor Unmuth.

Diese Heurath setzte den austrasischen Hof in die größte Bewegung, man war bereit, eher das äußerste zu wagen, als eine so nahe Vereinigung des baierischen Hofes mit dem longobardischen zuzugeben. Man bot sogleich alle fränkischen Völker zum Kriege auf, und machte von allen Seiten die fürchterlichsten Anstalten, während welcher Theodelinde mit ihrem jüngern Bruder Gundoald (Gundwald) nach Italien abgieng; wo ihr der König Autharis auf den Gefilden Sardis entgegen kamm, sie umarmte, und das hochzeitliche Fest gefeyert wurde. Doch (wie so selten die Freude ganz rein und ungetrübt waltet) wurde auch dieser Freudentag durch ein plötzliches Schrecken getrübt. Es erhob sich ein Ungewitter, und ein Blitzstrahl schmetterte des Zeltes Stange, und schleuderte den Wipfel vor Agilulfs Füssen, Herzogs von Turin, der mit andern Großen des Reiches sich bey dem Mahle befand. Zum Glück hatte Niemand Schaden genommen. Vergnügt mit seiner edlen Gemahlinn begab sich nun Autharis in die Hauptstadt, wo ihr das freudentrunkene Volk mit Herz und Mund seine Huldigung zollte.

Kaum war der Jubel verhallt, als von allen Seiten die Kunde von des Feindes ver-

heerenden Einbruch eingelaufen. Ein fränkiſches Heer, von zwanzig Führern befehligt, fiel in das longobardiſche Reich ein, zerſtörte Schlöſſer und Fluren, und ſchlepte die Bewohner gefeſſelt als Sclaven nach Weſten fort. Authar zu ſchwach, der viermal überlegenen Macht Einhalt zu thun, verlegt ſeine Truppen in feſtere Plätze, er aber wirft ſich mit der Auswahl des Heeres in die Feſtung Pavia. Nach drey Monathen aber ſah ſich der Franke von unerträglicher Hitze verzehrt, von epidemiſchen Seuchen geſchwächt, vom Hunger zernaget, genöthiget, den Rückzug zu nehmen. Autharis both dem Feinde den Oelzweig; aber ehe noch der Franke ihn nahm, war Autharis nicht mehr, durch ſchnell wirkendes Gift vom Throne geſtürzt.

Theodelinde, erſt Braut vor wenigen Monden, und jetzt, nach den in Schrecken und Kummer verlebten übrigen Tagen, unvermuthet als Wittwe in tiefſte Trauer verſetzt, ſchien dem Leiden zu unterliegen, nur der Gedanke: Gottes mächtige Hand iſt über uns, hielt ſie noch aufrecht, und der Hoffnung tröſtendes Licht durchſtrahlte ihre Seele.

Nun kammen die Großen des longobardiſchen Reiches inner den Mauern Pavias zuſammen: nach reifer Überlegung faßten ſie den Schluß im freudigen Einklang: „Theodelinde, vom Volke geliebt, von allen geehret, bleibe Königinn, und des longobardiſchen Reiches Herrſcherinn: Ihr ſteh' es frey, ſich einen Gemahl zu erkieſen, und dem verwaiſten Land auch einen König zu geben; nur ſey er aus longobardiſchem Blute entſproſſen, fähig das Ruder des Staats zum Beſten des Volks zu lenken.“ Theodelinde verlangt einige Tage Bedenkzeit, überlegt, und bedient ſich des Rathes der weiſeſten Männer. Endlich bringt ſie den Herzog Ago (Agilulf) als König in Vorſchlag. Dieſe Wahl erhielt den lauteſten Beyfall; denn er war ein trefflicher Fürſt, des Krieges erfahren, geſchickt den Scepter zu führen; ſeiner erhabenen Geſtalt, noch mehr der Tugenden wegen des Thrones würdig.

Theodelinde ſendete jetzt Bothen nach Turin, und ließ ihn berufen. Indeſſen reiſte ſie ihm ſelbſt bis Lumello entgegen. Nach einem Geſpräche über die Lage des Reiches, reicht Theodelinde dem Agilulf nach dortiger Sitte bey einem feſtlichen Mahle den goldenen Becher,

woraus sie getrunken hatte. Der Herzog nahm das Pokal, und trank, und küßte seiner Gebieterinn die Hand. „Nicht so! sprach jetzt Theodelinde, wenn du willst, umarme mich! sey mein Gatte! sey König!“ — Und so ward nach mehrern wechselseitigen Einleitungen noch am Beginn des Monats November die Trauung vorgenommen, und Agilulf im künftigen May bey voller Versammlung aller Großen des Reichs, beym Rufe des jubelnden Volkes als König auf den goldenen Schild gehoben.

Nun war das erste Geschäft des neuen Regenten, die schon vorhin begonnene Friedensunterhandlung zu schließen, und die gefangenen Bürger auszulösen. In Bälde war alles glücklich zu Stande gebracht; und von dieser Zeit an gewährten beyde Völker sich den Frieden von längerer Dauer.

Theodelinde, endlich der Ruhe und des häuslichen Glückes genießend, nährte jetzt den einzigen großen Wunsch, eine Vereinigung der longobardischen Arianer mit der katholischen Kirche zu bewerkstelligen, und brachte es durch Bitten, Ermahnen und ihr sanftes Betragen so weit, daß nicht nur der König, ihr

Gemahl ſich zur katholiſchen Religion bekannte, ſondern auch der gröſste Theil der longobardiſchen Nation dieſem Beyſpiele folgte.

Es iſt ſehr merkwürdig, daß in dieſem Zeitraume eines Jahrhunderts die vier berühmteſten Nationen von Europa das Licht und die Sanftmuth der chriſtlichen Religion vorzüglich durch die mächtige Mitwirkung von vier Frauenzimmern erhalten haben. Die Franken in Gallien durch Clotilde, die Gothen in Spanien durch Ingunde, die Longobarden in Italien durch Theodelinde, die Baiern durch Reginotrude.

Gregor der Groſse Papſt hievon in Kenntniß geſetzt, freute ſich höchlich, und ſchickte der Königinn Theodelinde eine goldene Krone, die man die eiſerne nennt, um den römiſchen Stuhl mit dem longobardiſchen Throne durch ein unzertrennliches Band zu einen, und auf die innere Ruhe den äuſsern Frieden zu gründen. — Der König und die Königinn gaben ſich nun alle Mühe, ſowohl die entehrten Tempel, als das geſchwächte Anſehen der Prieſter wieder herzuſtellen; und ungeachtet es noch ſeine Heichler gab, welche dem arianiſchen

Zeit-

Zeitgeiſte gehuldiget hatten, und mächtig auf Theodelindens Herz zu wirken ſuchten; ſo behauptete ſie ſich dennoch durch Gregors Belehrung in ihren Grundſätzen.

Unterdeſſen entbrannte in Italien die Fackel des Krieges. Der Exarch von Ravenna reiſte nach Rom, und nahm mit einem beträchtlichen Heere verſehen, mehrere ſchon vom Authar eroberte Städte unverſehens hinweg. Hierüber ergrimmte der König, zog mit Heereskraft wider die Feinde, beſiegte und ſtrafte ſie, und umzingelte endlich die Hauptſtadt, welcher er Zerſtörung und Untergang drohte. Gregor ſchickte in dieſer betrübten Lage eilige Bothſchaft an die Königinn Theodelinde, ihren Gemahl um Schonung für die Stadt zu bitten, und ihn zu einem billigen Friedensſchluß zu bereden. Gregor gab ſich auch Mühe den Exarch zu bewegen, daß er Genugthuung leiſte. Theodelinde brachte es wirklich durch inſtändiges Bitten dahin, daß ihr Gemahl, obſchon der zuerſt Beleidigte, die Hände zum Frieden both, die Belagerung aufhob, und ſich mit einem geringen Erſatze großmüthig begnügte. Voll des hohen Dankgefühles ſchrieb nun Gregor folgende Briefe an die Königinn und den König:

Königinn!

„Unser Sohn Abt Probus hat uns berichtet, wie eifrig sich Eure Hoheit zum Abschluß des Friedens verwendet hat. Schon Euer sanftes Herz, entflammt von christlicher Liebe, flößte uns Hoffnung ein, Ihr werdet dem Engel des Friedens schleunig zu huldigen nicht entstehen, um von der Güte des Herzens einen neuen Beweis der Welt vor Augen zu legen. O! wir danken dem allmächtigen Geber des Guten, daß er Euer Herz so väterlich milde geleitet hat. So wie er Euch das Licht des heiligen Glaubens verliehen hat; so wird er Euch immer in Euren schönen Handlungen stärken. Alleredelste Tochter! seyd des großen Lohnes versichert, des unschuldigen Blutes willen, das ihr gerettet habt. Dank Eurem Bemühen! Die göttliche Fülle überströme Euch mit Gütern des Leibes und der Seele, hienieden und in der Ewigkeit. Väterlich grüßend ermahnen wir Euch aus inniger Liebe, Euern Edelsten Gemahl mit Weisheit und Vorsicht zu lenken, daß er den Bund der Christengemeinde ja nimmer verlasse. Königinn! setzet den Eifer fort, und strebet mit Sanftmuth, die Euch so eigen ist, die bisher entzweyten Gemüther wieder traulich zu einen. Erflehet die

Gnade des Himmels durch Euer frommes Gebet: benützet die Zeit des Verdienſtes, daß vor Gottes Auge ſtets Euer Lohn ſich vermehre!“

König!

Dank dem Alleredelſten König! der durch Schließung eines beyden Theilen erſprießlichen Friedens unſere Wünſche erfüllet hat! weislich iſt es geſchehen! Wir loben die Klugheit und Güte. König! wenn Ihr den Frieden liebt, gebt Ihr die ſchönſten Beweiſe Euerer Liebe zu Gott; denn er iſt die Quelle des Friedens. Wäre der holde Friede verſagt, welch traurige Folgen! Nicht ohne große Gefahr für beyde kriegende Theile, nicht ohne größere Schuld deſſen, der die Fackel des Krieges ſchwang, flöße das ſchuldloſe Blut des ärmlichen Landmannes, deſſen Händearbeit für uns ſo nützlich, ſo nöthig für uns alle iſt. Doch um die Früchte des Friedens, den Ihr uns ſchenket, zu genieſſen, bitten und wünſchen wir ſehnlichſt, indem wir Euch zärtlichſt umarmen, daß Ihr an jeden Herzog des Reiches ſchreibet, ſtets des holden Friedens zu pflegen mit Liebe und Sanftmuth: nirgend wo es auch ſey, zur Unruhe Anlaß zu geben, nirgend neuen Saamen der leidigen Zwietracht zu ſtreuen.

Dann werde ich Euerm Edelmuth noch größern Dank wissen. Die Bothen des Friedens, des erwünschten mit Gottes Hülfe geschlossenen Friedens, Männer von Weisheit, und Euch mit ganzer Seele ergeben, haben wir mit Liebe empfangen und huldreich entlassen."

Nun war das selige Werk vollbracht: der Friede geschlossen, und am Tage Johannes des Täufers feyerlich verkündet. Der Jubel des Volks erscholl durchs longobardische Reich; und Theodelinde tief von der Freude des Volkes gerührt, und entzückt von dem fröhlichen Anblick ihres Gemahles machte das heilige Gelübd: Johann dem Täufer zu Ehren einen prächtigen Tempel zu bauen, dem festlichen Tage und dem holden Engel des Friedens ein ewiges Denkmal.

Nach fünf Jahren hatte sich dieser Tempel in einer reizenden Gegend zu Modoetia (nachher Monza genannt) prächtig erhoben; und ungemein zahlreich war die Versammlung der Großen und der Zusammenfluß des longobardischen Volkes, als die feyerliche Einweihung geschah. Johann ward als Schützer erkoren, und Agilulf selbst weihte ihm die longobardische Krone. Bald

siedelten sich in dessen heiligen Umgebungen viele Werkleute und frömmere Christen an. Theodelinde selbst hatte sich dort ein Schloß erbauet, oder vielmehr das alte zerfallene aus den Ruinen wieder erhoben, und sich zur Sommerwohnung bereitet. Da lebte nun das königliche Paar in dem glücklichsten Einklange ihrer Herzen. Nur ein Wunsch ward ihm noch nicht erfüllet, — den Erben der Krone zu sehen. Zwölf Jahre flossen in glücklicher Ehe dahin, und der Himmel bescherte nur eine Prinzessinn. Nun aber befand sich endlich Theodelinde wieder gesegneten Leibes; und wurde zur allgemeinen Freude des Volks (wer mag die innige Freude der Aeltern mit Worten bezeichnen) glücklich in diesem Schlosse zu Monza von einem Prinzen entbunden, welcher von dem Bischofe Secundus von Trient getauft, den Namen Adaloaldus erhielt im Jahr 603. König Agilulf stand eben im Begriffe sein Heer gegen den Exarchen, welcher neuerdings die Fackel des Krieges schwang, anzuführen; aber die Freude besiegte das Herz, und der Anblick des Sohnes wand ihm das Schwert aus der Hand: er both sie verzeihend zum Frieden.

Theodelinde ermangelte nicht dem heiligen Vater, ihrem würdigen Freunde Gregor, von

diesem glücklichen Ereignisse durch Gesandte Nachricht zu geben, welcher hierüber seine innigste Theilnahme und Freude bezeugte: Unter andern schrieb er:

„Gottes Huld hat Euere Hoheit mit einem Sohne begnadigt, und ihr habet ihn dem Schooße der Kirche geweiht. Segen und löblich ist dieses. Von Euerm christlichen Eifer war es wohl zu vermuthen; Ihr werdet des Himmels Geschenke auch an der ächten Quelle des Heils zum Opfer hingeben — Ihr des Versöhners treueste Dienerinn. Der Segen des Himmels thaue auf ihn, den künftigen König, daß er in der Furcht des Herrn wachse, keime und blühe! Gottes mächtige Hand führe Euch und Adulowalden stets auf dem sichern Pfad der ewig heiligen Gebote, daß Euer Sohn in der göttlichen Liebe gedeihe, daß Er — groß durch seine Geburt in den Augen der Menschen, auch reich an edlen Handlungen vor Gottes Antlitz erscheine! — Wir senden hi mit diesem unserm geliebten Sohne, dem Prinzen Adulowald als Gebind ein Kreuz vom Kreuze des Erlösers, und das Evangelium geziert mit persischen Einband; und der Prinzessinn Schwester drey Ringe, zwey mit Hyazinthen, und einen mit Diamanten. O! möchten

dieſe Geſchenke ſie an uns erinnern, und den Werth unſerer Liebe dadurch erhöhen, wenn ſie die Hand der zärtlichen Mutter überreicht! Königinn! wir grüßen Euch väterlich mit der innigen Bitte, daß Ihr Euerm Gemahl für uns, und in unſern Namen für den Frieden dankt, und ſtetshin, wie bisher ſein Herz zum Frieden leitet. Euch wird der Lohn dafür, daß Ihr unſchuldige Menſchen vom Verderben gerettet, ſo wie für die übrigen Werke Euerer Frömmigkeit, einſt vor Gottes Thron erwarten.“

Dieſer war Gregors letzter Brief an Theodelinden. Er erkrankte ſchwer, und ſtarb im folgenden Jahre 604 von der ganzen Chriſtenheit bedauert; und Theodelinde verlor an ihm den Beſten der Freunde, ihren Berather in Noth, den Tröſter in drückenden Leiden. Das Jahr der Krankheit und des Hinſcheidens dieſes großen Mannes war ein ſchreckliches Jahr. Faſt den ganzen Sommer hindurch verſagte der Himmel, bey einer unerträglichen Hitze den Regen. Die Früchte verwelkten, und wo auf gewäſſerten Feldern das Korn zur Reife gediehen, ward es von Mäuſen verzehrt. Jetzt folgte ein grimmiger Winter, ſo daß dem Menſchen und Vieh das Blut in den Adern erſtarrte. Reben und Bäu-

me erlagen der Kälte. So lange Gregor noch athmete, half er noch, wo er konnte; doch er war dahin.

Solche Unfälle, Hunger und Pest sind oft der Gottheit wirkende Mittel, ausgeartete Menschen zur bessern Gesinnung zu bringen, Stolze zu beugen, Hartherzige weicher zu machen, Verächter des Himmels zu zwingen, ihre Hände zu ihm auszustrecken; dem Feinde zu verzeihen. Drangsal einet gar oft entzweyte Menschen. So war es auch jetzt. Das Elend und der Hunger entwaffnete die Krieger. Franken umarmen die Longobarden, diese die Römer, und der Exarch von Ravenna beschwor es den Frieden zu halten.

Agilulf von der Erfahrung belehrt, wie bald sich die Menschen ändern, und wie leicht sich der Fall ergeben könnte, daß er von dieser Welt hinweggerissen würde, wollte die Stimmung des longobardischen Volks benützen, welches seine und Theodelindens Sorge zur Zeit der Noth dankbar erkannte. Er ruft die Fürsten und Großen zusammen, und stellt dem versammelten Volke die Gefahr vor Augen, wenn er plötzlich vom Tod überrascher würde, zeigt auf dem großen Platze von Mayland von offener

Tribune seinen unmündigen Sohn, den Prinzen Adoloaldus, und erwartet den Spruch des longobardischen Volkes. — Kaum ward der holde Prinz von Vater und Mutter in die Höhe gehoben; so ward schon alles gerührt bey dem Anblick der sprechenden Unschuld. Das Jubelgeschrey erfüllte die Luft: Es lebe der künftige König! es lebe Vater Ago! es lebe die Mutter des Landes Theodelinde! Nun setzte der König die eiserne Krone seinem Sohne auf das Haupt. — Endlich trat der Gesandte des fränkischen Königs hervor, und verlobte dem kaum dreyjährigen Prinzen die Tochter Theudeberts seines Herrn zur Braut und künftigen Gattinn. „Dieß zärtliche Band sollte ein ewiger Friede bekränzen zwischen den Longobarden und dem fränkischen Volke."

König Agilulf widmete sich nun sorgfältigst den Geschäften der Regierung, und gab sich auch alle Mühe, die sich widersprechenden Meynungen der Priester zu den beglückenden Einigkeitspunkt der Liebe zu führen. Viel gutes noch zu stiften, und in Weisheit den Sohn zu erziehen, war sein erhabenes Ziel; doch er konnte es nicht mehr erreichen: früher noch schlug ihm die letzte Stunde des Lebens, ehe noch sein Sohn das

dreyzehnte Jahr erreichte. Nur zu früh starb er in den Armen der trostlosen Königinn. Sein Leichnam ward in der Kirche zu Monza begraben, wo Theodelinde den Sarg mit täglichen Thränen benetzte.

Theodelinde, noch immer vom größern Theile des Volks geliebt, übernahm jetzt die Regierung des Reichs mit ihrem Sohne; aber ihr Diadem trug sie als trauernde Wittwe nicht mehr: sie gab es der Kirche. Der Himmel segnete ihr reges Bemühen, hier die innere Ruhe zu erhalten, dort des Friedens-Palme mit weiser Liebe zu pflegen. Sie spendete reichliche Gaben unter das ärmere Volk, ließ hülflose Kranke verpflegen, Wittwen und Waisen versorgen, Kirchen und Schulen erbauen, nicht um die schwankende Gunst des vergeßlichen Volks zu gewinnen; sondern aus höherm Trieb, aus heiliger Lieb zur Menschheit. Stets trauend dem waltenden Auge der Fürsehung ertrug sie auch ihre Leiden als Heldinn! — Endlich näherte sich auch Theodelinden der große Augenblick. Sie erkrankte an einem schleichenden Fieber, und säumte nicht alle heiligen Vorbereitungen zur wichtigsten Reise in die Ewigkeit zu machen. Während ihr Geist heiter blieb, und ihre Seele zum Himmel streb-

te; sprach sie zu ihrem Sohn: „Ich nahe meinem Ziele; ich habe sie vollendet die mir von Gott gezeichnete Bahn; ich muß dich verlassen!“ Segnend legte sie ihm noch die Hand auf das Haupt, und verschied sanft, wie die sinkende Sonne. Der Prinz war und blieb so untröstlich über den Tod seiner Mutter, daß er ununterbrochen ausrief: Ohne eine solche Mutter leben; heißt ohne Kraft und Sonne leben.“

Ganz Italien ward in die tiefste Trauer versenkt, durch den herben Verlust der besten, weisesten Fürstinn. Ihre Hülle bedeckt ein weißer Marmor in der von ihr erbauten Kirche zu Monza. Ihr Name ist heilig, unsterblich, selbst in der Sternenwelt eine seltene Erscheinung.“

Aus des H. v. Pallhausen Urgeschichte von Baiern. — H. v. Westenrieders G. v. Baiern I. Th. und *G. Adelzreuter, et A. Brunneri Annal. B. gentis.*

13.

Mathilde K. Heinrichs des Finklers Gemahlinn.

Zu den Zeiten Konrads I. Königs der Franken in dem zehnten Jahrhunderte lebte ein

Herzog der Sachsen, Otto mit Namen, eben so berühmt durch Waffenthaten, als durch Klugheit und Tugend. Er hatte zween Söhne Thankmar und Heinrich, wovon sich aber der letztere von seiner blühendsten Jugend an durch seine Menschenliebe, durch sein ritterliches Betragen, durch seine Mäßigung und Tugend so schön auszeichnete, daß dem edlen Vater Otto, und der besorgten Mutter Hatwik kein anderer Wunsch übrig blieb, als ihrem Sohne Heinrich eine Gemahlinn Seines gleichen zu verschaffen. Da vernahmen sie, daß sich in einem Kloster zu Herforden ein Fräulein bey ihrer Großmutter, damaligen Aebtissinn befinde, um daselbst, wie sich die Urkunde ausdrückt, beten und arbeiten zu lernen; und von welcher sich bereits der Ruf weit hin verbreitet hatte, daß ihres gleichen an Schönheit und Tugend nicht zu finden wäre. Sie hieß Mathilde, war eine Tochter des Grafen Thiedrichs aus Windekins berühmten Stamme.

Herzog Otto schickte nun den Grafen Dietmar des Prinzen Heinrichs Hofmeister, an den Ort, um von der Wahrheit der Sage nähere Kunde einzuholen. Dieser kam eilend zurücke, und erzählte den wartenden Aeltern mit

der fröhlichsten Miene, was er gehört und gesehen hatte. Der Herzog säumte nicht, das Geschäft sogleich einzuleiten, und schickte seinen Sohn Heinrich selbst dahin, um sich zu überzeugen, und zu wählen. Er gab ihm nicht nur Dietmar zum Begleiter mit, sondern auch ein ansehnliches Gefolge von vielen edlen Jünglingen. Heinrich trat seine Reise mit einer glücklichen Ahnung, und mit jenem Gefühle des Herzens an, wobey sich Tugend und Liebe das Gleichgewicht halten. Als sie sich dem Kloster näherten, ließ Heinrich sein ganzes Gefolge lagern; er aber begab sich mit Dietmar unbemerkt in die Kirche, wo eben Mathilde auf ihrem Kirchenstuhle saß, ein Buch in der Hand, versenkt in tiefe Betrachtungen. Kaum hatte sie Heinrich einige Augenblicke von der Ferne betrachtet; so schien er schon den Geist aufgefaßt zu haben, der in diesem schönen Körper wohnte. Er eilte unverzüglich zu dem Lager zurücke, legte ein prächtiges Kleid an, und zog mit seinem ganzen glänzenden Gefolge in die Kirche des Klosters ein. Er äusserte den Wunsch, mit der Äbtissin zu sprechen, welche sogleich erschien, und nach wechselseitiger Bewillkommung Heinrich und Dietmar auf ihr Zimmer führte, und das übrige Gefolge bewirthen

ließ. Nach ein und dem andern Gespräche äußerte Heinrich auch seinen Wunsch, mit Mathilden zu sprechen. Die Äbtissin ließ sie rufen, und Mathilde kam und trat in das Zimmer mit einem Anstande, der ganz dazu geeignet war, ihre Schönheit zu erhöhen. Ihr Blick war eben so eingezogen, als ihre Miene heiter, das wahre Antlitz der Tugend. Es schien, als hatten eine Lilie, und eine Rose ihre Farben hergeliehen, damit die Unschuld dieses schöne Bild hatte vollenden können. Heinrich konnte nun nicht länger mehr die Absicht seiner Ankunft bergen; und eröfnete Mathilden und der Großmutter seinen Wunsch und seine Bitte. Die Großmutter schlug anfangs ihre Augen nieder, und überlegte, was sie antworten sollte. Als aber der edle Prinz mit bescheidenem Nachdrucke um ihre Erklärung bath; so sagte sie: „Es liegt zwar nicht in meiner Macht, Mathilden ohne Rath und Einwilligung ihrer Eltern zu verloben. Wir sollten sie zurückgeben, wie wir sie empfangen haben. Schon mehrere von angesehenen Familien haben ihre Hand gesucht. Indeß ist mir die Würde, die Größe und der Ruhm eures Hauses, und in diesem Falle schon im voraus der Wille ihrer Eltern zu bekannt, als daß ich nicht auf Mathildens

und euere Tugend gestützt selbe euch anvertrauen sollte, um das weitere zu besorgen. Auch Mathilde fühlte sich, und empfand jene Regungen des Herzens, welche sie versicherten, daß sie die Fürsehung zu diesem Entschlusse berufen hätte. Nachdem alle Anstalten zur Abreise getroffen waren, so folgte sie Heinrichs glänzendem Zuge, der sie mit Freuden zu seinen Ältern hinbrachte. Während nun alles Erfoderliche in Ordnung gebracht wurde, führte man Mathilden in den Städten des Landes herum, bis man endlich nach Walhausen, einer Stadt an der Grenze von Thüringen, und Mannsfeld, gekommen, wo alles zu dem großen hochzeitlichen Feste mit fürstlicher Pracht zubereitet war. Nach vollendeter Feyerlichkeit im Jahre 913 bestimmte Heinrich mit Einwilligung seines Vaters die Einkünfte dieser Stadt seiner Mathilde zum Brautgeschenke, und Vater Otto, der sich immer mehr überzeugte, wie glücklich seine und seines Sohnes Wahle ausgefallen, der von Zeit zu Zeit neue Beyspiele der Tugend Mathildens sah, hegte eine solche Achtung und Liebe zu ihr, daß er sie wie sein eigenes Kind behandelte, und für alles, auch für das Mindeste, was sie nur brauchte, väterlich sorgte, und dieß that er bis zu seinem

letzten Lebenshauche. Der gute Vater starb aber schon nach drey Jahren, erlebte aber noch die Freude, einen Enkel zu sehen, der seinen Namen Otto erhielt.

Heinrich trat nun die Regierung als Herzog an, und behandelte seine Unterthanen mit so viel Klugheit, Mäßigung und Güte, daß man von ihm sagte, daß er verdiente, ein Königreich zu beherrschen. Der Ruf seiner Thaten und seines Fürstensinnes verbreitete sich so laut, daß, als K. Conrad am Ende des J. 918 mit Tod abgegangen, Franken und Sachsen ihn zum Könige wählten, welcher Wahle endlich auch die Baiern nach jener rührenden Scene beygetretten, welche sich an den Ufern der Donau zu Regensburg ereignete, da sich Arnulph und Heinrich im Angesichte ihrer beyden Kriegsheere, die nur das Zeichen zum Angriffe erwarteten, aussöhnten, und umarmten. Und so ward Heinrich auch König der Deutschen.

Mathilde, nunmehr zur Königinn erhoben, fühlte sich nur dadurch grösser und glücklicher, daß ihr Herz einen weitern Spielraum erhalten hatte, Gutes zu thun. Dennoch wuß-

te

te ſie den Standpunkt ihrer Würde zu behaupten, ohne die innere Demuth ihres Herzens zu verlieren. Wann ſie bey öffentlichen Feyerlichkeiten im Schmuck und Glanz erſchien, ſo ſah man eine wahre Königinn; und wann ſie dann dieſen Schmuck wieder hinweglegte; ſo ſah man nur die Mutter der Armen, der Unglücklichen, der Leidenden, der Gefangenen, das Beyſpiel der Gottesfurcht und der ehelichen Treue. Selbſt die ſtille Nacht mußte ihre feurigen Gebete, ſo wie ihre geheimen Wohlthaten bergen. Unzertrennlich von Gott und ihrem Heinrich hielt ſie auch den Segen Gottes in ihrem Hauſe feſt. Der Himmel ſegnete ſie mit einem zweyten Prinzen, der den Namen Heinrich erhielt, und dann mit einem Dritten, dem man den Namen Bruno ertheilte, und einer Prinzeſſinn Gerbirga genannt. Otto, Heinrich und Bruno wuchſen endlich unter der Aufſicht ihrer groſſen Aeltern ſo hoffnungsvoll heran, daß Staat und Religion zu groſſen Erwartungen berechtiget waren. Da ſich aber Heinrich, der ſchönſte Jüngling der damaligen Zeit, beſonders dadurch auszeichnete, indem er die Tapferkeit des Vaters, und die Tugend der Mutter nachzuahmen trachtete; ſo gewann er die ganze Vorliebe Mathildens um ſo mehr, da er in ſeinem Betra-

gen, und in allen seinen Gebährden das Ebenbild seines Vaters war, woraus dann schon bey Lebenszeiten der Aeltern ein beständiger Zwiespalt der beyden Brüder entstanden ist. Otto behauptete, daß nach seinen und seines Vaters Verdiensten nur ihm als Erstgebornen einst die Königskrone zu Theil werden dürfte; und Heinrich sagte: Otto wäre nur der Sohn eines Herzogs; Er aber der Sohn eines Königs. Bruno verwendete sich hauptsächlich auf die Wissenschaften und heilige Uebungen. Wie er dann auch nachher Erzbischof zu Köln und Herzog von Lothringen geworden.

Nachdem nun K. Heinrich viele große und herrliche Thaten ausgeübt, viele Städte in Deutschland theils angelegt, theils befestiget, viele Feinde des Reiches gebändiget, und überall eine gute Zucht und Ordnung eingeführt hatte; so fühlte er sein herannahendes Lebensende durch ein Fieber, welches ihm zu Bathfelden zugestossen. Nach einiger Erholung begab er sich nach Erfort, und empfahl den versammelten Fürsten Einen seiner Söhne zum Nachfolger; von da aus verfügte er sich nach Memleben, wo er so sehr erkrankte, daß er glaubte, daß der Zeitpunkt eingetretten, von seiner Mathilde Abschied

zu nehmen. Er ließ sogleich die Königinn rufen, die dann blaß und entstellet an dem Sterbebette erschien. Nachdem er ihr ein und das Andere in geheim gesagt hatte; so brach er in folgende Worte aus: „Treueste Mathilde! die du so sehr verdienet hast geliebt zu werden; denn Keiner hatte ein treueres und besseres Weib als ich; wie sehr danke ich Gott, daß du mich überlebest! Nimm meinen Dank für alles, was du mir erwiesen hast. Du warst es, die so oft mein aufwallendes Blut gemäßiget hat, wann der Zorn im Anzuge war: du hast mich oft auf dem Weg der Gerechtigkeit erhalten, und mich auf die Leiden der gedrückten Unschuld aufmerksam gemacht: dir hatte ich manchen guten Rath zu verdanken. Nun bleibt mir nichts anders übrig, als dich — unsere Kinder, — und meine Seele dem allmächtigen Gott zu empfehlen.“ Auch Mathilde dankte ihrem Heinrich unter einem Strome von Thränen. Um aber dem beyderseitigen Schmerzen einige Erleichterung zu verschaffen, entfernte sich Mathilde, und begab sich in die Kirche, um Gott zu bitten, und sich auf den unvermeidlichen Schlag vorzubereiten. Kaum aber hatte sie sich auf ihre Knie geworfen, kaum fieng sie an die Regungen ihres Herzens vor dem Altar auszugießen, so hörte

sie ein schreckliches Geheul; das Volk drang in die Kirche, und alles schrie: der König ist gestorben! — Als sie zu gleicher Zeit die gewisse Nachricht erhielt; so erhob sie laut ihre Stimme in der Kirche: „Ist kein Priester da, der noch nüchtern ist?“ Er soll sogleich das heilige Opfer entrichten, und die Seele meines Mannes zum Thron des Ewigen mit einem Gebete begleiten. Da sich sogleich ein Priester Adelbeck mit Namen, nachher Erzbischof von Hamburg und Bremen, hervor gethan; so wohnte Mathilde der heiligen Messe zur allgemeinen Rührung bey, zog nach deren Beendigung ihre beyden goldenen Armbänder von den Händen, gab sie dem Priester, und eilte in das Kabinet des verblichenen Königs. Da traf sie bereits die Prinzen, die Edeln, und die Officiers versammelt an. Sie warf sich zu den Füßen der königlichen Leiche, und beweinte und betrauerte ihren Heinrich, wie es auch Heinrich um sie verdienet hatte. Dann erhob sie sich, wie von höherer Kraft gestärkt, mit der Majestät einer Königinn, ließ ihre Söhne näher tretten, und sprach: „Sehet hier das Ende aller menschlichen Hoheit und Größe. So stirbt der Reiche, wie der Arme. Nur Gott ist Herr und König, der solche Verfügungen trifft. Fürch-

tet Ihn, lasset von euern Zwisten ab, und streitet nicht um Würden, von denen ihr sehet, wie sie verschwinden. Glücklich derjenige, der sich Schätze für die Ewigkeit sammelt! O meine Söhne! Mögen sich euere Seelen nicht über den Gedanken entrüsten, welcher von euch dem andern vorgezogen wird. Erinnert euch dessen, was geschrieben steht: wer sich erhöhet, wird erniedriget, und wer sich erniedriget, wird erhöhet werden."

Nun wurde die Leiche des Königs, wie er es verlangte, nach Quedlinburg gebracht, und mit allen Königl. Ehren zur Erde bestattet.

In dem folgenden Jahre 936 kamen die Fürsten zu Achen zusammen, um einen neuen König zu wählen. Die Wahl ward zwar anfangs zwischen Otto und Heinrich getheilt; als endlich die Franken, Baiern, Sachsen, Thüringer, Schwaben und Lothringer für Otto entschieden, welcher auch daselbst gekrönet wurde.

Heinrich, der sich nur zu sehr auf seine Geburt als Königssohn, und auf Mathildens außerordentliche Zuneigung stützte, ward über seine fehlgeschlagene Wahl äußerst aufgebracht.

Der Hass und die Verfolgung beyder Brüder nahm zusehends zu. Mathilde benützte jede Gelegenheit den Heinrich zu beruhigen, und drang mit Bitten und Thränen an die beyden Söhne, um sie zu versöhnen, bis endlich Otto, mehr um Heinrichens los zu werden, ihn zum Herzogthum Baiern beförderte, und ihm Arnulphs I. Tochter Judith zur Gemahlinn gab. Mathilde zeigte sich nun in ihrem Wittwenstande in der ganzen Grösse ihres wohlthätigen Herzens. Sie kannte keine andere Triebfeder ihrer Handlungen, als die Liebe Gottes und ihres Nächsten. Wann sie in der Kirche erschien, so wirkte schon ihre blosse Gegenwart [illegible] Empfindungen in den Herzen aller Anwesenden: und wann sie dann in ihren Pallast zurückkehrte, so sah man ununterbrochen nur Arme, Presthafte, Unglückliche, Wittwen und Waisen aus und eingehen. Nicht genug, daß sie Allen reichlich mittheilte; sie begab sich selbst in die Wohnorte bedrängter Familien, tröstete und unterstützte sie mit Gott und ihrem Vermögen. So wenig sie den Reichthum achtete; so wenig fürchtete sie die Armuth. So oft man ihr die Renten ihrer Güter brachte; so ward schon im ersten Augenblicke der zehnte Theil für bestimmte Nothleidende weggezählt. Sie fühlte sich in ihren Wohltha-

ten so glücklich, daß derjenige, der sie hierin beschränken könnte, ihr den größten Theil ihres Lebens entreißen würde. Stets eingedenk ihres unvergleichlichen Heinrichs opferte sie seiner Seele täglich ihre heiligen Gebete, und that den Armen Gutes wegen Seiner; und so ward sie ununterbrochen mit dem Gegenstande ihrer Liebe, auch in der Ewigkeit verbunden. — Und nun — in dieser unvergleichlichen Herzensstimmung, unter tausend Freudenthränen der Unterstützten, und bey der Bewunderung der Zeitgenossen, zog über Mathilden ein fürchterliches Gewitter einher. — Es traf sie das härteste Schicksal der Welt, das nur immer eine Mutter treffen kann. Schon der Undank in sich ist ein herzzermalmendes Ungeheuer; wenn er dann erst von den Kindern kömt, dann durchgreift er Mark und Bein. Dieß wurde nun mit einem Male das traurige Loos der königlichen Mutter.

Uebelgesinnte, neidische Menschen, die etwa lieber selbst von dem Schweiße der Armen im hohen Glanze gelebt hätten, brachten dem König Otto, ihrem Sohne bey, daß Mathilde ihr Geld und ihr Vermögen nur verschleudere. Es kam dann so weit, daß man auf königlichen

Befehl nicht nur dasjenige zurückfoderte, was sie einigen hülfsbedürftigen Familien geschenkt hatte; sondern es wurden Kundschafter ausgestellt, welche denjenigen, die Mathilde zu den Armen schickte, unterwegs alles wieder abnahmen, und sie sogar mißhandelten. In dieser betrübten Lage rechnete nun Mathilde ganz auf die Unterstützung und den Trost ihres so zärtlich geliebten Sohnes Heinrich. Allein ihre Leiden kamen jetzt Schlag auf Schlag. Kaum hatte Heinrich die Verfügungen seines Bruders vernommen; so that er das Nämliche; und so wurden die beyden Brüder, die sich von Jugend auf nie vereinigen konnten, auf dem Punkte einig, ihre Mutter zu verfolgen. Es kam dann so weit, daß sie ihr alle Güter abnahmen, und sie in ein Kloster verwiesen. Die königliche Wittwe mußte nun auch jene Güter verlassen, die ihr K. Heinrich zum Brautgeschenke gegeben; und so wanderte die arme Mathilde auch von ihrem Wittwensitze verstoßen, nach Engern, einem geringen Ort in der Grafschaft Ravensburg in Westphalen.

Während Mathilden die Armen von allen Seiten nachweinten; so zeigte sie in ihrer gegenwärtigen Lage eine unbeschreibliche Seelenruhe

und Entſchloſſenheit. So oft die Rede von ihren Söhnen war; ſo ſchwieg ſie entweder ganz ſtille, oder entſchuldigte ſie dadurch, daß ſie es nur durch fremde Einwirkung gethan hätten. Nur das Einzige (dieß drückte ihr zuweilen der Schmerz heraus) nur das Einzige liege ſchwer auf ihrem Herzen, wenn etwa dennoch der gerechte Gott ihre Söhne zur Strafe ziehen ſollte; und ſo betete die gekränkte Mutter unaufhörlich für ihre Feinde, das iſt, für ihre Söhne.

Von dieſem Zeitpunkte an aber widerfuhr dem König Otto ein Unheil nach dem andern, und das Glück der Waffen wich ſo ſichtbar von ſeiner Seite, daß er darüber in eine groſſe Schwermuth verfiel. Auch Heinrich erkrankte um dieſelbe Zeit. — Die Seufzer der Armen verbreiteten nun Mathildens Schickſal von Land zu Land, und ſo kam es auch zu den Ohren der Königinn Editha Otto's Gemahlinn, einer Königl. Prinzeſſinn von England, einer Dame voll erhabener Tugend. — Sie begab ſich ſogleich zu dem König: „Herr! ſagte ſie, warum trauerſt du ſo ſehr? — Rufe nur deine Mutter zurück! gieb ihr ihre Güter wieder, und alles wird beſſer gehen.“ Das Herz des Königs ward durch dieſe Worte ſo ſehr erſchüttert, daß er ſich

augenblicklich entschloß, an seine Mutter zu schreiben. Nicht genug, daß er sie in den rührendsten Ausdrücken um Verzeihung bath; er lud sie ein, zu ihm zu kommen, damit er sie selbst in ihre Güter wieder einsetzen könnte. Und um der ganzen Welt einen öffentlichen Beweis seiner Reue und Gerechtigkeit zu geben, so mußte diesen Brief Eine der glänzendsten Gesandschaften von Bischöfen, Herzogen, Grafen und Rittern der Mutter Königinn überbringen. Es läßt sich leichter denken, als beschreiben, was Mathilde bey der Ankunft dieser Bothschaft empfand. Versöhnung war ihr mehr, als alle Güter der Welt. Sie trat die Reise ohne den mindesten Aufschub an, und als sie sich dem Flecken Gronde an der Weser bey Hammeln näherte; so sah sie schon von weiten den König mit einem glänzenden Gefolge ihr entgegen reiten. Sie lief ihm mit ausgestreckten Armen entgegen; und der König dieß sehend, sprang von seinem Pferde, und eilte auf Mathilden zu, um sich eher zu ihren Füßen zu werfen, als sie ihn umarmen konnte. Schon von ferne bog er seine Knie, und rief: Königinn! rächе dich an deinem Sohne, wie du willst! Nur verzeihe! Er hatte kaum noch einige Worte gesprochen; so hieng Mathilde schon an seinem Halse. Nein! sagte sie, wenn ich es

nicht ſelbſt verdient hätte, ſo würde es Gott nicht zugelaſſen haben. Auch Editha war mit dem König angekommen, und begleitete dann Mathilden im feyerlichen Zuge mit dem König nach Gronde zurück. Otto betheuerte es öffentlich, daß von dem Zeitpunkte an, als er ſeiner Mutter ſo hart mitgefahren, nicht nur das Waffenglück, ſondern auch ſeine Kräfte von ihm gewichen wären. Kaum aber hatte Herzog Heinrich die Reiſe und das Verhaben ſeines Bruders erfahren; ſo eilte auch er ſpornſtreichs zu ſeiner Mutter — Er, der ſo ſehr Urſache gehabt hatte, die Liebe ſeiner Mutter zu erwiedern. Dieſer Gedanke wirkte auch jetzt bey ruhiger Beſinnung ſo ſehr auf ſein Herz, daß er ſich bey ſeiner Ankunft nicht getraute, ſich Mathilden zu nähern; ſondern von der Ferne mit Thränen in den Augen rief: „Bey dem Namen Heinrichs meines Vaters bitte ich dich um Vergebung!“ – Trette nur näher, mein Sohn! erwiederte Mathilde, und küße mich: nur meine Feinde haben dich verführt!“ Nachdem dieſe und mehr andere rührende Auftritte, die kein Maler malen kann, vorüber waren; ſo ſetzten die beyden Brüder die königliche Mutter in ihre vorigen Beſitzungen ein; ja ſie gaben ihr mehr, als ſie ehedem beſaß, und giengen unter tauſend Segenswünſchen voneinander.

Bald darauf gieng Editha mit Tode ab. Und da auch um dieselbe Zeit Lothar König von Italien seinen Geist aufgegeben, so bath dessen Wittwe Adelheid den K. Otto um Hülfe wieder Berengar, der sich ihrer bemächtiget hatte, um durch sie auch das Reich zu erhalten. Otto und Heinrich zogen nun nach Italien, schlugen den Berengar, machten ihn zum Gefangenen, und setzten die Königinn Adelheid in Freyheit. Bald aber wurde der König Otto den Geist und die Tugend Adelheids gewahr, und ehelichte sie.

Mathilde lebte nun neugestärkt, wie vor, in ihrem glücklichen Wirkungskreise der Wohlthätigkeit. Überall leuchtete der hohe Strahl der Tugend und der Liebe aus ihren Blicken, aus ihren Worten und Werken. Sie that Gutes, wo sie nur immer hinsah, und die Armen und Kranken hatten ihre Mutter wieder gefunden. Ihr mitleidiges Herz konnte sie aber nun nicht mehr auf einen gewissen Bezirk beschränken. Sie reiste eigends im Lande herum, und suchte bedrängte Familien auf. Sie nahm an allem, was nur immer das Wehe der Menschheit betraf, einen solchen Antheil, daß sie den Armen in kalten Wintertagen nicht allein

Holz austheilen; sondern auf öffentlichen Plätzen Feuer machen ließ, damit sie sich wärmen konnten. Sie ließ in unwirthbaren Wäldern und Gegenden Zeichen aufrichten, und bey Nachts Feuer anzünden, damit sich der Wanderer nicht so leicht verirren konnte u. s. w.

Der Himmel schenkte ihr zwar jetzt manche Familien-Freude; allein, gleich als ob die Tugend nie ohne Leiden seyn könnte, so wurden auch diese Freuden wieder getrübt. Sie erhielt nach und nach die angenehmen Nachrichten, daß dem K. Otto ein Fräulein, die er Mathilde nannte, und dann ein Sohn gebohren wurde, dem er seinen Namen Otto gab; allein in dem nämlichen Jahre 955, da sie sich über die Geburt dieses ihres Enkels freute, entriß ihr der Tod ihren so innigst geliebten Sohn Herzog Heinrich von Baiern; er wurde zu Regensburg zu St. Emmeram begraben. Nur in ihre Tugend eingehüllt überlebte sie auch diese schwere Prüfung, und nur darinn fand ihr Herz einige Erleichterung, daß sie Heinrichs Söhnchen ihren Enkel, den kleinen Heinrich vor sich sah, den sie zu sich genommen. Übrigens aber blieb sie von nun an beständig in ihrer Trauerkleidung, und fand auch in den unschuldigen

Lebensfreuden kein Vergnügen mehr. Die Gesellschaften unterblieben; und die Minnesänger schwiegen.

Sie erlebte zwar auch die Freude, daß K. Otto im Jahre 962 zu Rom als Kaiser gekrönt wurde; allein dessen längere Abwesenheit in Italien, welche bereits schon mehrere Jahre dauerte, machte ihr so viele Sorgen, daß sie endlich eine große Sehnsucht überfiel, ihren Sohn vor ihrem Lebensende noch einmal zu sehen. Als man dieses dem Kaiser Otto hinterbrachte, so entschloß er sich unverweilt, sich nach Deutschland zu begeben, seine Mutter, und seine Familie zu sehen. Er reiste dann im Jahre 965 nach Köln zu seinem Bruder Bruno, dem dasigen Erzbischofe, wohin auch Mathilde eilte. Sie hatte beym Empfange des Kaisers den kleinen Enkel Otto, seinen Sohn an der Hand. Auch der stattliche Knabe, Heinrichs des Herzogens Sohn, war zugegen. Auch die Königinn Gerbirga, Mathildens Tochter und Ludwigs, des Franken Königs, Gemahlinn war angekömmen. Nach dem zärtlichsten Empfange begab sich die ganze kaiserliche Familie in den Saal. Kaum ward sie daselbst versammelt; so trat nach der damaligen

Sitte der Bischof Balderic, ehemaliger Hofmeister Brunos herein; und segnete das kaiserlich-königliche Haus; wand sich aber sogleich an Mathilden, und rief mit lauter Stimme: „Freue dich, Ehrwürdige Königinn! freue dich über die Geschenke, die dir der Himmel gegeben hat! die du hier deine Kinder und Enkel siehst! Auch in dir ist die Weißagung erfüllet worden: Du wirst Kinder und Kindeskinder sehen!“ — Hierauf brachte die kaiserliche Familie sieben Tage in dem fröhlichsten Genuße ihrer Vereinigung, unter den rührendsten Rückerinnerungen an die vorigen Zeiten, unter den zärtlichsten Empfindungen der Achtung, des Dankes und der Liebe zu. Man that und stiftete vieles Gute. — Am Tage der Abreise, — diesem für Mathildens Herz so schweren Tage — hatte sich der Kaiser entschlossen, seine Reise von der Kirche aus anzutretten. Nach gehaltenen feyerlichen Gottesdienste und genommenen zärtlichsten Abschiede, begleitete Mathilde den Kaiser bis zum Kirchenportale; und nachdem sie sich noch einmal umarmt hatten; riß sich Mathilde schnell aus den Armen des Kaisers, lief zum Hochaltar, und warf sich auf den Platz hin, wo der Kaiser während der Messe gestanden, und benetzte seine Fußstapfen mit ihren Thränen. Graf Witico, der

noch beym Kirchenportale stand, sah dieses, und hinterbrachte es dem Kaiser, der eben zu Pferde gesessen. Da schwang sich der Kaiser schnell wieder vom Pferde, eilte in die Kirche, und traf seine Mutter in dieser Lage an. Er hob sie auf, und umarmte sie mit innigster Rührung.“ Geh, sagte endlich Mathilde, der Abschied wird mir immer schwerer. Wir werden uns nicht mehr sehen!

Der Kaiser trat nun seine Reise unter vielen Thränen an, durchreiste einige Städte von Thüringen, und begab sich dann mit seinem kleinen Sohne Otto wieder nach Italien und Rom.

Von diesem Zeitpunkte an fühlte Mathilde von Zeit zu Zeit die Abnahme ihrer Kräfte; nur ihr wohlthätiges Herz verlohr nie seine Kraft. Sie durchreiste noch viele Städte Sachsens, bis sie endlich zu Quedlinburg angekommen, wo sie ihr herannahendes Ende vorhersagte, und schwer erkrankte. Während ihrer Krankheit befahl sie, Jedermann den Zutritt zu ihr zu gestatten. Und jeder, der sie besuchte, gieng mit Rührung, Trost und erhabenen Lehren hinweg. Wie die Armen

weinten und beteten, läßt ſich leichter
en als beſchreiben.

Nachdem ſie endlich mit allen Heiligen
chen, die große Stunde ſich nahen ſah, ſo
ſie noch ihre Enklinn Mathilde an ihr
rbebette rufen, und überreichte ihr ein Buch,
in die Namen ihrer verſtorbenen Voräl-
und Ahnen gezeichnet waren. Sterbend
ſie noch einigemale ihre Blicke zu dem Him-
empor; ſchloß dann ſanft und ruhig ihre
gen, und gieng zu Gott: im Jahre 968.
der Lebensgeſchichte Mathildis, welche auf Befehl des
Heinrichs des Heiligen verfaßt worden. M. ſ. *Mabillon.*
al. Ben. Tom. III. und Bolland. *Tom. II.*

14.

iſabeth oder Iſabella Königinn von Portugal.

Dionys König von Portugal gebo-
im Jahre 1261 vermählte ſich im Jahre
82 mit Iſabella des Königs Petrus III.
n Arragonien Tochter, einer Prinzeſſinn von
vielen Vorzügen, daß ſich über dieſe Hey-
h ganz Portugal freute.

Schon der Geburtstag Eliſabeths war ein für die Menſchheit wohlthätiger Tag; denn er verſöhnte ihren Vater mit ſeinem Großvater Jakob dem Großen, und ſchien ein Vorbothe zu ſeyn, daß ſie von dem Himmel berufen wäre, in der Folgezeit die größte Verſöhnerinn getrennter Herzen, und die Vermittlerinn in den blutigſten Kriegen und Empörungen zu werden. Und ſchon in ihren jüngſten Jahren gab ſie ſolche Beyſpiele der Frömmigkeit, daß ihr Vater ſagte: die Tugend ſeiner Tochter ſey an dem Glücke ſeiner Staaten Urſache. — Wenn aber je eine Geſchichte geeignet iſt, die Kraft einer tugendhaften Dame über das Herz ihres Gatten, über die Leiden der Zeit, über die Wuth der Cabalen; ja ſelbſt über die Macht ganzer Kriegsheere, und erbitterter Partheyen darzuſtellen, ſo iſt es die Geſchichte Eliſabeths.

Der König Dionys lernte gleich anfangs die außerordentlichen Geiſtesgaben ſeiner unvergleichlichen Gattinn kennen und ſchätzen; und Eliſabeth erhielt dadurch einen ſo wichtigen Einfluß in die Geſchäfte der Regierung, daß die portugeſiſchen Geſchichtſchreiber einen großen Theil der Verdienſte des Königs von Eliſabeths Einwirkung hergeleitet haben. Der große Ein-

druck, den ſie in wichtigen Angelegenheiten bey dem Volke machte, rührte vorzüglich daher, weil ſie die Würde und den Glanz einer Königinn mit der Herablaſſung und Wohlthätigkeit einer Mutter des Landes ſo ſchön zu vereinigen wußte, daß das Volk nicht wußte, ob es ſeine Königinn mehr bewundern oder lieben ſollte. Sie betrachtete ihr eigenes Vermögen als ein Geſchenk des Himmels, um Gott und die Menſchheit an demſelben Theil nehmen zu laſſen. So oft ſie ein unvollendetes Gebäud erblickte, welches aus Mangel an Geld oder Unterſtützung nicht mehr fortgeführt werden konnte; ſo öffnete ſie ohne Verzug ihre wohlthätige Hand; beſonders wenn es ein Krankenhaus, eine Kirche, oder eine Waſſerleitung zum Beſten der Einwohner betraf. Unter andern vollendete ſie ein von einem Biſchofe begonnenes, und durch deſſen Tod unterbrochenes Haus für die ausgeſetzten Kinder, und verſah es mit einer reichlichen Stiftung. Sie zeigte ſich gegen dieſe armen Kinder ſo wohlthätig und liebreich, daß ſie ſelbe nicht nur von Zeit zu Zeit beſuchte, ſondern ſammt den Ammen, welche die Unmündigen auf den Armen trugen, öfter nach Hofe kommen ließ, und ihnen Speiſen reichte; wo ſie ſich dann ganz in der Größe einer Mutter

der Verlassenen zeigte, und das innigste Vergnügen fühlte, wenn so viele arme Unschuldige ihre Aermchen zu ihr hinstreckten. Die heranwachsenden ließ sie theils weibliche Arbeiten, theils eine Handthierung lernen; und wenn diese, um ihr Glück weiter in der Welt zu machen, bey dem Abschiede von ihrer königlichen Wohlthäterinn den Saum ihres Kleides mit Dankesthränen küßten; so deutete sie ihnen allemal auf das Haus hin, wo sie erzogen worden, und sprach: „Wenn ihr krank, unglücklich, oder elend werdet; so kehret wieder dahin zurück; denn dort wohnet euere Mutter!“

Auf die Verherrlichung der Tempel und des öffentlichen Gottesdienstes verwendete sie nicht geringe Summen; denn nach der hohen Idee, welche sie von Gott und Gottes Gegenwart gefaßt hatte, konnte der Gottesdienst in ihren Augen zur Huldigung und Erweckung eines höhern Sinnes nicht feyerlich genug gefeyert werden. – Jene einsamen Hallen, worin das Lob des Allerhöchsten erscholl, während andere Menschen schliefen; – der Uebung der evangelischen Räthe, der Kultur des Landes und der göttlichen Wissenschaften gewidmet, welche sie so großmüthig unterstützte, will ich mit Stillschweigen überge-

hen, um dem partheyiſchen Zeitgeiſte keine Ge-
legenheit zu geben, auf. Eliſabethens Karakter
einen unverdienten Schatten zu werfen. Die
Menſchheit zu veredlen, oder verſchlimmerte Men-
ſchen zu beſſern, lag ihr ſo ſehr am Herzen,
daß ſie nicht nur zu Leiria eine Stiftung mach-
te, worin die Kinder armer Aeltern, vorzüglich
in den Grundſätzen der Religion unentgeldlich
unterrichtet und verpfleget wurden; ſondern ſie
errichtete auch in der Stadt der Neuen Thür-
me ein Aſyl der Keuſchheit, in welchem alle
Mädchen Erbarmung und Unterſtützung fanden,
die ihr ausſchweifendes Leben bereueten, und aus
dem Tempel der Venus in den Schooß der Ver-
ſöhnung und Tugend zurückkehrten. Welcher
Abſtand der Zeiten! — Kurz! alles, was das
Wohl der Menſchheit, und das Beſte des Staats
und der Religion betraf, war eine Angelegen-
heit ihres Herzens; nichts aber unternahm ſie
ohne Vertrauen auf Gott, und ohne heimlich
oder öffentlich den Beyſtand desjenigen angeru-
fen zu haben, in deſſen Hand die Herzen der
Könige ſind.

Doch! ſollte man nicht auch hier glauben;
der Himmel belohne die Tugend nicht; wenn man
nach ſo vielen ſchönen Handlungen die Leiden be-

trachtet, welche jetzt das Herz der besten Königinn zu martern und zu zerreißen anfiengen? Ohne Zweifel dringen sich denjenigen solche Gedanken auf, welche weder wissen, noch glauben wollen, was der lohnende Gott seinen Geliebten und Duldenden in einer bessern Welt zubereitet hat.

Nachdem Elisabeth und Dionys stets heilig in Erfüllung ihrer ehelichen Pflichten — in der zärtlichsten Eintracht acht Jahre hindurch glücklich gelebt hatten; nachdem sie bereits eine Tochter Constantia, und einen Erben der Krone, Alphons als die schönsten Früchte und Unterpfänder ihrer Liebe sahen; so wurde mit einem Male das Herz des Königs von seiner treusten Königinn abgewendet, ohne Zweifel nicht ohne Einfluß böser Menschen, denen Elisabeths Tugend und Weisheit im Wege standen. Ein Schritt der Ausschweifung zieht bald den andern nach sich: und so vergaß und verirrte sich Dionys in kurzer Zeit so weit, daß der betrübten und klugen Königinn gleich anfangs nichts anders übrig blieb, als ihr Schicksal und ihre Thränen dem Himmel zu empfehlen. Sie benützte zwar in der Folge jeden günstigen Augenblick, ihrem Gemahle mit der größten Gelindig-

keit, mit Sanfmuth und Vergebung eine, und die andere Vorstellung zu machen; allein da diese nichts fruchteten, so suchte sie an seinen Mitschuldigen, ihren Feindinnen eine Rache zu nehmen, wie sie nur immer die gekränkte und verzeihende Tugend einer christlich heroischen Seele nehmen kann. Sie überhäufte dieselben mit Wohlthaten, und schreckte sie mit Gnaden zurück. Ja sie that noch mehr: sie nahm die ausserehelichen Kinder in ihren Schutz, übergab sie frommen Frauen, und hielt ihnen in der Folge eigene Lehrer, um sie in aller Gottesfurcht für den Himmel zu erziehen. Niemals aber hörte man sie weder über den König, noch über ihre Leiden klagen. So ein Betragen mußte freylich die noch nicht ganz erloschenen Funken der ehelichen Liebe in dem Herzen des Königs neuerdings erwecken, und ihn bewegen, sich seiner edelsten Gattinn zu nähern; allein kaum hatte dieses die vielköpfige Cabale, die jeden Schritt der Großen mit funkelnden Augen beobachtet, bemerket; so ward schon ein neuer Kunstgriff erdacht, das Herz des Königs vollends von seiner Gattinn zu trennen. Elisabeth hatte unter ihren Pagen einen edlen Jüngling, den sie wegen seiner vortrefflichen Sitten, wegen seiner Tugend und Genauigkeit in Erfüllung seiner Pflich-

ten vorzüglich schätzte. Ein anderer benützte diesen Vorzug, um dem König den nachtheiligsten Begriff von Elisabeths Untreue beyzubringen, und beyde verdächtig zu machen. Es ist leider eine traurige Erfahrung, daß tief gesunkene Menschen, wenn man ihnen von Fehltritten anderer Menschen, die sie selbst begangen haben, spricht, nur zu leichtgläubig sind. Das Wort des falschen Angebers fand sogleich Eingang in dem Herzen des [illegible]auschten Dionys. Er dachte auf Rache ohne zu untersuchen. Da er nun, um freye Luft zu schöpfen, an dem Ufer der Monda spazieren gieng, und sich einem Kalkofen näherte, ließ er den Vorsteher desselben zu sich kommen, und machte ihm den geheimen Auftrag, denjenigen, der morgen frühe hieher kommen, und fragen würde, ob des Königs Befehl vollzogen sey, ohne weiters in den Kalkofen zu werfen und zu verbrennen. Bey seiner Zurückkunft ertheilte dann der König dem unschuldigen Pagen den Befehl, daß er morgen frühe auf den Kalkofen hingehen, und nachfragen solle, ob man seinen Befehl vollzogen habe? Der arglose Jüngling trat also am folgenden Morgen ruhig seinen Weg gegen den Kalkofen an. Unterwegs hört er das hellklingende Glöckchen einer benachbarten Kapelle das Zeichen zur heilige

esse geben. Er kannte den Wunsch und den illen der Königinn seiner Gebietherinn bey rgleichen Gelegenheiten nur zu gut, als daß es unterlassen sollte, dem Gottesdienste bey= wohnen. Er hörte die Messe nach seiner Ge= hnheit in heiliger Andacht, und da nach de= r Vollendung auch eine Zweyte begann; so ohnte er auch dieser bey. In der Zwischen= t konnte sein Feind und Angeber den Augen= ck kaum erwarten, um dem König die Nach= ht seines vollzogenen Befehles zu hinterbrin= n. weswegen ihn auch der König dahin schick= ; und in der Meynung, daß bereits alles ge= hehen sey, begab er sich zu dem Kalkofen, und kundigte sich, wie sie den Befehl des Königs llzogen hätten. Man ergriff ihn ohne wei= es, und ungeachtet aller Vorstellungen, die machte, daß sie an dem Unrechten wären, ard er in den Kalkofen geworfen. Bald dar= f erschien der unschuldige Page, und entle= gte sich seines Auftrages, worauf ihm der ufseher zur Antwort gab: Alles wäre gesche= n, wie es der König befohlen hätte. Der ine Bothe, der von der Hand der waltenden ürsehung geschützte Jüngling, kehrte nun zur esidenz zurücke, und hinterbrachte diese Both= haft dem König. Kaum sah der König den

Jüngling; kaum hörte er die obigen Worte aus seinem Munde; so durchlief ein kalter Schauder seinen ganzen Körper. Er staunte über das unerwartete Ereigniß, und erkannte mit zum Himmel gewandten Blicke den großen Rächer der Bosheit, und den Retter der Unschuld. Von diesem Zeitpunkte an war Dionys nur darauf bedacht, sich mit Gott zu versöhnen, die Liebe seiner Gattinn zu verdienen, und gegen seine Untergebenen gerecht zu seyn. — Ohne Zweifel schilderten Schiller und Holbein diese Begebenheit unter der Aufschrift: Fridolin oder der Gang nach dem Eisenhammer: wo Schiller so schön sagt:

„Nun ruft der Graf, und steht vernichtet;
Gott selbst im Himmel hat gerichtet!“

Elisabeths edles und großmüthiges Betragen in allen häuslichen Leiden konnte der Welt eben so wenig verborgen bleiben, wie ihre ausnehmende Klugheit und Einsichten. Sie erhielt das Zutrauen des In- und Auslandes; denn man nannte sie nur die weise, die heilige Königinn. Die ansehnlichsten Familien bathen sie um ihre Entscheidung oder Vermittlung in den wichtigsten Angelegenheiten: empörte Gemüther

vereinigten ſich auf ihre Zuſprache: und mehr denn einmal wand ſie dem erbitterten Krieger das Schwert aus der Hand. Wo ſich immer die Königinn von Portugal zeigte, da blühte die Palme des Friedens. Nur der hinreißenden Tugend und Beredſamkeit Eliſabeths glückte es, das in zwey Partheien getheilte Liſabon, und die im Streit verwikelten Bürger auszuſöhnen. — Bey der drohenden Fehde, die ſich zwiſchen dem Könige und ſeinem Bruder ergab, machte ſie mit ihren eigenen Beſitzungen ein Opfer, um das Blutvergieſſen zu verhindern. — Die entzweyten Könige Jakob von Arragonien, und Ferdinand von Kaſtillien, welche zu vereinigen mehrere Fürſten ſich vergebens bemühet hatten, brachte ſie nach vielen Vorſtellungen dahin, daß ſie ihren Gemahl Dionys zum Schiedsrichter ernannten. Es kamen dann die drey Könige, und die drey Königinnen zu Tarragona mit großer Pracht und Glanze zuſammen, wo ſich Eliſabeths Geiſt über alle Anweſende erhob, und ſo glücklich wirkte, daß wiewohl nicht ohne große Mühe und äußerſte Anſtrengung von Seite Eliſabeths Friede und Freundſchaft zu Stande gekommen. — Durch eine ähnliche Zuſammenkunft und Vermittlung machte ſie auch dem Kriege zwiſchen ihrem Ge-

mahl und der Krone Kastilliens ein Ende; wo man sich schon wechselseitig Land und Städte wüthend verheerte. Die wahrhaft große Königinn wußte es nur zu gut, daß der Wohlstand der Menschen und Staaten nur im Frieden gedeihen könne, und benützte in reger Übereinstimmung mit dem Könige jede ruhige Pause, um das Beste des Vaterlandes zu befördern. Daher kam es auch, daß erst unter dieser Regierung Portugal seinen Vortheil aus seiner Lage zu ziehen lernte, und sich zu einem handelnden Staat emporgeschwungen. Die Wissenschaften wurden unterstützt, und ein Ritterorden und eine hohe Schule zu Lisabon errichtet.

Elisabeth und Dionys waren nun bereits in Jahren vorgerückt, und konnten jetzt mit Recht erwarten, daß ihr Sohn Alphons ihr Erstgebohrner und Erbe des Thrones, ihnen nach Kräften die Bürde der Regierung erleichtern, ihre Tage versüßen, und die Stütze ihres Alters seyn würde. Allein die Tugend der königlichen Mutter sollte noch ferner geprüft werden, und der unglückliche Vater mußte die Folgen empfinden, die aus seinem Beyspiele und der unbeschränkten Freyheit, die er aus

übertriebener Zuneigung von Jugend auf seinem Sohne gestattet hatte, entsprungen waren. Schon lebte der Vater dem Sohne, der König dem Thronerben zu lange. Alphons nebenbey von niedrigen Menschen umgeben, und berathen, die anstatt nach allen Kräften dahin zu arbeiten, die königliche Familie, besonders Vater und Sohn in der glücklichsten Harmonie zu erhalten, vielmehr ein zerstörendes Feuer belebten, faßte mit selben den Entschluß, seinen Vater zu überfallen, und vom Throne zu stürzen. Zum Glück ward der Plan entdeckt, und der ergrimmte König sammelte unverzüglich ein Heer, um seinen Sohn, der sich zu Scalabis befand, und sich bereits einen bedeutenden Anhang verschaft hatte, einzuschließen, und zu tödten. In dieser schrecklichen Lage schickte Elisabeth eilends in alle Gegenden Bothen aus, um den Sohn von dem Vorhaben des Vaters zu berichten, und ihn auf andere Gesinnungen zu bringen. Alphons zog sich zwar zurücke; war aber keineswegs zu friedlichen Gesinnungen zu bewegen. Diese ganz aus dem mütterlichen Herzen hervorgegangene Handlung der Königinn zog ihr die äußerste Verfolgung zu. Man beschuldigte sie eines Einverständnisses mit ihrem Sohn, und so wurden der unglücklichen

Elisabeth nicht allein ihre Güter und ihr Vermögen abgenommen, sondern man verwies sie über das nach Alanguer, und bezeichnete ihr sogar die Grenze, die sie nimmermehr überschreiten durfte. Elisabeth, die bereits bey so vielen widrigen Ereignissen durch ihre Tugend Stand gehalten hatte, fügte sich auch in dieses Unglück mit Geistes-Entschlossenheit. Man sah sie aber bey Tag und bey Nacht ihre Hände zum Himmel ringen, und hörte sie laut für ihren Gemahl und König, für ihren Sohn und das Vaterland bethen. Doch wie ward jetzt das Herz der verbannten Königinn erschüttert, da sie die Nachricht erhielt, daß der bürgerliche Krieg nunmehr in das wildeste Feuer ausgebrochen, und Vater und Sohn sich mit gewaltigen Heeren gegenüber stehen, und schlagen: verwandte Schaaren, befreundte Familien, vaterländische Fahnen gegeneinander, Bürger gegen Bürger, Unterthanen gegen den König, der Sohn wider den Vater im erbittertem Kampfe: Schon wären einige Treffen geliefert, und auf den blutigen Ebenen des Vaterlandes lägen die Leichen der Eingebornen. Alles käme jetzt auf eine große entscheidende Schlacht an. In dieser entsetzlichen Lage stellten sich der unglücklichen Mutter, Gattin und Königinn

die traurigſten Bilder vor Augen: jetzt glaubte ſie das Blut, oder den Leichnahm ihres Sohnes ſchon zu ſehen; jetzt zitterte ſie vor einem bevorſtehenden Vatermord: jetzt ſah ſie die Trümmer des Reiches, und dann ihre Lebensgefahr, wenn ſie die ihr bezeichnete Grenze überſchreiten würde. Allein ihr Leben der Gefahr auszuſetzen, um ihren Sohn, den König und das Vaterland, wenn es noch möglich, zu retten, hielt ſie für eine höhere Pflicht. Entſchloſſen überſpringt ſie die Grenze, und eilet mit dem kleinſten Gefolge zur Armee, um ihren Sohn aufzuſuchen, und ihn zur Ausſöhnung zu bereden. Sie kam endlich gerade in dem Augenblicke an, da von beyden Theilen das Handgemenge begann. Schwerter und Spieße blizen und klingen: eiſerne Stöße und Hiebe durchrauſchen die Luft, und Pfeile fliegen über das Haupt der Königinn. Unerſchrocken durchläuft ſie ganze Reihen, und bittet die Kämpfenden inzuhalten: ſie bewegt Himmel und Erde: wo iſt mein Sohn? ruft ſie durch alle Reihen. Endlich erblickt ſie ihn: ſie ſtürzet ſich auf ihn hin, ſie drohet, ſie bittet, ſie weint; und wie wenn Gottes Kraft und Stärke in ihren Worten und Thränen wären; das Herz des Sohnes wird durchbohrt; und Alphons entſchließt ſich, ſich ſeinem Vater

und König zu unterwerfen. Es wird das Zeichen zum Rückzug gegeben, und Alphons erſcheint von ſeiner Mutter angeführt, und nur von ſechs Reitern begleitet vor ſeinem Vater und König. Er wirft ſich ihm zu Füßen, und bittet um Verzeihung. Der Anblick des weinenden Kriegers, und die kühne That der Königinn wirkte ſo glücklich auf das Herz des erzürnten Vaters, daß er nicht allein ſeinem Sohne verzieh; ſondern ihn neuerdings als Nachfolger beſtättigte. Er fügte aber die Erklärung hinzu; daß wenn Alphons ſich noch einmal erfrechen ſollte, ſein Wort zu brechen, ſo würde er nimmermehr den verzeihenden Vater finden; es ſollte kein Platz zwiſchen Himmel und Erde ſeyn, wo er ihn nicht aufſuchen, und die ſchrecklichſte Rache nehmen würde.

Der König umarmte dann die Königinn auf das zärtlichſte, und ließ ihr alle Güter zurückegeben; Eliſabeth aber blieb von dieſer Stunde an, an der Seite Dionys, wie allemal, ſeine treueſte Gattinn.

Nun ward zwar Ruhe im Reiche; allein die Geſundheit des Königs fieng an zu wanken. Das feindliche Betragen des Sohnes mag hiezu nicht wenig beygetragen haben; denn

dergleichen Leiden sind ganz dazu geeignet, daß die Haare bestürzter Väter und Mütter vor der Zeit verdorren; und ihr Lebensende beschleunigen.

Der König ward bald auf das Krankenlager hingestreckt. Da zeigte sich nun Elisabeths Seelengröße und Güte in voller Kraft. Sie spendete reichliches Allmosen unter die Armen aus. Nimmermehr entfernte sie sich von dem Krankenbette ihres Gemahls: sie blieb bis zu seinem letzten Lebenshauche seine erste Wärterinn; und gab der spätesten Nachwelt das königliche Beyspiel, wie man alle ehelichen Pflichten bis zum Tode erfüllen – wie man Leiden und erlittene Unbilden vergessen – vergelten soll.

Gottes Willen ergeben, und voll des Dankes gegen seine beste Gattinn schloß nun Dionys seine Laufbahn im Jahre 1336. Seine Leiche wurde mit fürstlicher Pracht zur Erde bestattet, und die königliche Wittwe begleitete sie zu Fuße in der Kleidung einer armen Frau.

Von diesem Zeitpunkte an war Elisabeth entschlossen in stiller Einsamkeit zu leben, und ihren thätigen Geist einzig mit höhern Betrachtungen zu beschäftigen; während ihr wohlthäti-

ges Herz ſich in ſtillen Wohlthaten glücklich fühlte. Allein der Ruhm ihrer ausgezeichneten Klugheit war zu ſehr verbreitet und geachtet, als daß man ſie nicht ferner in den wichtigſten Angelegenheiten um ihre Verwendung hatte bitten ſollen. Nachdem eine neue Fehde zwiſchen Portugal und Kaſtillien ausgebrochen, ſo unternahm ſie auf Bitten und Zureden auch dieſes Geſchäft, um ihren Sohn mit dem König von Kaſtillien auszuſöhnen. Ungeachtet ihrer abnehmenden Kräfte machte ſie dennoch die beſchwerlichſte Reiſe, und brachte die Ausſöhnung und den Frieden glücklich zu Stande; kaum aber hatte ſie auch dieſes große Liebeswerk für die Menſchheit vollendet; ſo erkrankte ſie ſchwer. Die Aerzte ſahen zwar noch keine Gefahr; allein die Königinn fühlte ſich, und wollte den Zeitpunkt nicht abwarten, wo es oft ſo ſchwer läßt, wirken zu können. Nachdem ihr letzter Wille entworfen und unterzeichnet war, traf ſie die große Anſtalt zur Abreiſe aus dieſer Welt, und verlangte mit allem Heiligen verſehen zu werden. Nun verſuchte ſie auf ihrem Krankenlager den Reſt ihrer Kräfte, um ſich empor zu heben; und da ſie ſich noch ſtark genug empfand, ließ ſie ſich das prächtigſte ihrer Kleider anziehen, und empfieng im kö-

viglichen Schmucke aus der Hand des Prieſters auf ihre Knie niedergeſunken das letzte heiligſte Abendmahl unter unzähligen Thränen aller Anweſenden. Nach wenigen Tagen ward die beſte Königinn eine Leiche im 65. Jahre ihres Alters. Sie verſchied ſanft und ruhig, und ihr Geiſt floh in jene glückliche Regionen, wo die Palme des Friedens nie verblüht. *Wadding Annales Minorum Tom. VI. p. 185. seqq.* — Allg. Weltgeſchichte von Guthrie ꝛc. XII. B. S. 464. Goldhagen III. B.

Die Kirche feyert ihr Feſt am 8. Julius, und nennt ſie im öffentlichen Kirchengebete die Verſöhnerinn der Kriegesheere. — Sollte man nicht bey dieſer Betrachtung im hohen Gefühle der Religion ausrufen: Ehre ſey Gott im Himmel! und Friede den Menſchen, die eines guten Herzens ſind!

Verbeſſerungen.

S. 24. Jacobs verlohrnes Augenlicht ſtatt Iſaaks.
— 102. centent ſtatt — — — sontent.